

Was ist so schön am Eigenheim Ein Lebensstilkonzept des Wohnens

W. Moser, D. Reicher

Berichte aus Energie- und Umweltforschung

17/2002

Impressum:

Eigentümer, Herausgeber und Medieninhaber:
Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie
Radetzkystraße 2, 1030 Wien

Verantwortung und Koordination:
Abteilung für Energie- und Umwelttechnologien
Leiter: DI Michael Paula

Liste sowie Bestellmöglichkeit aller Berichte dieser Reihe unter <http://www.nachhaltigwirtschaften.at>
oder unter:

Projektfabrik Waldhör
Nedergasse 23, 1190 Wien
Fax 01 /36 76 151 - 11
Email: projektfabrik@nextra.at

Was ist so schön am Eigenheim

Ein Lebensstilkonzept des Wohnens

Auftragnehmer:
Mag. Winfried Moser, Dr. Dieter Reicher

Autoren:
Mag. Winfried Moser
Dr. Dieter Reicher
Mag. Rainer Rosegger
Mag. Monika de Frantz
Mag. Margarethe Havel

SCAN – Moser Rosegger KEG

Graz, Juli 2002



Vorwort

Der vorliegende Bericht dokumentiert die Ergebnisse eines beauftragten Projekts aus der zweiten Ausschreibung der Programmlinie *Haus der Zukunft* im Rahmen des Impulsprogramms *Nachhaltig Wirtschaften*, welches 1999 als mehrjähriges Forschungs- und Technologieprogramm vom Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie gestartet wurde.

Die Programmlinie *Haus der Zukunft* intendiert, konkrete Wege für innovatives Bauen zu entwickeln und einzuleiten. Aufbauend auf der solaren Niedrigenergiebauweise und dem Passivhaus-Konzept soll eine bessere Energieeffizienz, ein verstärkter Einsatz erneuerbarer Energieträger, nachwachsender und ökologischer Rohstoffe, sowie eine stärkere Berücksichtigung von Nutzungsaspekten und Nutzerakzeptanz bei vergleichbaren Kosten zu konventionellen Bauweisen erreicht werden. Damit werden für die Planung und Realisierung von Wohn- und Bürogebäuden richtungsweisende Schritte hinsichtlich ökoeffizientem Bauen und einer nachhaltigen Wirtschaftsweise in Österreich demonstriert.

Die Qualität der erarbeiteten Ergebnisse liegt dank des überdurchschnittlichen Engagements und der übergreifenden Kooperationen der Auftragnehmer, des aktiven Einsatzes des begleitenden Schirmmanagements durch die Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik und der guten Kooperation mit dem Forschungsförderungsfonds der gewerblichen Wirtschaft bei der Projektabwicklung über unseren Erwartungen und führt bereits jetzt zu konkreten Umsetzungsstrategien von modellhaften Pilotprojekten.

Das Impulsprogramm *Nachhaltig Wirtschaften* verfolgt nicht nur den Anspruch, besonders innovative und richtungsweisende Projekte zu initiieren und zu finanzieren, sondern auch die Ergebnisse offensiv zu verbreiten. Daher werden sie auch in der Schriftenreihe "Nachhaltig Wirtschaften konkret" publiziert, aber auch elektronisch über das Internet unter der Webadresse www.hausderzukunft.at dem Interessierten öffentlich zugänglich gemacht.

DI Michael Paula

Leiter der Abt. Energie- und Umwelttechnologien

Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie

Was ist so schön am Eigenheim?

Ein Lebensstilkonzept des Wohnens.

Endbericht

Graz, im Juli 2002

Projektleitung

Winfried Moser

Rainer Rosegger

Dieter Reicher

Mitarbeit

Monika De Frantz

Margarethe Havel

0.1 Inhaltsverzeichnis

0.1 Inhaltsverzeichnis.....	2
0.2 Kurzfassung des Endberichts	4
0.3 Summary of the final Report.....	6
0.4 Einleitung	8
Teil 1: Aufarbeitung der empirischen Ergebnisse (Moser, Reicher, Rosegger)	12
1.1 Lebensstile	12
1.1.1 Zur theoretischen Konstruktion des Modells.....	12
1.1.2 Zur praktischen Konstruktion des Modells.....	14
1.1.3 Eine kurze Beschreibung der Lebensstile.....	15
1.2 Lebensstile, Wohnformen und latente Motive	19
1.2.1 Lebensstile und Wohnform: Jedem das Seine	20
1.2.2 Die „interessantesten“ Lebensstile: Wer läßt sich umstimmen?	23
1.3 Latente Motive: Theoretische Annäherung und empirische Ergebnisse.....	28
1.3.1 Traumbilder - Traumbildner.....	28
1.3.2 Status: Über den Symbolwert eines Hauses	30
1.2.3 Exkurs: Die Unschlagbarkeit des Hauses – Rationale Umwertung und die „eigene Erfahrung“	42
1.2.4 Frustrationsmotive: Das Haus als Kompensationsgeschäft.....	47
1.2.5 Der Biedermeierindex: Privatheit und Öffentlichkeit	51
1.4 Fazit: Ergebnisse und Schlußfolgerungen	62
Teil 2: Theoretische Grundlagen des Themas Einfamilienhaus (de Frantz).....	67
2.1 Einleitung	67
2.2 Wohnen im Kontext sozio-ökonomischer Prozesse	69
2.2.1 Wohnen in Österreich: Zahlen, Daten, Fakten zur Wohnform Einfamilienhaus	69
2.2.2 Siedlungsentwicklung zwischen Konzentration und Dezentralisierung	76
2.2.3 Suburbanisierung und Gentrifizierung.....	81
2.3 Eine politische Ideengeschichte des Eigenheims	86
2.3.1 Das Eigenheim als Symbol bürgerlicher Werte.....	86
2.3.2 Die Wohnfrage im Spannungsfeld der frühen Gesellschaftspolitik.....	90
2.3.3 Die Ursprünge des Eigenheims: Theoretiker und erste Wohnexperimente	92
2.3.4 Österreichische Wohnungspolitik zwischen Gemeinnutzen und Eigentum.....	97
2.4 Die Ästhetik des Eigenheims: Entwicklung von Architektur und Wohngeschmack.....	103
2.4.1 Moderne Siedlungskonzepte zwischen Stadt und Land.....	103
2.4.2 Eigenheimästhetik zwischen Funktionalismus und traditionell-ländlichem Stil	105
2.5 Gesellschaftlicher Wandel und Abkehr vom Eigenheim	108
2.5.1 Österreichs Gesellschaft im Wandel	108
2.5.2 Postmaterialistische Kritik an der Eigenheimidee.....	110
2.5.3 Neue Haushaltsformen verändern die Wohnbedürfnisse	112
2.6 Das Lebensstilkonzept als theoretischer Ansatz zur Analyse des Eigenheims.....	114
2.6.1 Klassen, Schichten, Lebensstile	115
2.6.2 Theoretische Entwicklung des Lebensstilansatzes	117
2.6.3 Lebensstilansatz und Wohnbedürfnisse	123
2.7 Lebensstil Eigenheim: einige ausgewählte Hypothesen.....	125
2.7.1 Sozio-ökonomische Struktur determinanten der Wohnform Eigenheim	126
2.7.2 Lebensphasen und Eigenheim	129
2.7.3 Lebensstilgruppen und Eigenheim	132
2.8 Zusammenfassung	135
Teil 3: Anhang	139
3.1 Stichprobenplan.....	139
3.2 Qualitative Interviews, Phase 1 (Havel)	140
3.3 Qualitative Interviews, Phase 2	144
3.4 Literatur	144
3.5 Genaue Beschreibung der Lebensstile (Rosegger).....	149
3.5.1 Ländlich etablierter Typ	149
3.5.2 Jugendliche Hedonisten.....	151
3.5.3 Jung familiärer Typ.....	152
3.5.4 Urbaner Aufsteiger.....	154
3.5.5 Ländlich familiärer Typ	155
3.5.6 Ländlich zurückgezogener Typ.....	157
3.5.7 Urban etablierter Typ.....	158
3.6 Faktoranalysen (Rosegger).....	159
3.7 Die Korrespondenzanalyse (Rosegger)	161
3.8 Erhebungsbögen.....	163

Grafiken und Tabellen

Darstellung 1: Korrespondenzanalyseplot Lebensstile – Aktive Variablen	16
Darstellung 2: Korrespondenzanalyseplot Lebensstile – Passive Variablen.....	16
Darstellung 3: Lebensstile und Wohnform	20
Darstellung 4: Lebensstilgruppen, Wohnstatus und Wohnwunsch	24
Darstellung 5: Wohnform und Statusrelevanz	36
Darstellung 6: Arbeits- und Lebensfrustration nach Lebensstilen (Indizes)	49
Darstellung 7: Einfluß von Arbeits- und Lebensfrustration auf den Wohnwunsch nach Lebensstilgruppen (R-Square) ..	50
Darstellung 8: Einfluß von Arbeits- und Lebensfrustration auf den Wohnwunsch urbaner Aufsteiger (Regr.-koeff.)	50
Darstellung 9: Lebensstile und Rückzug	56
Darstellung 10: Wohnform, Privatheit und Öffentlichkeit	60
Darstellung 11: Lebensstile, Privatheit und Öffentlichkeit.....	61
Darstellung 12: Stichprobe nach Wohntyp und Lage	139
Darstellung 13: Orte, in denen Interviews durchgeführt wurden.....	140
Darstellung 14: Daten über die ausgewählten Orte.....	140
Darstellung 15: Faktormatrizen für die Berechnung der Lebensstile	160
Darstellung 16: Interpretation der Korrespondenzanalyse – Grafik I	162
Darstellung 17: Interpretation der Korrespondenzanalyse – Grafik II	163

0.2 Kurzfassung des Endberichts (deutsch)

0.2.1 Projektziele

Das freistehende Einfamilienhaus ist eine ökonomisch, ökologisch und individuell ressourcenintensive Wohnform. Trotzdem wünscht sich ein Großteil der Österreicher, in so einem Haus zu wohnen. Diese Studie zeigt, welche tieferliegenden Motive zu diesem Wunsch führen und warum es in vielen Fällen schwierig ist, in diesem Bereich einen Umdenkprozess zu initiieren. Darüberhinaus werden jene Lebensstilgruppen identifiziert, bei denen – mit geeigneten Maßnahmen – ein solcher Umdenkprozeß doch stattfinden könnte. Damit bietet sie Grundlage für ein im Sinne der Programmlinie durchgeführtes Marketingkonzept für verdichtete Wohnformen.

0.2.2 Projektinhalt

Im ersten Teil, in dem die empirischen Ergebnisse der Studie dargestellt werden, wird folgenden Fragen nachgegangen: Warum hat das Wohnen in Einfamilienhäusern so einen hohen Stellenwert? Welchen Lebensstilgruppen sind die Menschen zuzuordnen, die in Einfamilienhäuser ziehen wollen? Welche Lebensstilgruppen sind „unentschlossen“, was die Wahl der Wohnform anbelangt (und damit: beeinflussbar). Was sind die latenten Motive, die sie dazu bewegen, bestimmte Wohnformen zu bevorzugen? Welche Bilder sind mit dem Begriff Einfamilienhaus verknüpft? Wie „rational“ ist die Entscheidung für eine bestimmte Wohnform?

Ziel des zweiten Teils der Arbeit ist es, den Wunsch nach dem Eigenheim, der dem Einzelnen oft als sehr individuelle Lebensentscheidung erscheinen mag, in einen breiteren Kontext sozio-ökonomischer und ideengeschichtlicher Theorien zu stellen.

0.2.3 Methoden und Datengrundlage

Die Forschungsergebnisse beruhen auf folgenden Grundlagen:

- ❖ Intensive Literaturrecherche
- ❖ 13 Experteninterviews, 8 Bewohnerinterviews
- ❖ 494 Interviews mit Bewohnern verschiedener Wohnformen in unterschiedlichen Siedlungsgebieten. Bearbeitung mit multivariaten statistischen Methoden.
- ❖ 4 Tiefeninterviews mit Vertretern bestimmter Lebensstile

0.2.4 Ergebnisse

1. Die Wahrscheinlichkeit, in einem Einfamilienhaus zu wohnen differiert stark mit verschiedenen Lebensstilen. Für Vertreter bestimmter Lebensstile ist der Hausbesitz nahezu als „obligatorisch“ zu bezeichnen. Deren Wunsch nach einem Haus wird man jedoch kaum beeinflussen können. Für Vertreter anderer Lebensstilgruppen ist das Ergebnis jedoch keineswegs so genau vorherzusehen. Vor allem urbane Aufsteiger und urban Etablierte sollten im Zentrum des Interesses stehen, weil es in diesen beiden Gruppen keine klaren Prädispositionen für eine bestimmte Wohnform gibt.

2. Dem Wunsch nach einem Einfamilienhaus ist, da wo er schon einmal besteht, argumentativ kaum beizukommen, weil dieser Wunsch auf einer bewußten Ebene sehr stark durch emotional besetzte Grundthemen besetzt ist. Das Haus ist verbunden mit Familie, Kindern, der eigenen Kindheit, der Verwirklichung eines Lebenstraumes. Was diesem Traum entgegensteht, wird innerpsychisch umgewertet (Reduktion kognitiver Dissonanz).

3. Das Einfamilienhaus ist ein Archetypus, der fest in den Köpfen der Menschen verankert ist. Neben den oben genannten bewußten Motiven gibt es auch wichtige latente Motive, die für das Einfamilienhaus im Grünen sprechen: Statuserwerb, Schaffung von Privatheit, der Wunsch nach dem Eigenen oder der „eigenen Erfahrung“, der Drang „etwas zu schaffen“ oder das Faszinosum des Besitzes von Grund und Boden.

0.2.5 Schlußfolgerungen und Empfehlungen

Das Einfamilienhaus ist also mit vielen Bedeutungen verknüpft und es muß darum gehen, diese Verknüpfung zu lockern bzw. auf verdichtete Wohnformen zu verschieben. Dies sollte einerseits über herkömmliche politische Steuerungsmechanismen (Förderungen, Vorgaben, etc.) erfolgen. Für sehr wichtig halten wir es jedoch, durch zielgruppenorientiertes Marketing positive Bilder für verdichtete Wohnformen zu schaffen. Das Einfamilienhaus hat sehr viel mit den Gefühlen der Menschen zu tun, und genau auf der Gefühlsebene soll man die Menschen auch ansprechen. Eine argumentative Überzeugungsstrategie hingegen wird in den meisten Fällen nicht zielführend sein und ist nur sinnvoll, wenn sie begleitend zur oben angesprochenen Maßnahme angewendet wird.

0.3 Summary of the Final Report

0.3.1 Projekt Objectives

The detached house is a form of living involving a high proportion of economical, ecological and individual resources. Nevertheless, a majority of Austrians wants to live in such a house. This study shows the underlying motives for this desire and the difficulties in initiating a change of people's views in this area. In addition to that, the lifestyle groups that could be receptive to such a change of view– using adequate measures - will be identified. Thus, this study provides the basis for a marketing concept promoting residential areas of higher density in accordance with the program line.

0.3.2 Project Content

The first part will investigate the following questions: Why does living in detached houses have such an importance? Which are the life style groups that people who want to move into such houses can be assigned to? Which life style groups are "indecisive" concerning their choice of form of living (and thus: can be influenced)? What are the latent motives that make them prefer certain forms of living? Which images are tied to the conception of a detached house? How rational is the decision for a certain form of living?

The second part of the study aims at putting the desire for a house of one's own, which may appear as a very individual decision, into a wider social context of socio-economic theories and the history of ideas.

0.3.3 Methods and Databases

The results of the study are based on the following elements:

- ❖ Intensive literary research
- ❖ 13 interviews with experts, 8 interviews with residents
- ❖ 494 interviews with residents of various forms of living in different residential areas. Processing with multivariate statistical methods
- ❖ 4 depth interviews with representatives of various life styles

0.3.4 Results

1. The probability of living in a detached house strongly differs between various lifestyles. For representatives of certain lifestyles, the possession of a house seems almost "obligatory", and consistently, their desire for a house will be barely changeable. For representatives of other lifestyles, the result will be anything but predictable. Urban social climbers and the urban establishment should be targeted first and foremost, since there are no clear predispositions for a certain form of living among these two groups.

2. If already existing, the desire for a detached house can hardly be contested argumentatively, because on a conscious level, this desire is determined largely by basic ideas that appeal to people's emotions. A house is associated with family, children, one's own childhood and the realization of a lifetime dream. Whatever stands in the way of this dream, will be re-evaluated intra-psychologically (reduction of cognitive dissonance)

3. The detached house is an archetype firmly rooted in people's heads. Apart from the abovementioned conscious motives, there are also important latent motives for a detached house out in the open: the acquisition of status, the creation of privacy, the desire for something personal, something of one's own or a "personal experience", the urge to "create something" or the fascination by the ownership of property.

0.3.5 Conclusions and Suggestions

The detached house is tied up with multiple meanings and the point must be either to loosen these ties or to shift them towards high density residential areas. On the one hand, conventional political control mechanisms (development funds, guidelines and so forth) should be utilized. However, we also strongly suggest creating positive images for high density residential areas by implementing marketing strategies oriented towards target groups. Detached houses have to do a great deal with people's emotions and therefore, people should be addressed exactly at this emotional level. A strategy designed to persuade by arguments will not succeed in most cases, but will be meaningful only as a backup to the abovementioned measure.

0.4 Einleitung

Das Einfamilienhaus ist mehr als die Summe seiner Bauteile. Diesen Satz haben wir bereits in dem Konzept für diese Arbeit formuliert, und mit diesem „mehr“ beschäftigen wir uns hier. Wir befassen uns somit nur am Rande damit, welches die offensichtlichen Motive sind, die für ein Einfamilienhaus sprechen. Diese Motive sind bereits ausreichend erhoben worden und werden im Bericht Peter Mosers ausführlich dargestellt¹.

Verschiedene sind vorstellbar: Grünraum, Größe des Hauses, Ruhe, Freiraum usw. Motive können aber auch nur unterschwellig wirken. Und mit dieser Kategorie von Motiven beschäftigt sich diese Studie. Wir tragen damit dem Wunsch nach einer „vertieften Motivforschung“ Rechnung, der bei der Ausschreibung dieses Projektes vom Auftraggeber formuliert wurde. Bei der Interpretation der Ergebnisse und auch bei der Theorie selbst muß man sich der Tatsache bewußt sein, daß solche latenten Motive, sozialwissenschaftlich gesprochen, äußerst „weiche“ Daten sind, sie sind nur höchst mittelbar erhebbar².

Wenige Leute, die gerade ein Haus bauen, würden dem Satz zustimmen: „Ich baue mein Haus, um meinen Status zu symbolisieren“. Trotzdem ist das aber so, doch es ist eben nur indirekt erschließbar – über bestimmte Operationalisierungen, über qualitative Interviews. Der Statusaspekt des Einfamilienhauses differiert auch über die Lebensstile: In bestimmten hat das eigene Haus eben symbolischen Wert, in anderen hingegen nicht.

Grundsätzlich gehen wir auf folgende latenten Motive ein: Das Haus als Mittel zur Statussymbolisierung, als Symbol eines neuen Biedermeier, als Symbol des „Eigenen“ und als Möglichkeit der Selbstverwirklichung und des Frustabbaues.

¹ vgl. Moser 2001.

² Bourdieu etwa spricht davon, daß man in ein Haus nicht nur Geld, Arbeit und Zeit investiert, sondern auch *Affekte*. Diese affekthafte Komponente des Hauses ist auch zentraler Untersuchungsgegenstand dieser Studie. (Bourdieu 1998, S 26).

Darüberhinaus beschäftigen wir uns mit dem Thema „Überzeugung“. Nimmt man eine bestimmte Perspektive ein, etwa jene der „gesamtgemeinschaftlich nachhaltigen Entwicklung“, so gibt es sie, die „bessere Wohnform“. Und das ist ganz bestimmt nicht das Einfamilienhaus. Die Menschen aber davon zu überzeugen ist schwer bis unmöglich. Das werden bestimmt schon Viele festgestellt haben, die mit dem Thema befaßt sind. Es gibt genügend rationale Argumente, die gegen das Haus sprechen. Aber sie ziehen nicht. Auf die Frage, warum das so ist, wird in dem Text ebenfalls eingegangen.

Das Haus ist ein Archetypus, der fest und tief in den Köpfen der Menschen verankert ist. Ein Archetypus ist – aus jungscher, psychoanalytischer Perspektive – etwas sehr Tiefsitzendes. Er hat den Nimbus der Unveränderlichkeit³. Aus diesem Grund schien es uns erst auch problematisch, diesen Begriff auf so etwas Profanes wie das Einfamilienhaus anzuwenden. Wir haben uns aber letztlich doch dafür entschieden.

Das eigene Haus ist doch eng mit Begrifflichkeiten wie Revier, Besitz, Heimat oder Schaffen verknüpft. Enger, als dies für andere Wohnformen der Fall ist. Diese Faktizitäten aber sind durchaus als tiefsitzende Sehnsüchte der Menschen zu bezeichnen. Aus diesem Grund meinen wir, daß der Begriff Archetypus hier durchaus angebracht ist.⁴

Ist aber dadurch jede Aussicht auf Veränderung dahin? Ist damit jede strukturierte Verbesserung verunmöglicht? Wir denken nicht! Veränderung tut Not. Sie ist in Zeiten von Ressourcenverknappung und Energieverschwendung unabdingbar. Und sie ist möglich.

Um wieder zur psychoanalytischen Diktion zurückzukehren: Genauso wie es für den erwachsenen Menschen bestimmte psychische Entwicklungserfordernisse und -wege gibt, und genauso, wie ebendiese Entwicklungserfordernisse die gleichen geblieben sind, obwohl sie von unterschiedlichen Menschen in unterschiedlichen Gesellschaften zu unterschiedlichen Zeiten

³ vgl. Jung 2001, Knast 2002.

unterschiedlich bewältigt wurden⁵, genauso wird es mit den oben beschriebenen Sehnsüchten der Menschen sein, die sie in unserer Zeit mit dem Einfamilienhaus verknüpfen: Revier, Besitz, Heimat und Schaffen werden sich mit anderen Gegenständen verknüpfen, spätestens dann jedenfalls, wenn der Baugrund zur Neige gegangen ist. Darauf sollten wir jedoch nicht warten.

Und genau aus diesem Grund, gerade weil das Einfamilienhaus mehr als die Summe seiner Bauteile ist, ergibt sich oft der Effekt, daß, wenn man einen Menschen mit rationalen Argumenten für eine andere Wohnform überzeugen will, dies überhaupt keine oder sogar eine gegenteilige Wirkung erzeugt. Wir wollen damit sagen, daß man bei der Überzeugungsarbeit ganz anders beginnen muß, daß man die tiefliegenden Motive berücksichtigen muß.

Wir wollen damit aber auch sagen, daß übertriebene Machbarkeitsvorstellungen in diesem Bereich fehl am Platze sind. Bestimmte Menschen werden sie niemals aus dem Einfamilienhaus herausbringen, und man könnte schon froh sein, wenn sie kleinere Hausparzellen akzeptieren⁶. Wenn man etwas erreichen will, muß man mit positiven Bildern und mit gesetzlichen Rahmungen arbeiten.

Das könnte etwas bewegen, denn auf alle Fälle kann davon ausgegangen werden, daß die Tatsache, daß gerade das Einfamilienhaus mit diesen Motiven verknüpft ist, etwas gesellschaftlich produziertes ist und nicht

⁵ Nur ein kleines Beispiel: In traditionellen Gesellschaften gibt es heute noch Initiationsriten, in modernen Gesellschaften hingegen gibt es sie – in dieser Form – nicht mehr. Psychoanalytiker wissen jedoch, daß der psychische Entwicklungsschritt des Mannes, der durch diese Riten eingeleitet oder markiert wurde, auch in modernen Menschen noch stattfindet. Geändert hat sich nur die Form, in der dies geschieht. Heute wird das Thema innerpsychisch bewältigt, nach Jung sind es vor allem archetypische Träume, die diese Entwicklung markieren. (vgl. Jung 2001)

⁶ Die Entwicklung geht ohnehin in die Richtung, daß die Bauherren kleinere Parzellen akzeptieren werden müssen. Die Bausparkassen reagieren in ihren Publikationen bereits auf diese Entwicklung.

etwas absolut gegebenes⁷. Und weil sie eben gesellschaftlich produziert sind, kann man auch versuchen, sie zu verändern. Zentraler Aspekt der Arbeit ist auch die Verknüpfung dieser Informationen mit Lebensstilen, es geht ja um ein „Lebensstilmodell des Wohnens“.

Wir möchten im Folgenden kurz vorstellen, was in diesem Bericht auf sie zukommt: Die Arbeit besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil werden die zentralen Ergebnisse der Studie präsentiert. Dies umfaßt die Darstellung der Lebensstile und der Zusammenhänge mit Wohnform und latenten Motiven. Dieser Teil des Berichts ist in einer leicht verständlichen, fast essayistischen Sprache gehalten, um eine möglichst gute Lesbarkeit auch für ein Publikum, das nicht mit der soziologischen Sprache vertraut ist, zu gewährleisten. In Fußnoten wird jedoch immer wieder auf den Studienanhang verwiesen, in dem detaillierte Tabellen, Modelle und Modellbeschreibungen zu finden sind. Neben der Darstellung der Ergebnisse ist es auch unsere Intention, für all jene, die im weitesten mit der sozialen Komponente des Themas Einfamilienhaus befaßt sind, ideengenerierend zu wirken.

Der zweite Teil befaßt sich mit theoretischen Grundannahmen, die der Untersuchung zugrundeliegen und soll einen Einblick in die geschichtliche Entwicklung und die gegenwärtige Bedeutung des Eigenheimbegriffs geben. Im Anhang schließlich findet der wissenschaftlich interessierte Leser Informationen über den Ablauf der Studie, das Erhebungsgebiet, Modellbeschreibungen, Fragebögen, Stichprobenbeschreibungen und detaillierte Tabellen, auf die im ersten Teil der Studie Bezug genommen wird und die unsere Ergebnisse nachvollziehbar machen.

⁷ Die Verhüttelung der Gegend durch Einfamilienhäuser zum Beispiel ist etwas sehr österreichspezifisches. In der Umgebung von London etwa gibt es sie nahezu nicht. Auch ist sie natürlich etwas zeitspezifisches, in anderen historischen Perioden war das eigene Haus durchaus nicht die Regel. Dies auch, weil die ökonomischen Voraussetzungen dafür gar nicht gegeben waren.

Teil 1: Aufarbeitung der empirischen Ergebnisse

Winfried Moser, Rainer Rosegger, Dieter Reicher

1.1 Lebensstile

1.1.1 Zur theoretischen Konstruktion des Modells⁸

Menschen können aufgrund bestimmter Variablen in verschiedene soziale Gruppen eingeteilt werden. Lange wurde von Soziologen hierfür ausschließlich das Schichtkonzept angewendet, mit dem die Mitglieder einer Gesellschaft grob in Unter-, Mittel- und Oberschicht eingeteilt werden. Dieses Modell funktioniert nach wie vor sehr gut. Mit zunehmender Diversifizierung der Gesellschaft wurden jedoch differenziertere Modelle notwendig. Ein Versuch, der höheren Komplexität Rechnung zu tragen ist das Lebensstilkonzept.

Lebensstile sind typische Muster von Verhaltensweisen, die durch äußere identifizierbare Symbole zum Ausdruck gebracht werden. Solche Symbole sind zum Beispiel die Kleidung oder die CD-Sammlung. Diese verschiedenen Zeichen aus unterschiedlichen Bereichen (Körpersprache, Kleidung, Eßverhalten, Musikvorlieben, Hobbys, etc.) verdichten sich zu einem Stil.

Indem jemand aber so einen Stil ausbildet, begrenzt er seine Wahlmöglichkeiten und bildet Routinen und Gewohnheiten aus. Diese sind für die Bildung und Sicherung der eigenen Identität von großer Bedeutung. Durch diese Zeichen werden weiters soziale Mitgliedschaft und Zugehörigkeit ausgedrückt. Der Lebensstil wird damit zu einer wichtigen Basis für die Wahl von Partnern und Freunden. Nicht zuletzt werden mit Lebensstilen soziale Grenzen markiert. Das heißt auch, daß Lebensstile im Feld von Prestige und sozialer Schließung angesiedelt sind.⁹ Das bedeutet, indem man einen Lebensstil ausbildet und expressiv symbolisiert, bekundet man seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Die Bildung von Gruppen bedingt aber immer auch den Ausschluß bestimmter Menschen von dieser Gruppe.

⁸ Für eine detailliertere Beschreibung des Schicht- und Lebensstilkonzepts sh. Teil 2.

⁹ Spellerberg 2001, S 278.

Lebensstil hat also nichts oder nur wenig mit dem in den Medien viel gebrauchten Begriff „Lifestyle“ zu tun, Lebensstil bedeutet nicht (oder nicht nur), eine schöne Villa am Stadtrand zu haben und sich modern zu kleiden. Mit diesem umgangssprachlichen Begriff ist eher *eine* bestimmte Lebensstilgruppe umschrieben. Es gibt derer jedoch viele, in unserem Konzept sind es beispielsweise sieben verschiedene Gruppen.

Es gibt jedoch auch noch andere Gründe dafür, daß wir in unserer Studie das Lebensstilmodell eingesetzt haben: Will man sich ein „Bild“ von einer bestimmten Gruppe machen – und dies ist für ein eventuelles Marketingkonzept unabdingbar – so ist die herkömmliche Schicht-Differenzierung zu grob.

Der weitere Grund ist die Tatsache, daß das Haus eine recht universal einsetzbare Stilisierungsmöglichkeit für einen Menschen darstellt. Der Einzelne hat durch sein Haus vielfältige Möglichkeiten, sich darzustellen, über das Aussehen des Hauses, über seine Lage, über vieles mehr. Da nun der Lebensstilansatz auf der genau gleichen Überlegung beruht – auf der Stilisierung des Selbst durch bestimmte Symbole – sollte er hervorragend auf das Thema anwendbar sein. Diese Annahme hat sich auch bestätigt.

Die unterschiedlichen Stilisierungen gehen auch mit unterschiedlichen ästhetischen Rezeptionen einher. Es wurde gezeigt, daß unterschiedliche architektonische Geschmacksrichtungen Einfluss auf die Wahrnehmung von Architektur haben¹⁰. So stehen die unteren Schichten moderner Architektur eher ablehnend gegenüber und wissen wenig darüber Bescheid. Architektonischen „Spielereien“ stehen sie eher missbilligend gegenüber, da diese als „unnützlich“ empfunden werden. Ganz anders dagegen die oberen Schichten, welche ausdrücklich Wert auf moderne Architektur legen.

Die mit Hilfe des Lebensstilkonzepts gefundenen Gruppen haben natürlich spezifische Wohnbedürfnisse und Wohnwünsche. Diese zu kennen ist unabdingbar in einer Zeit, in der sich der Wohnungsmarkt fundamental verändert oder in der es gesellschaftspolitisches Ziel ist, ihn zu verändern. Will

¹⁰ vgl. Moser 2000.

man gesellschaftspolitisch etwas verändern, ist es natürlich wichtig, diese Gruppen und deren Bedürfnisse und Wünsche zu kennen.

Und genau das ist der zentrale Punkt dieser Studie. Wir haben versucht, aus dem Datensatz verschiedene Lebensstile zu generieren und deren Tendenz zum Einfamilienhaus herauszufinden. Durch diese Vorgehensweise sind besonders „anfällige“ Gruppen identifizierbar, und solche, die man in seinem eigenen Sinne überzeugen kann. Erst wenn man diese Gruppen kennt, kann man gegensteuern.

1.1.2 Zur praktischen Konstruktion des Modells

Es wurden hier keine eigenen Fragebatterien konstruiert, sondern auf eine der zahlreichen bereits bestehenden Operationalisierungen von Lebensstilen zurückgegriffen, die bereits durchdacht und getestet wurden, und zwar auf jene von Annette Spellerberg aus dem Jahr 1996¹¹. Ihr Ansatz wurde leicht abgeändert und den Gegebenheiten der Zeit angepaßt. Er soll im Folgenden beschrieben werden.

Zu einem „Stil“ werden verschiedene Zeichen zusammengefaßt und mit einer bestimmten Bedeutung belegt. Eine Schwierigkeit des Lebensstilbegriffs liegt in seiner Komplexität. Im Prinzip soll die gesamte Lebensweise in ein Konzept einfließen: Haushaltskontext, Interaktionsverhalten, Werte, Ziele, Mediennutzung sowie Freizeit und Konsumverhalten. In dem Ansatz von Spellerberg finden expressive Stilisierungsmöglichkeiten des Lebens besondere Beachtung.

Konkret wurden die Symbolisierungen folgendermaßen operationalisiert (die Zahlen beschreiben die Anzahl der Variablen, die für die Operationalisierung verwendet wurden):

- | | |
|---|--|
| ❖ | Interaktive Variablen (Freizeitverhalten, (18)) |
| ❖ | Expressive Variablen (Musikgeschmack (7), Lektüregewohnheiten (8), Fernsehinteressen (7), Einrichtungsstil (5), Kleidungsstil (5)) |
| ❖ | Evaluative Variablen (Wahrnehmung des persönlichen Alltags (10)) |

Bei der Typenbildung wurde ein zweistufiges Verfahren gewählt. Die Daten wurden vor der eigentlichen Clusteranalyse mit einer Faktoranalyse (mit

¹¹ vgl. Spellerberg 1996.

anschließender Varimax-Rotation) vorstrukturiert, getrennt für die einzelnen Fragebatterien. Aus den ursprünglich 60 Variablen wurden so 23 inhaltlich konsistente und interpretierbare Faktoren gebildet. Für diese Faktoren wurden die individuellen Faktorwerte berechnet. Das bedeutet, daß mittels einer Zahl bestimmt werden kann, wo sich die jeweilige Person auf diesem oder jenem Faktor befindet.

Mit den individuellen Faktorwerten wurde dann eine iterative Clusteranalyse gerechnet. Die 7-Clusterlösung erwies sich aufgrund inhaltlicher und statistischer Kriterien als optimal und wird im folgenden Kapitel näher beschrieben.

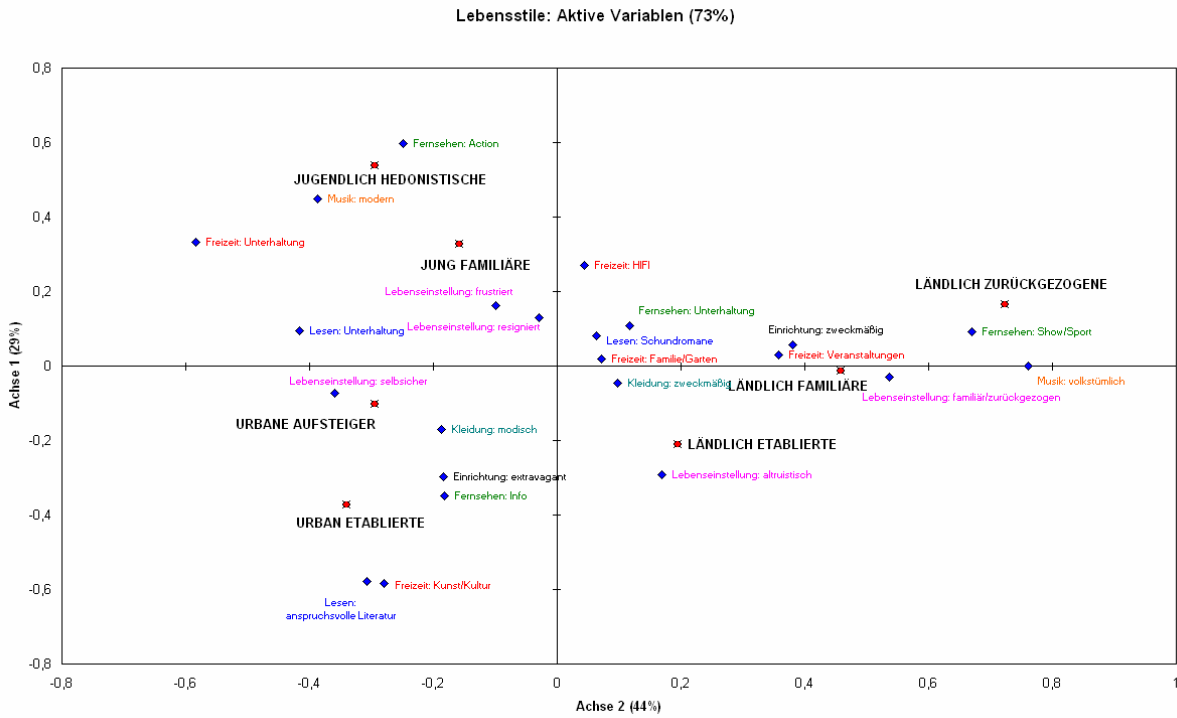
1.1.3 Eine kurze Beschreibung der Lebensstile

Die gefundenen Lebensstile wurden mittels einer Korrespondenzanalyse, in die aktive (für die Bildung der Cluster verantwortliche) und passive (beschreibende) Variablen eingegangen sind, näher untersucht.

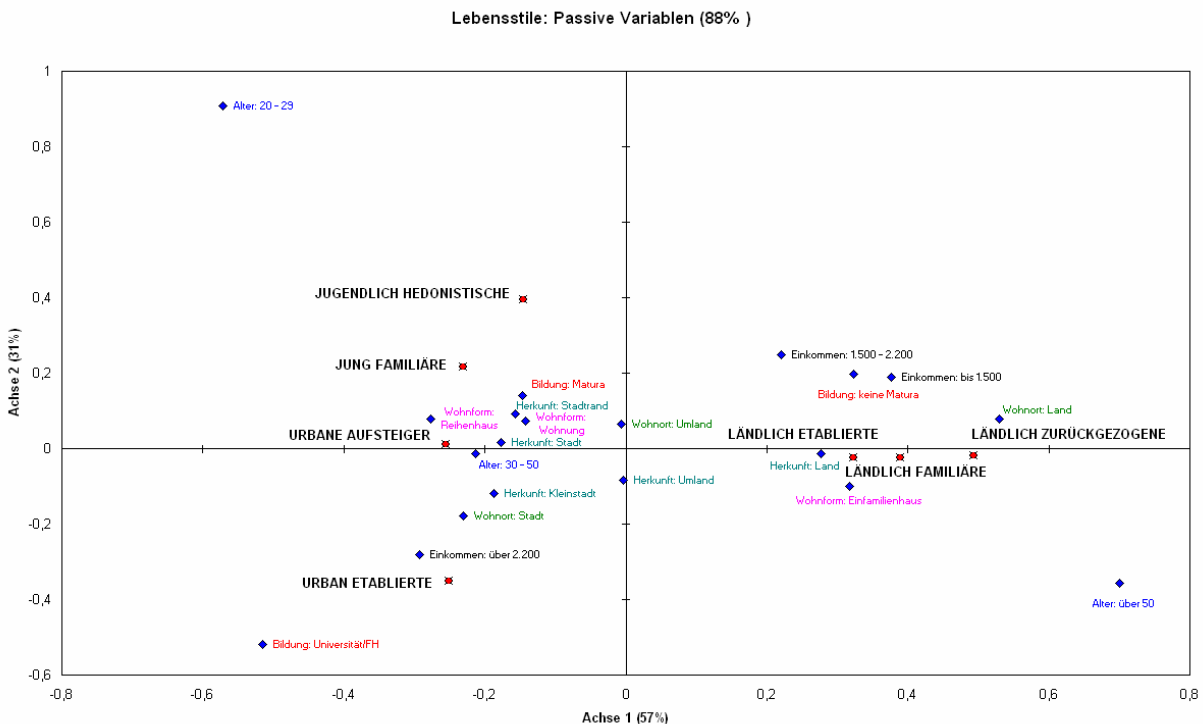
- ❖ 1: ländlich Etablierte
- ❖ 2: jugendliche Hedonisten
- ❖ 3: jung familiärer Typ
- ❖ 4: städtischer Aufsteiger
- ❖ 5: ländlich familiärer Typ
- ❖ 6: ländlich zurückgezogener Typ
- ❖ 7: urban etablierter Typ

Diese Gruppen sollen nun kurz umschrieben werden, damit sie sich unter den Begriffen, die ja im Hauptteil der Studie verwendet werden, etwas vorstellen können.

Darstellung 1: Korrespondenzanalyseplot Lebensstile – Aktive Variablen¹²



Darstellung 2: Korrespondenzanalyseplot Lebensstile – Passive Variablen



¹² Eine Beschreibung, wie man einen Korrespondenzanalyseplot interpretiert finden Sie im Anhang im Kapitel „Die Korrespondenzanalyse“. Die detaillierten Faktoranalysen sind ebenfalls dort, im Kapitel „Faktoranalysen“ zu finden.

In diesem ersten Korrespondenzanalyseplot sind die Faktoren dargestellt, die in die Berechnung der Lebensstile eingegangen sind. Die unterschiedlichen Klassen von Faktoren (Fernsehen, Musik, Freizeit, Lesen, Lebenseinstellung, Kleidung, Einrichtung) sind farblich differenziert, um die Grafik besser überblicken zu können. Im nächsten Plot sind passive Variablen dargestellt (Variablen, die nicht in die Bildung der Gruppen eingegangen, wohl aber für deren Beschreibung von Interesse sind).

Wir werden im Folgenden versuchen, anhand beider Plots ein Bild von jedem Lebensstiltyp zu zeichnen.

Der ländlich Etablierte: Er wohnt am Land in einem Einfamilienhaus und kommt auch ursprünglich vom Land. Er befindet sich im mittleren Einkommensbereich, ist um die 50 Jahre und hat einen eher niedrigen Bildungsgrad. Seine Lebenseinstellung ist altruistisch, seine Kleidung zweckmäßig. Seine Freizeit verbringt er bei der Familie oder bei öffentlichen Veranstaltungen.

Der ländlich Familiäre: Wie der ländlich Etablierte wohnt auch er am Land in einem Einfamilienhaus, kommt ursprünglich vom Land, befindet sich in einer mittleren bis unteren Einkommenskategorie, ist um die 50 und hat einen eher niedrigen Bildungsgrad. Im Gegensatz zum ländlich Etablierten sind diese Variablen jedoch hier stärker ausgeprägt. Seine Lebenseinstellung ist familiär-zurückgezogen, in seiner Freizeit besucht er bevorzugt öffentliche Veranstaltungen. Seine Einrichtung ist zweckmäßig, im Fernsehen sieht er am liebsten Sport- oder Unterhaltungssendungen und hört bevorzugt volkstümliche bzw. populäre Musik (Ö-Regional-Typ).

Der ländlich Zurückgezogene lebt am Land in einem Einfamilienhaus, kommt auch vom Land, befindet sich im unteren Einkommensbereich und hat einen niedrigen Bildungsgrad. Diese Variablen sind hier am stärksten ausgeprägt. Er schaut sich gerne Sportsendungen an und hört volkstümliche Musik. Seine Einrichtung ist zweckmäßig, in seiner Freizeit besucht er öffentliche Veranstaltungen wie Zeltfeste, Parteiveranstaltungen und ähnliches. Er liest bevorzugt Trivialliteratur.

Der jugendliche Hedonist ist zwischen 20 und 30 Jahre alt, kommt vom Stadtrand und wohnt auch dort oder jedenfalls im näheren Umfeld der

Stadt. Er hat Matura und wohnt in einer Wohnung. Er hört moderne populäre Musik (Ö3-Typ) und sieht sich gerne Actionfilme und an. Seine Freizeit verbringt er gern in Bars und Lokalen oder beim Fernsehen. Seine Einstellung zum Leben und zur Arbeit ist frustriert und resigniert.

Der jugendlich Familiäre ist zwischen 20 und 30 Jahre alt, kommt vom Stadtrand oder aus der Stadt und lebt auch dort in einer Wohnung oder in einem Reihenhaus. Er hat Matura. Hinsichtlich der Lebensstilvariablen ist er dem jugendlichen Hedonisten recht ähnlich, wenn die Variablen auch weniger stark ausgeprägt sind.

Der urbane Aufsteiger ist bereits etwas älter als die vorigen beiden Typen, kommt am ehesten aus der Stadt oder einer Kleinstadt und lebt auch dort in einer Wohnung oder in einem Reihenhaus. Er hat Matura oder Universität. Sein Einkommen ist relativ gut. Er ist selbstsicher und trägt modische Kleidung. Sein Lesestoff sollte unterhaltend, jedoch nicht trivial sein.

Der urban Etablierte verdient sehr gut, ist zwischen 30 und 50 Jahre alt. Er kommt aus einem urbanen Raum und wohnt auch dort in einem Reihenhaus oder in einer Wohnung. Er hat ein Studium absolviert und ist selbstsicher. Seine Kleidung ist modisch, seine Einrichtung extravagant. Er sieht sich im Fernsehen bevorzugt informative Sendungen an und verbringt seine Freizeit gerne bei Kunst oder Kulturveranstaltungen.

Diese Beschreibung ist natürlich extrem verkürzt und manchmal scheint es, als würden sich manche Typen nur wenig voneinander unterscheiden. Man sollte sich aber dessen bewußt sein, daß die getroffenen Aussagen „Tendenzen“ wiedergeben. Beispielsweise haben wir sowohl bei den jugendlich-familiären als auch bei den jugendlich-hedonistischen das gleiche Bildungsniveau angegeben – nämlich Matura. Sieht man sich den Plot jedoch genau an, sieht man, daß ein jugendlich-familiärer Typ im Grunde eher eine Matura hat als ein jugendlich-hedonistischer. Eine so genaue Beschreibung haben wir an dieser Stelle jedoch für nicht notwendig befunden, weil es mir hier nur darum ging, ein überblicksartiges Bild von den einzelnen Gruppen zu zeichnen. Genauere Ergebnisse sind im Anhang dargestellt. Dort finden sie auch eine Anleitung für die Interpretation einer Korrespondenzanalysegrafik.

1.2 Lebensstile, Wohnformen und latente Motive

Nach dieser Beschreibung der Lebensstile soll es in diesem Kapitel nun darum gehen, die gefundenen Zusammenhänge zwischen Lebensstil und Wohnform aufzuzeigen und etwas über die latenten Motive für den Wunsch nach einem Einfamilienhaus zu berichten. Um es noch einmal zu betonen: Es geht in dieser Studie darum, Motive zu untersuchen, die den Menschen nur halb oder gar nicht bewußt sind. Der Wunsch nach einem Einfamilienhaus ist etwas, das sehr fest und sehr tief in den Köpfen vieler Menschen verankert ist. Aus diesem Grund muß man sich dessen bewußt sein, daß man in diesem Bereich ohne Zwang nur sehr wenig bewegen wird können.

In dieser Studie soll jene Lebensstilgruppe identifiziert werden, bei der man noch am ehesten etwas bewegen kann, d. h. die man noch am ehesten davon überzeugen kann, in eine verdichtete Wohnform zu ziehen. Das werden jene Gruppen sein, bei denen der Wunsch nicht stark einseitig ausgeprägt ist (in Richtung Einfamilienhaus). Zudem werden in jenen Gruppen latente Motive, die für Einfamilienhäuser sprechen, schwächer ausgeprägt sein.

Es wurden insgesamt drei latente Motive operationalisiert und in Indizes gefaßt: Statusmotive, Arbeits- und Lebensfrustrationsmotive und Rückzugsmotive. Dahinter steht folgende Überlegungen: Der Wunsch nach einem Einfamilienhaus wird stärker, wenn ...

- ❖ ... das Einfamilienhaus in der jeweiligen Gruppe als Statusmerkmal gilt
- ❖ ... die Arbeits oder die Lebensfrustration höher wird, um sich mit einem alternativen Betätigungsfeld einen Ausgleich zu schaffen
- ❖ ... man das Bedürfnis nach Rückzug hat.

Unsere Annahme ist die, daß man umso mehr verändern kann, umso schwächer diese Motive in den jeweiligen Gruppen sind. Dies ist natürlich eine sehr cursorische Beschreibung, der latenten Motive, eine genauere Beschreibung folgt in den jeweiligen Kapiteln.

1.2.1 Lebensstile und Wohnform: Jedem das Seine

Grundsätzlich hat sich bestätigt, daß sowohl tatsächliche wie auch gewünschte Wohnform in starkem Zusammenhang mit der Lebensstilgruppe steht, der man angehört.

Darstellung 3: Lebensstile und Wohnform¹³

	ABSOLUT			PROZENT		
	tatsächliche Wohnform EFH	gewünschte Wohnform EFH	wollen noch umziehen	tatsächliche Wohnform EFH	gewünschte Wohnform EFH	wollen noch umziehen
(1) ländlich Etablierte	42	10	13	55%	77%	17%
(2) jugendliche Hedonisten	15	17	37	27%	46%	66%
(3) jugendlich familiärer Typ	21	33	46	27%	72%	58%
(4) urbane Aufsteiger	19	30	47	25%	64%	62%
(5) ländlich familiärer Typ	31	7	12	54%	58%	21%
(6) ländlich Zurückgezogene	28	2	8	55%	25%	15%
(7) urban Etablierte	36	23	44	36%	52%	44%

¹³ Die Informationen in dieser Tabelle sind verdichtet. Es ist hier nicht möglich die Prozentsätze zu 100 Prozent zu addieren, weil die Grundgesamtheiten für jede Spalte sich unterscheiden. Die Spalte „tatsächliche Wohnform EFH“ bezieht sich auf die Anzahl und die Anteile jener, die in der jeweiligen Lebensstilgruppe derzeit in einem Einfamilienhaus wohnt. Der fehlende Anteil auf 100 Prozent, der hier nicht angegeben ist, wäre der Anteil jener, die in anderen Wohnformen wohnen. Grundgesamtheit bilden hier alle befragten Personen des jeweiligen Lebensstils. Das selbe gilt für die Spalte „gewünschte Wohnform EFH“, die Grundgesamtheit bilden hier jedoch nur mehr jene, die sich noch eine Wohnung wünschen und nicht mehr der gesamte Datensatz. Grundgesamtheit der letzten Spalte bilden wiederum alle befragten Personen des Lebensstils. Die Prozentangaben in den Spalten „gewünschte Wohnform“ und „wollen noch umziehen“ für die Lebensstilgruppen 5 und 6 sind nicht interpretierbar, weil die Zellbesetzungen zu gering sind.

In der Spalte „tatsächliche Wohnform EFH“ sind die Anteile jener abgebildet, die bereits in einem Einfamilienhaus wohnen. Man sieht, daß sich hier zwei Gruppen gegenüberstehen. Im Großen und Ganzen sind dies die urbanen und die ländlichen Typen. Demgemäß sind auch die Prozentsätze bei ersteren niedrig und bei letzteren hoch. Die Gründe dafür liegen grundsätzlich einmal in der Gegend, in der der jeweilige Typ wohnt.

In der Spalte „wollen noch umziehen“ zeigt sich ungefähr das Spiegelbild der ersten Spalte: In jenen Gruppen, in denen ein sehr großer Anteil bereits in Einfamilienhäusern lebt, wollen nur noch wenige ihre Wohnform wechseln. Das deckt sich mit der ohnehin schon bekannten Tatsache, daß das Einfamilienhaus eine Wohnform ist, die fast keine Mobilität zuläßt.

Vielleicht ist das aber auch die falsche Formulierung! Denn diese empirische Tatsache wäre wahrscheinlich besser umschrieben, wenn man sagt: Das Einfamilienhaus ist eine Wohnform, die man sich wählt, wenn die Mobilität im Leben eines Menschen in den Hintergrund tritt oder zumindest aus dessen subjektiver Sicht in den Hintergrund treten soll.¹⁴

Dies ist eine wichtige Differenzierung der Aussage, weil wir einerseits natürlich in einer Gesellschaft leben, in der die Mobilität einen wichtigen Stellenwert hat. Mobilität ist aber – biblisch gesprochen – eines der goldenen Kälber unserer Gesellschaft. Sie ist ein Wert, der – in seiner absoluten und abstrakten Form – für den Einzelnen im Regelfall nicht erstrebenswert ist oder zumindest: umso weniger erstrebenswert wird, je älter der Betreffende ist. Vielmehr besteht hier in unserer Gesellschaft eine Ambivalenz: Einerseits gibt es jene, die nicht müde werden, die Mobilität als wichtigen Wert der Gesellschaft zu postulieren. Das sind meist auch jene, die in der Öffent-

¹⁴ Aus „subjektiver Sicht“ deshalb, weil so etwas natürlich immer nur ein Wunsch ist, der sich wegen äußerer Umstände (z. B. Verlust des Arbeitsplatzes) als nicht durchführbar erweisen könnte.

lichkeit sehr präsent sind (Politiker, Journalisten). Von den Betroffenen hingegen wird die Mobilität meist sehr ambivalent beurteilt¹⁵.

Aus diesem Grund werden Argumentationen, die auf das Einfamilienhaus als mobilitätshemmendes Merkmal abzielen, in den meisten Fällen auch ins Leere gehen, wenn nicht sogar Ablehnung produzieren. Wer in einem Einfamilienhaus ist, hat sich seinen Traum verwirklicht. Er hat sich sein Heim geschaffen und ist dabei, sich seine Heimat zu schaffen. Unter diesem Aspekt ist es völlig klar, daß die Personen mit Ablehnung auf das Mobilitätsargument reagieren. Man nimmt ihnen damit ihren Traum.

Einige Beispiele aus den qualitativen Interviews belegen dies sehr schön. Eine 45-jährige Rechtsanwältin (Lebensstilgruppe: urban-etabliert), gab auf die Frage, wie sie denn zu der Tatsache stehe, daß ein Einfamilienhaus Lebensmobilität verhindert, an:

Das war wirklich eine Überlegung bei uns, und deshalb sind wir auch erst so spät hier hergezogen. Mein Job ist mir ja sehr wichtig, und grundsätzlich hätte ich überall arbeiten können: Graz, Wien, Amerika. Aus diesem Grund hatten wir lange auch eine Mietwohnung. Erst als es fix war, daß ich mich in Graz als Anwältin niederlassen werde, haben wir auch das Haus gebaut. Ich habe keinen Bedarf mehr nach Mobilität.¹⁶

Durch die Zellbesetzungen in der Spalte „wollen noch umziehen“ sind auch schon die Lebensstilgruppen umrissen, die für unsere weitere Analyse interessant sind und sein werden: Es sind dies die Gruppen 2, 3, 4 und 7. Der Wunsch nach einem Einfamilienhaus in diesen Gruppen variiert beträchtlich zwischen 46 und 72 Prozent. Diese Gruppen sind sehr heterogen. Altersmäßig sind die Gruppen 2 bis 4 die „jüngsten“ Lebensstilgruppen, 7 liegt etwa in der Mitte. Das Einkommen liegt vor allem bei der Gruppe 7, (urban Etablierte) aber auch in der Gruppe 4 (urbane Aufsteiger) sehr hoch: 80 Prozent der urban Etablierten verdienen mehr als 2200 Euro. Die-

¹⁵ Mehr als ein Drittel der mobilen Lebensformen entsteht zwangsläufig. Aus Sicht der Betroffenen überwiegen die Nachteile die Vorteile mobiler Lebensformen bei weiten. Sh. dazu: Schneider 2001.

¹⁶ Person 3.

se beiden Gruppen besitzen also auch die finanzielle Potenz für ein Einfamilienhaus. In Gruppe 2 (jugendliche Hedonisten) hingegen verdienen nur 29 Prozent mehr als 2200 Euro. Bei den Gruppen 3, 4 und 7 gibt es darüberhinaus zu einem größeren Anteil Kinder im Haushalt und damit ein wichtiges Motiv für ein Einfamilienhaus. Bei Gruppe 2 sind dies nur 30 Prozent. Die Bezeichnung „jugendlich familiärer Typ“ bezieht sich vor allem auf Einstellungsfragen zu Familie oder Karriere, dieser Mensch lebt familienzentrierter als beispielsweise der „urbane Aufsteiger“, der aber trotzdem in Wahrheit in gleichem Maße eine Familie haben kann.

1.2.2 Die „interessantesten“ Lebensstile: Wer läßt sich umstimmen?

Natürlich ist grundsätzlich keiner der Lebensstile interessanter oder weniger interessant, wohl aber im Hinblick auf eine unserer Forschungsfragen: Wir haben uns gefragt, welche Lebensstile es sind, auf die Marketing am ehesten Einfluß haben könnte. Wer läßt sich am leichtesten umstimmen?

Im vorigen Kapitel wurden die jugendlichen Hedonisten, der jugendlich-familiäre Typ, der urbane Aufsteiger und der urban Etablierte in die engere Auswahl gezogen. Diese vier Lebensstilgruppen sind von den anderen dreien in der Hauptsache dadurch unterschieden, daß bei ihnen die Entscheidung, in ihre „endgültige“ Wohnform zu ziehen noch bevorsteht. Bei den anderen kann man nichts mehr machen, sie sind sozusagen schon da, wo sie nicht hinsollen.

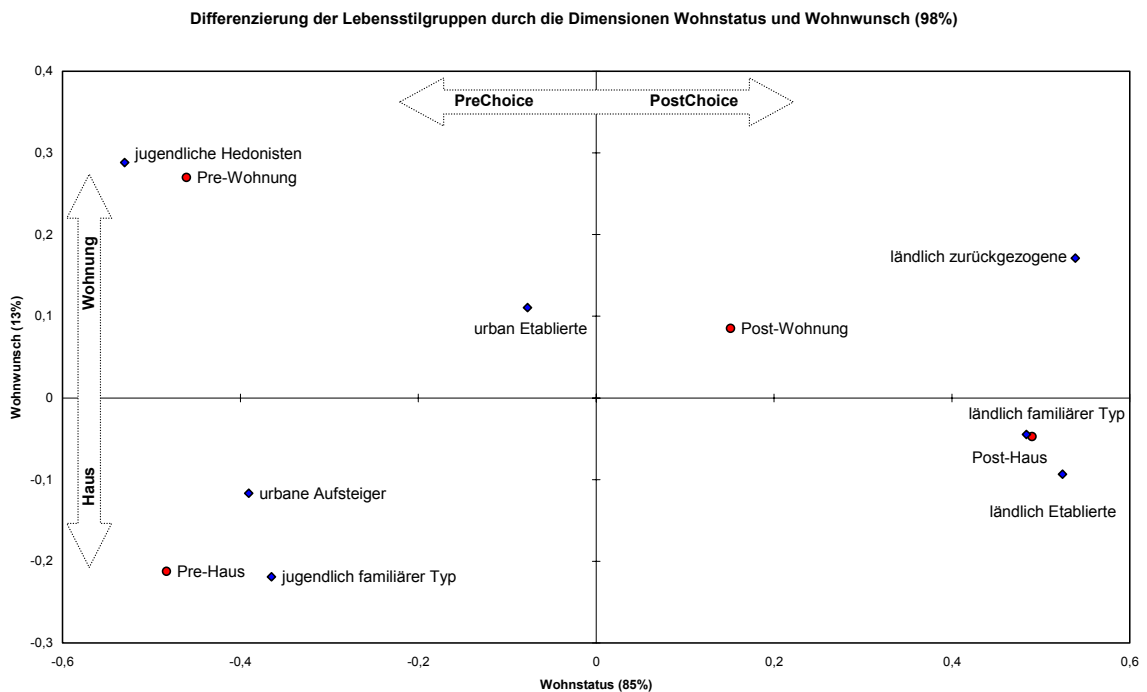
Eine zweite Differenzierungsebene ist nun die Intensität des Wunsches nach einem Einfamilienhaus beziehungsweise die Frage nach der gewünschten Wohnform. Damit haben wir also zwei eindeutige Differenzierungsachsen, die die einzelnen Lebensstile voneinander separieren. Für die Beantwortung einer Fragestellung mit solchen Vorgaben ist die Korrespondenzanalyse die optimale Methode. Eine Beschreibung dieses wenig verwendeten Verfahrens finden sie im Anhang.

Korrespondenzanalytisch ausgedrückt ist nun die Frage, welche Lebensstile einerseits noch vor der Entscheidung stehen und andererseits „zwischen“ Haus und Wohnung liegen. „Zwischen“ bedeutet hier, daß die Entscheidung von Personen dieser Gruppe, in welche Wohnform sie nun wirklich ziehen werden, der – gesamt gesehen – durchschnittlichen Entschei-

dung entspricht¹⁷. Daran kann man dann erkennen, daß sich die Personen einer solchen Gruppe eben durchschnittlich verhalten und in deren Wünschen zu keiner bestimmten Option tendieren. Die tatsächliche Entscheidung wird dann letztlich von Zufällen abhängen.

Bei einer Gruppe hingegen, die relativ homogen zu der einen oder der anderen Wohnform tendiert ist das Gegenteil der Fall: Diese Tatsache muß bedeuten, daß es in dieser Gruppe starke Gründe für oder gegen eine bestimmte Wohnform geben muß. Das Gesagte mag ein wenig theoretisch klingen, wird aber bei der Betrachtung folgender Grafik klarer.

Darstellung 4: Lebensstilgruppen, Wohnstatus und Wohnwunsch



¹⁷ „Durchschnittlich“ ist hier natürlich eine etwas problematische Ausdrucksweise. Ich will versuchen zu erklären, was gemeint ist. Es wollen beispielsweise 30 Prozent aller Österreicher eine Wohnung und 70 Prozent ein Einfamilienhaus. Nun teile ich die Österreicher in drei unterschiedliche Gruppen. In Gruppe A wollen 80 Prozent ein Einfamilienhaus, in Gruppe B 60 Prozent und in Gruppe C 70 Prozent. In diesem Fall würde sich Gruppe C – in meiner Diktion – durchschnittlich entscheiden (während Gruppe A eher zum Einfamilienhaus tendiert und Gruppe B zur Wohnung. Letzteres, obwohl auch dort 60 Prozent ein Einfamilienhaus wollen!).

Der Plot, den die Korrespondenzanalyse mit unseren Vorgaben zeigt ein – für einen Statistiker – außerordentlich „schönes“ Ergebnis. Schön ist es, weil die interessierenden Merkmale, in unserem Fall also die Lebensstilgruppen, durch die Dimensionen Wohnstatus und Wohnwunsch sehr deutlich voneinander unterschieden werden. Wie man erkennen kann, liegen die einzelnen Lebensstilgruppen graphisch ziemlich weit auseinander (in einem „weniger schönen“ Plot wären sie alle um den Achsenursprung gruppiert, d. h. sie wären hinsichtlich unserer Differenzierungsdimensionen nicht besonders unterschiedlich).

Als erstes fällt auf, daß die bereits vorhin angesprochenen für uns wichtigen Gruppen auf der linken Seite der Grafik, also auf der „Prä-Choice-Seite“ zu liegen kommen. Diese vier Punkte wollen wir nun noch etwas näher betrachten und die weiteren Informationen erläutern, die in dieser Grafik zu finden sind.

Zum einen kann man auf der Grafik ablesen, wie weit die Angehörigen dieser Gruppe noch vor der Realisierung ihres Wohnwunsches stehen, indem man die Position auf der horizontalen Achse interpretiert. Am weitesten davon entfernt sind demnach die jugendlichen Hedonisten, kurz vor der Realisierung stehen hingegen die urban Etablierten.

Die Interpretation der Position auf der vertikalen Achse hingegen zeigt an, zu welcher Wohnform die betreffende Gruppe tendiert. Liegen die Punkte nahe der Mittelachse, gibt es keine bestimmte Tendenz. Letzteres trifft für die urbanen Aufsteiger und für die urban Etablierten zu. Und diese beiden Gruppen sind es letztlich auch, die für eine Überzeugungsstrategie oder ein Marketing die relevante Zielgruppe sind. Dies sollte hier sowohl auf einer Gefühlsebene (positive Bilder schaffen, Träume erzeugen), als auch auf einer rationalen Ebene (Gegenüberstellung von Vor- und Nachteilen von verdichteten Wohnformen und Einfamilienhäusern) erfolgen. Wichtig ist, daß eine rationale Argumentation erst erfolgen soll, wenn sie auf einer gefühlsmäßigen Tendenz aufbauen kann. Aus diesem Grund kommt das Bild vor dem Argument.

Die Tatsache hingegen, daß die anderen beiden Typen, der jugendlich-familiäre und der jugendlich-hedonistische so weit an den Außenrändern der Grafik stehen, läßt darauf schließen, daß es hier nur wenig zu beein-

flussen gibt. Beim jugendlich-familiären Typ werden die Gründe, die für das Einfamilienhaus sprechen, so stark sein, daß sie kaum für eine Wohnung zu begeistern sein werden. Man führe sich nur kurz die Teekanne-Werbung vor Augen: Eine glückliche Familie in einem schönen Haus, die Kinder spielen im Garten, die Eltern sitzen im schönen Wohnzimmer, ... Dieses Bild ist zu stark, um durch Argumente überwunden zu werden.

Der jugendlich-hedonistische Typ hingegen ist ein Sonderfall. Der Plot läßt darauf schließen, daß dieser Typ sowieso in Wohnungen zu finden ist. Man sollte sich jedoch vor Augen halten, daß das Lebensstilmodell bezogen auf des Lebensweg eines Einzelnen, natürlich nichts Starres ist. Bestimmte Lebensstile entsprechen immer auch einer bestimmten Lebensphase. So ist es gut möglich, daß ein jugendlicher Hedonist auf seinem Lebensweg die Lebensstilgruppen „jugendlicher Hedonist“ – „jugendlich familiärer Typ“ und „ländlich Etablierter“ durchwandert. Oder auch „jugendlicher Hedonist“ – „urbaner Aufsteiger“ – „urban Etablierter“. Was es letztlich sein wird, wissen wir nicht. Tatsache ist jedoch, daß dieser Typ noch weit vor der Entscheidung für eine subjektiv „endgültige“ Wohnform steht. In diesem Sinne ist er noch jung und formbar. Überzeugungsarbeit sollte hier vor allem auf der Gefühlsebene, durch Erzeugung von Bildern, erfolgen.

Auch in den qualitativen Interviews fanden sich starke Hinweise darauf, daß die beiden angesprochenen Lebensstilgruppen jene sind, die man durchaus auch umstimmen könnte. In diesen beiden Lebensstilgruppen führen eher Zufälle dazu, daß sie sich für ein Haus entscheiden. Eine Person etwa, ein Vertreter des urban-etablierten Lebensstils, wollte im Grunde gar kein Haus. Aber er lebt in einem!

Ich persönlich habe diese Wohnart, wie ich sie jetzt kennengelernt habe, nicht gekannt, weil ich immer in einer Wohnung gelebt habe. Meine Gattin war das von Jugend auf gewohnt, in einem Haus zu leben. Sie war im Prinzip auch immer die treibende Kraft, um ein eigenes Haus zu haben, um für die Familie einen eigenen Bereich zu haben. Es war am Anfang für

*mich gedanklich eine Umgewöhnung, aber dann, über diesen Drang von ihr habe ich mich dann damit dann abgefunden.*¹⁸

Hier ist also die Frau „schuld“, und gegen ihren Drang wird man wenig ausrichten können. Auch mit Marketing nicht. Trotzdem ist das ein Beleg dafür, daß Vertreter dieser Lebensstilgruppe grundsätzlich für verdichtete Wohnformen offenstehen.

Noch mehr ins Auge springt das folgende Zitat. Es stammt von einem 32-jährigen Vertreter der urbanen Aufsteiger, der erst kürzlich in sein neu gebautes Haus am Land eingezogen ist. Die Entscheidung, ein Haus zu bauen, war, wie er selbst angibt, kein langgehegter Wunsch, sondern eine spontane Sache!

*Der Traum war bis dorthin, [...] in der Stadt eine Wohnung zu haben und am Land ein kleines Haus, wo man am Wochenende [...] hinfährt [...]. Aber den Wunsch, selber ein Haus zu bauen, hab ich bis dorthin eigentlich nicht gehabt. Aber dann war der Zeitpunkt, wo ich gesagt habe, jetzt kann ichs bauen, jetzt hab ich die Zeit dafür, jetzt sind die finanziellen Möglichkeiten da, die Randbedingungen, und dann hab ich gesagt: Ja, jetzt fang ich an und jetzt mach ichs.*¹⁹

Dieser Zeitpunkt, von dem er spricht, war ein Gespräch mit seinem Vater, auf das wir später, im Rahmen des Statuskapitels noch eingehen werden. Davor aber hat es keine Überlegungen in Richtung Haus gegeben! In diesem Fall hätte es leicht auch ganz anders kommen können:

Ich hab kurz nachdem ich eingezogen bin, in dem Haus, zwei Wochen in England verbracht und dort meinen Horizont wieder um 100 Prozent erweitert. Das heißt, mein Horizont davor war nicht besonders groß. Und ich hab danach erst gesehen, in welchem Kulturkreis ich eigentlich aufgewachsen bin. Ich habe ja nichts anderes gekannt! [...] Als ich zurückgekommen bin [...] hab ich mir gedacht: Was sind die ganzen Österreicher für Idioten? Die bauen Häuser. Ich war dort in Brighton, eine schöne kleine Stadt, so

¹⁸ Person 1, genauere Merkmale der interviewten Personen finden sie im Anhang.

¹⁹ Person 2.

groß wie Graz. Dort ist eine Stadtgrenze, und dann hört es auf und dann fangt die Weide an, vereinzelt alte Bauernhöfe. Ich hab dort nie ein Haus gesehen, daß neu gebaut worden ist. [...] Im Nachhinein: Ich würds mir ein bisserl mehr überlegen, wirklich zu bauen. England hat mir die Augen geöffnet. Die Leute leben dort wunderbar. Keine Ahnung, was die Leute dort mit ihrem Geld machen. Ins Haus stecken sie es nicht.²⁰

Das Erstaunliche ist, daß der Mann, der das gesagt hat, erst seit drei Monaten in seinem wunderschönen, neu gebauten Haus wohnt. Er muß sehr selbstreflektiert sein, um sich den psychischen Luxus leisten zu können, sich selbst bereits zu diesem Zeitpunkt wieder in Frage zu stellen. Er sagt, daß er sich den Hausbau besser überlegt hätte, wenn er die Situation in England vorher gesehen hätte.

1.3 Latente Motive: Theoretische Annäherung und empirische Ergebnisse

1.3.1 Traumbilder - Traumbildner

Das letzte gebrachte Beispiel zeigt auch, was hier bereits erwähnt wurde und was nicht oft genug zu erwähnen ist, nämlich, daß es oftmals Bilder sind, die bestimmte Einstellungen, aber auch große Entscheidungen herbeiführen. Ein Gespräch mit dem Vater, eine südenglische Landschaft, ein Besuch bei Freunden. Man muß versuchen, neue Bilder in den Köpfen der Leute entstehen zu lassen. Differenzierte Darstellungen von Sachverhalten haben auch ihren Platz. Aber sie kommen erst nachher.

Von der Teekanne-Werbung wurde bereits gesprochen. Es gibt auch die Sendung „Wohn(t)räume“, in der ein ausgewähltes Paar sein großartiges Einfamilienhaus herzeigen darf darf. Auch jene Lotto-Werbung, in der gezeigt wird, in welcher Wohnsituation sich ein Ehepaar vor dem Lottogewinn befindet und in welcher es sich nach einem Lottogewinn befinden könnte, spricht Bände. Vorher der Hinterhof eine Siedlung, der Minimalbalkon, auf dem gerade einmal der Frühstückstisch Platz findet, der Lärm, den die Nachbarn verursachen. Horror. Danach: Die Prachtvilla, Pool, Sonnenbrille.

²⁰ Person 2.

Es ist nicht besonders schwer, sich das Szenario umgekehrt zu denken: Vor dem Lottogewinn ein missmutig dreinschauender Mann, der Rasen mäht und dauernd Fliegen von seinem schweißgetränkten Gesicht verscheuchen muß, eine entnervte Frau, die in der prallen Sommerhitze Gießkannen schleppt, um ihre Pflanzen zu gießen. Und danach: Geselliges Beisammensein in einer wunderschönen Holzbausiedlung. Man sitzt auf der Terrasse, trinkt Wein, und sieht dem Gärtner dabei zu, wie er sich abmüht.

Kommunikationswissenschaftler wissen schon lange, daß letztlich nicht das differenzierte Argument im Gedächtnis haften bleibt, sondern ein Schwarzweißbild der Situation. Das konnten wir auch in den Interviews immer wieder beobachten:

Ich habe unsere Wünsche nicht als Wunsch nach Unabhängigkeit empfunden, sondern unser Wunsch war eher die Erhöhung der Lebensqualität. Da gibt's ja wieder Argumente dafür und dagegen. Ich meine: in einer Großsiedlung sind die ökologischen Belastungen wahrscheinlich – wahrscheinlich! ist ja auch nicht bewiesen! – geringer, weil die Dichte größer ist. Gerade in dieser Großraumsiedlung sehe ich mehr Autos als in einer Siedlung, wo Einfamilien- oder Zweifamilienhäuser stehen.²¹

Das sagt ein Urban-etablierter, der in einem Einfamilienhaus am Stadtrand von Graz wohnt. Das Gegenstück zu seinem Haus ist die abstoßende Großsiedlung mit viel Beton und vielen Autos, und die hat auch noch gesamtgesellschaftliche Nachteile (mehr Autos; es ist nicht bewiesen, daß die ökologischen Belastungen geringer sind, ...). Ganz genau, wie für jene, die nicht in einem Haus leben, das Gegenstück zu ihrer Wohnung die extrem verhüttelte Gegend, Hinterholz 8 und Hundstage²² ist. Auf die dut-

²¹ Person 1

²² Der Film Hinterholz 8 ist jedem bekannt. Es ist die Geschichte eines Mannes, der sich seinen Traum vom Haus am Land verwirklichen will und der daran zugrunde geht. In dem Film Hundstage geht es zwar nicht explizit um das Einfamilienhaus, implizit sieht man hier aber doch die dunkle Seite des Traumes in einer Wiener Einfamilienhausvorstadt: Einsamkeit, Wahnsinn, Eehölle, Nachbarschaftskleinkrieg, Paranoia, Betonwüsten und vieles mehr.

zenden Zwischenstufen hingegen wird niemals eingegangen, wenn es darum geht, die eigene Wohnform zu verteidigen.

Das Denken ist meist schwarzweiß. Das soll kein Vorwurf sein! Vorwürfe für jene, die sich mit einem Einfamilienhaus ihren Traum verwirklichen wollen, sind fehl am Platze und produzieren nichts als Aggression. Man begegnet dieser Einstellung oft bei jenen, die selber keine Einfamilienhäuser haben und manchmal auch bei Experten, die mit dem Thema befaßt sind.

Unser Denken ist meist schwarzweiß, weil unser Denken so angelegt ist. Natürlich kann ich mir für das, was ich tue, eine rationalistische Argumentation überlegen. Zumeist geschieht das jedoch im Nachhinein. Faktizitäten werden im Nachhinein rationalisiert, erklärt und nötigenfalls umgewertet, wenn sie nicht ins Konzept passen. Und wenn das nicht geht, werden sie verdrängt. Natürlich bedeutet das nicht, daß rationale Argumente überflüssig sind. Im Gegenteil: Will man verdichtete Wohnformen propagieren, sind sie höchst notwendig, um getroffene Entscheidungen zu stärken und zu festigen. Als Grundlage für eine solche Entscheidung sind sie jedoch wenig geeignet.

1.3.2 Status: Über den Symbolwert eines Hauses

Der Erwerb eines Eigenheims aus Statusgründen ist ein gutes Beispiel für ein latentes Motiv. Statusrepräsentation bedeutet, eine gewisse gesellschaftliche Position in der Öffentlichkeit zu präsentieren, den eigenen Glanz hervorstreichen, darzustellen, was man ist oder zu sein meint und in vielen Fällen auch sich selbst zu überhöhen. Die Symbolik des Status hat also etwas prahlerisches an sich. Daher wird dieser Grund auch, wenn möglich, verbal verschleiert und in den Hintergrund gedrängt.

Die ganze Angelegenheit hat aber auch eine unbewusste Komponente. Die Übereinstimmung der statuskongruenten Stilisierung des Lebens mit dem ganz persönlichen Gefühl, die richtige Wahl bei Wohngestaltung getroffen zu haben, und damit zufrieden oder gar glücklich zu sein, sind ganz offensichtlich. Dennoch ist dieser Zusammenhang vielen nicht bewusst. Die meisten Menschen haben wohl die richtige Einschätzung ihres gesellschaftlichen Status und besitzen darüber hinaus das richtige Empfinden für die dazu passende Stilisierung der eigenen Person. Eine allzu große Ab-

weichung in der Art und Weise, in der man sein Leben gestaltet und der gesellschaftlichen Position, die man inne hat, erscheint den meisten bald als lächerlich oder nicht angemessen. So können Turnschuhe nicht nur nicht in jeder Situation getragen werden, sondern auch nicht von Jedermann. Der distinguierte Professor könnte nicht damit herumlaufen.

Statusrepräsentation bedeutet eine symbolische Darstellung des eigentlichen gesellschaftlichen Ranges. Der Darstellung aber, will sie ernst gemeint sein, sind natürlich Grenzen gesetzt. Beim Eigenheim sind diese Grenzen freilich zunächst ökonomischer Art. Nicht ein jeder kann sich die Prachtvilla in der Toskana leisten. Aber auch in den Bereichen des Leistbaren gibt es Grenzen ganz anderer Art: kulturell akzeptable Grenzen. Das Phänomen des „Overdressing“ ist ein Beispiel für eine kulturelle Grenze der Statusrepräsentation. Auch in der Gestaltung des Wohnens gibt es eine Art des „Overdressing“, die als Geschmacklosigkeit bezeichnet wird.

Der Erwerb eines Hauses im Grünen kann so durchaus auch im Rahmen eines Wettbewerbs um Statusrepräsentation verstanden werden. Neben einer wahrscheinlich vorhandenen gesamtgesellschaftlichen Hierarchie von Status, gibt es die viel wichtigere Ebene der vielen unterschiedlichen Hierarchien von Status innerhalb kleinerer Bezugsgruppen. Jeder Mensch ist eigentlich in viele kleine Wettbewerbe um Ansehen in den unterschiedlichsten Bezugsgruppen verwickelt. Da gibt es zum einen den alten Wettbewerb mit den Geschwistern, den Wettbewerb der beste „Hawara“ zu sein im Freundeskreis, der Wettbewerb am Arbeitsplatz, beim Tratschen und Leute ausrichten, mit dem Nachbarn um den leistungsstärksten Rasenmäher etc. Aber auch ganze Gruppen und große Kollektive wie Staaten stehen auf viele unterschiedliche Arten im Wettstreit miteinander.

Die Symbolik der Rangordnung im Statuswettstreit erklärt sich immer aus der Geschichte der in den Wettbewerb verwickelten Gruppe. Die Vielzahl der Statussymbole in der heutigen Gesellschaft spricht jedenfalls Bände. Nicht ein jeder ist von ein und der selben Symbolhierarchie betroffen. Den Einen lassen die schnellen Schlitten vollkommen kalt, der Andere versteht nicht, weshalb Menschen so viel Energie in die Vervollkommnung ihrer Körper stecken. Der Besitz eines Hauses scheint aber im Gegensatz zu an-

deren materiellen Gütern in vielen gesellschaftlichen Gruppen als Statussymbol zu gelten, wenngleich nicht in allen.

Da nun das Haus als ein ziemlich allgemeingültiges Statuszeichen gilt, ist seine Symbolik fast in der gesamten Gesellschaft wirksam. Das unterscheidet die Statuswirkung eines Hauses von dem eines Autos, das – wie toll das Gefährt auch ist – immer nur auf Teilgruppen seine Wirkung entfaltet. Die eigentlich allumfassende Wirkung des Hauses als Statussymbol liegt freilich nicht am Haus als Gebäudekomplex selbst, sondern an der Tatsache, dass ein Wohnhaus immer auch Platz verbraucht und daher an ein Grundstück gebunden ist.

Im eigentlichen Sinn liegt die Wirkung im Grundstück verborgen, denn es handelt sich dabei um eine unwiederbringlich rares Gut. Dank dieses absoluten Seltenheitskriteriums unterscheiden sich Häuser in ihrer allumfassenderen Statuswirkung auch von anderen materiellen Gütern, die – wie Autos – inflationär reproduziert werden können. Landverbrauch und damit Grundstückserwerb hat seine absoluten Grenzen. Fred Hirsch spricht von sogenannten Positionsgütern, wenn er beschreiben möchte, dass es Güter gibt, deren Nutzen vom Gebrauch und der Gebrauchshäufigkeit der anderen Menschen abhängt. Ein Haus im Grünen wird so lange seinen Wert behalten, so lange es Grün gibt.²³

Der Statuswert eines Hauses ist damit abhängig von seiner Lage. Das bedeutet nichts anderes, als dass der Wert des Hauses – und daher auch die Statushöhe des Besitzers dieses Hauses – von der Sozialstruktur der Nachbarn abhängt. Ein „gutes Gebiet“ ist immer ein Areal, in dem statushohe Personen siedeln; ganz abgesehen davon, dass menschenleere Gebiete aufgrund ihrer Unverbautheit von vielen als Bauland begehrt werden.

Lassen wir die Argumente nochmals Revue passieren. Häuser scheinen in den meisten Gruppen der Gesellschaft als Statussymbol zu gelten. Bei Häusern gilt ähnliches wie bei Autos. Je größer und prächtiger die Häuser sind, desto mehr glänzen ihre Besitzer durch sie. Der Statuswert eines Hauses hängt aber auch wesentlich von dem Gebiet ab, in dem es steht. Das

²³ vgl. Hirsch 1980.

bedeutet wiederum, dass der Status der sonstigen Siedler des Standortes eines Hauses den Status des Hausbesitzers mitbestimmt. Der eigene Glanz hängt in diesem Fall von Glanz der Nachbarn ab.

Bei Häusern scheint es eine gesamtgesellschaftliche Hierarchie zu geben. An der Spitze steht vielleicht heute noch das Schloss oder vielleicht eine luxuriöse Villa von einem Stararchitekten oder in der Toskana. Ganz unten findet sich das Wochenendhäusl oder die Badehütte an der Schottergrube. Den Besitzer eines Schlosses werden wohl die meisten Mitglieder unserer Gesellschaft als Person hohen Ranges anerkennen; das gleiche gilt wohl auch für den Bewohner einer durchgestylten Großvilla, ganz gleich, ob einem die Architektur gefällt oder nicht.

Nun sind im Leben der meisten Menschen die Schlossbesitzer viel zu weit weg, um sich mit ihnen jemals messen zu können. Ihre Bezugsgruppe lebt fast immer wesentlich bescheidener und daher verwunderte es nicht, dass innerhalb der generellen Hierarchiepyramide der gebauten Statussymbolik viele kleinere Partialhierarchien gibt. Für die Aufsteiger aus unteren Rängen der Gesellschaft mag das Fertigteilhaus mit Erker ein Statussymbol sein (der Erker ist übrigens eine Reminiszenz an das Schloss). Gleichzeitig ist ein solches Objekt Ziel der Verachtung für so manche Personen, die von Geburt an bereits einen höheren Rang einnahmen. Für den Arzt oder den Anwalt erscheint ein adäquates Statussymbol, das vom Architekten geplante Haus zu sein. Wie bereits erwähnt, hat die Wohngegend aufgrund ihres, durch den Bodenpreis zustande kommenden Ausschlusscharakters, einen viel gewichtigeren Anteil am Zustandekommen der Statushöhe.

Die Kriterien, die die Inhalte des Statussymbolik bestimmen – nennen wir das: die Kriterien der Statussemantik – stehen niemals allgemein fest. Man könnte meinen, dass der materielle Wert eines Gutes, die allgemein gültige Grundlage der Statusbestimmung darstellt. Das stimmt eigentlich nur mittelbar, denn der materielle Wert (Geldwert) eines Gutes hängt immer davon ab, was innerhalb einer Gruppe als begehrenswert gilt.

So ergeben sich die astronomischen Preise von Stararchitekten nicht von selbst, sondern durch den Umstand, dass gerade aus bestimmten Gründen solche Architekten als Planer gefragt sind. Man kann sich genausogut eine Gesellschaft vorstellen, in der Wert des Hauses davon abhängt, dass

ein besonders angesehener Priester es geweiht hat. Aber auch in unserer Gesellschaft bekommen Häuser einen höheren Wert und ihre Besitzer ein höheres Ansehen, wenn einst besonders prominente Personen darin lebten. Ein auratischer Effekt.

In Teilen der Unterschicht und des Kleinbürgertums ist der Architektenbau eine unerreichbare Welt. Freilich werden auch diese Menschen den Besitzer eines solchen Bauwerkes als statushöher anerkennen. Innerhalb deren Peergruppe jedoch hat der Bau eines Architekten höchstwahrscheinlich nicht den gleichen Statuswert wie bei Anwälten und Ärzten. Aufgrund des Horizont des Realisierbaren haben sich dort andere Kriterien der Statussemantik etabliert. Die Kunst des Heimwerkens kann hier Teil der Symbolik des Ansehens werden. Wer sich auf das Heimwerken versteht, der kann den Wunsch nach dem Eigenheim und damit ein prinzipielles Merkmal einer statushohen Person realisieren.

In Kreisen der Ärzte oder Anwälte hingegen führen ganz andere Wege zu Ansehen, etwa durch einen gefinkelten Geschmack und den richtigen richtigen Architekten zu einem sehenswürdigen Haus zu kommen.

Status wird also auf eine bestimmte Weise symbolisiert und muß auch symbolisiert werden, weil sich dadurch Gruppenzugehörigkeiten und Hierarchien ergeben. Ein zutiefst menschliches Phänomen. Jeder kennt dieses Phänomen und in jugendlichen Subgruppen ist es gut zu beobachten: Bestimmte Schuhe symbolisieren dort Zugehörigkeit und Status. Möglichst jeder wird versuchen, diese Schuhe zu haben. Andere Dinge hingegen symbolisieren keinen Status, zum Beispiel die Art des Schreibgeräts – manche werden dann eben ein bestimmtes haben, und manche nicht, aber die Art des Schreibgeräts, das man besitzt wird nicht in Zusammenhang stehen mit dem Schreibgerät, das die Freunde besitzen. Das selbe, was für Schuhe oder die Art des Schreibgeräts gilt, gilt auch für die Wohnform. Wir haben im Fragebogen abgefragt wieviel Prozent der Bekannten des Befragten in einem Einfamilienhaus wohnen. Danach haben wir mit einem Mittelwertsvergleich überprüft, ob sich die Mittelwerte der Prozentangaben verändern, je nachdem, wie verdichtet die Wohnform ist, in der der Betreffende wohnt (Einfamilienhaus, Reihenhaus, Wohnung). Wir folgern dann, daß die Wohnform ein umso stärkeres Statusmerkmal ist, je mehr der

Wunsch nach einem bestimmten Wohnungstyp mit den Prozentangaben über die Bekannten in Zusammenhang steht.

Das heißt: Wenn man die Antworten jener betrachtet, die in einem Einfamilienhaus wohnen, und diese geben durchwegs an, daß auch ein hoher Prozentsatz der Bekannten in Einfamilienhäusern wohnt, während jene, die sich beispielsweise ein Reihenhaus wünschen, signifikant niedrigere Prozentsätze angeben, dann sprechen wir davon, daß das Einfamilienhaus in dieser Lebensstilgruppe eine hohe Relevanz für die Statussymbolisierung besitzt. Ist dieser Zusammenhang jedoch schwach, das heißt: die Angaben über die Freunde jener, die in einem Einfamilienhaus wohnen unterscheidet sich nicht stark von den Angaben jener, die in einer verdichteteren Wohnform wohnen, dann ist auch die Relevanz für die Statussymbolisierung schwach. Als letztendliche Maßzahl für die Statusrelevanz wurde Eta gewählt. Das ist eine Maßzahl, die die Stärke des Zusammenhanges zwischen einem nominal- (Wohnform) und einem ordinalskalierten (Prozentangabe) Merkmal angibt.

Die selbe Vorgehensweise wurde neben der tatsächlichen Wohnform auch für die gewünschte Wohnform und neben den Prozentangaben über die Freunde in Einfamilienhäusern auch für die Prozentangaben über Freunde in Wohnungen gewählt. Hier sind die Ergebnisse allerdings vorsichtiger zu interpretieren, weil in manchen Lebensstilgruppen die Fallzahlen sehr sehr gering sind. Die nächste Tabelle zeigt die Ergebnisse der statistischen Berechnungen zur oben beschriebenen Operationalisierung. Die Lebensstilgruppen der urbanen Aufsteiger und des urban-etablierten Typs werden im Zentrum der Interpretation der Zahlen stehen.

Darstellung 5: Wohnform und Statusrelevanz

	WOHNSITUATION			TATSÄCHLICHE WOHNFORM					GEWÜNSCHTE WOHNFORM				
	tatsächliche Wohnform EFH	gewünschte Wohnform EFH	wollen noch umziehen	Statusrelevanz EFH (ETA)	Statusrelevanz VWF (ETA)	Signifikanz Mittelwertsvergleich EFH	Signifikanz Mittelwertsvergleich VWF	Fälle	Statusrelevanz EFH (ETA)	Statusrelevanz VWF (ETA)	Signifikanz Mittelwertsvergleich EFH	Signifikanz Mittelwertsvergleich VWF	Fälle
(1) ländlich Etablierte	55%	77%	17%	0,239	0,183	0,114	0,284	77	0,151	0,356	0,623	0,233	13
(2) jugendliche Hedonisten	27%	46%	66%	0,303	0,389	0,078	0,013	56	0,183	0,257	0,279	0,100	37
(3) jugendlich familiärer Typ	27%	72%	58%	0,327	0,541	0,014	0,000	78	0,166	0,214	0,270	0,153	46
(4) urbane Aufsteiger	25%	64%	62%	0,264	0,342	0,071	0,011	76	0,347	0,322	0,017	0,027	47
(5) ländlich familiärer Typ	54%	58%	21%	0,623	0,635	0,000	0,000	57	0,178	0,072	0,580	0,824	12
(6) ländlich Zurückgezogene	55%	25%	15%	0,675	0,737	0,000	0,000	51	0,317	0,317	0,444	0,444	8
(7) urban Etablierte	36%	52%	44%	0,386	0,387	0,000	0,000	99	0,318	0,205	0,036	0,181	44

Die Statusrelevanz des Einfamilienhauses ist in diesen beiden Gruppen liegt im unteren Bereich. Die Werte sind aber trotzdem recht hoch und auch signifikant. Nur gibt es Lebensstilgruppen, in denen die Statusrelevanz weitaus höher ist, wie der ländlich familiäre Typ oder die ländlich zurückgezogenen (Es gibt Eta-Werte über 0,6. Das ist ein extrem hoher Wert, wie er in statistischen Berechnungen über soziale Phänomene praktisch niemals vorkommt!).

Grundsätzlich ist also zu sagen, daß die Wohnform, in der man tatsächlich wohnt, bei urbanen Aufsteigern und beim urban-etablierten Typ durchaus ein Statusmerkmal ist, wenn auch nicht ein übermäßig starkes. Bei den urban-etablierten ist es stärker. Wir haben sowohl Werte für die Statusrelevanz eines Hauses, als auch für die einer Wohnung errechnet. In beiden Fällen ist die Statusrelevanz der Wohnung höher! Das heißt also: Die Wahrscheinlichkeit, daß der Betreffende in einer Wohnung wohnt, wenn auch seine Freunde in einer Wohnung wohnen ist höher als die Wahrscheinlichkeit, daß er in einem Haus wohnt, wenn auch seine Freunde in einem Haus wohnen. Für den Bereich des Status, bzw. für die Ziele des Programmes „Haus der Zukunft“ verheißt zumindest dieses Ergebnis etwas gutes! Einerseits ist die Wohnform zwar Statusrelevant, was die Entscheidung für eine bestimmte Wohnform sehr resistent gegenüber Überzeugungsversuchen für andere Wohnformen werden läßt. Andererseits aber ist jene Wohnform, die im Grunde nicht das Problem ist, nämlich die Wohnung, ein wichtigeres Statusmerkmal, als das Haus.

Um das anschaulicher zu machen, versuchen wir jetzt, eine soziale Situation zu entwickeln, die das oben gesagte plastisch darstellt²⁴. Eine junges Paar mit zwei Kindern lebt in einer Wohnung. Es ist eine Wohnsituation, die eigentlich nicht ihren Vorstellungen entspricht, und aus diesem Grunde werden sie beginnen, Vorstellungen zu entwickeln. Welche Vorstellungen das sein werden, hängt von vielen Faktoren ab. Einer wichtiger davon wird sein, wo und wie ihre Freunde leben, denn da haben sie Anschauungsmaterial, da können sie ein wenig sehen wie das so ist, ein Haus zu haben,

²⁴ Das Gesagte gilt, wo es nicht anders vermerkt ist, für urban Etablierte und urbane Aufsteiger.

oder eine Wohnung. Wenn nun viele ihrer Freunde sich zum Beispiel für Wohnung in einer gut geplanten und gemachten Siedlung entschieden haben, wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie selbst auch einen solchen Traum bekommen, relativ groß.

Er wird größer werden, und er wird gespickt sein mit kleinen Details, die diese Wohnform immer anziehender für sie erscheinen lassen und die sie bei ihren Freunden sehen. Das werden Details sein, wie: kleine Gruppen von Kindern spielen im hofförmig gestalteten Bereich zwischen den Häusern, ein paar Leute aus verschiedenen Wohnungen sitzen zusammen und reden, eine andere kleine Gruppe hat ein kleines Gartenfest, jemand verabschiedet sich, weil er etwas wichtiges zu tun hat und zieht sich in die Wohnung zurück um es dort in Ruhe erledigen zu können, jemand anderer sagt, er muß schnell in die Stadt, um etwas bestimmtes einzukaufen, in einem anderen Vorgarten liegt jemand in der Sonne, er hat seinen Grünbereich mit Pflanzen zuwachsen lassen, um einen Sichtschutz zu haben, und man sieht nur seine Füße, ... ein Traum eben.

Es könnte aber auch ganz anders sein: Die meisten ihrer Freunde könnten sich dafür entschieden haben, in Einfamilienhäuser am Stadtrand zu ziehen. Dort sind sie manchmal zu Besuch, und es wird ein anderer Traum entstehen. Sie selber können nachts die Fenster nicht offenlassen, weil der Straßenlärm zu laut ist, und das erste, was sie registrieren, ist die Stille. Sie werden mit ihren Freunden auf der Terrasse sitzen, einen guten Wein trinken und zusehen, wie ihre Kinder gemeinsam im Garten spielen. Man hört auch Grillen. Die Freunde werden sie durchs Haus führen. Draußen ist es zwar heiß, aber drinnen angenehm kühl. Die beiden Männer gehen in den Keller und der Freund zeigt ihm, wie er das Problem mit der Rasensprengelanlage gelöst hat. Die Frauen bleiben oben und unterhalten sich über die kindischen Spielereien ihrer Männer, ... auch ein Traum.

Wie bereits gesagt: In so eine Welt einzudringen, und hier etwas zu verändern ist einerseits ganz sicher schwierig. Andererseits aber zeigen die Zahlen zur Statusrelevanz, daß die erste beschriebene Situation, also jene über die verdichtete Wohnform, stärkere Auswirkungen auf die Träume hat, als die zweite. Im zweiten Fall besteht eine größere Chance, daß die beiden trotzdem in eine verdichtete Wohnform gehen werden, als im umgekehr-

ten Fall: Wer den ersten Traum erlebt, wird vielleicht trotzdem in ein Einfamilienhaus gehen, aber es ist nicht so wahrscheinlich. Hier könnte man – man muß diese Aussage natürlich sehr vorsichtig formulieren und auch interpretieren – unter Umständen einen selbstverstärkenden Prozeß auslösen: Jede Wohnung in einer verdichteten Wohnform, die auch nur ein wenig einen Traum anregen könnte, wie wir ihn oben beschrieben haben, wird weitere Personen nach sich ziehen, die diesen Traum verwirklichen wollen. Damit ist die Statusrelevanz nicht nur ein hinderliches Element, wenn man die Leute davon überzeugen will, in verdichtete Wohnformen zu gehen, sondern sie kann auch positiv im Sinne dieses Ziels wirken.

Die Zahlen, die in den letzten Absätzen diskutiert wurden, beziehen sich auf die tatsächliche soziale Situation, und nicht auf die Wünsche der Befragten. Das ist an sich kein Nachteil, da es hier um das real Gegebene und nicht um das Erträumte (und vielleicht nicht Mögliche) geht.

Etwas anders verhält es sich bei den Wünschen. Hier zeigt es sich, daß – gegenüber der Werte der tatsächlichen Wohnform – die Statusrelevanz der Wohnung bei beiden Typen niedriger wird. Daß heißt also: Faktisch hat es schon einen Einfluß auf die Wohnform, wenn die Freunde in einer Wohnung wohnen, aber als „Traumgenerator“ funktioniert sie (noch?) nicht so gut. Aber genau das kann und soll gutes Marketing leisten.

Aber Wünsche sind eben nur Wünsche. Sie haben per se noch keine gesellschaftliche Auswirkung. Das folgende Zitat zeigt dies sehr gut. Es stammt von einem Mann, urbaner Aufsteiger, Anfang dreißig, der vor kurzem in sein Haus eingezogen ist. Er spricht über die Gründe dafür, daß er in ein Haus gezogen ist und sagt:

[Ich] hab danach erst gesehen, in welchem Kulturkreis ich eigentlich aufgewachsen bin. Ich hab ja nichts anderes gekannt. Ich hab aus meiner Familie gewußt: Du giltst nur etwas, wenn du ein Haus hast. Am Land ist oft die Frage: „Wo wohnst du?“. Und keiner möchte hören: Ich wohne in der Stadt. Keiner möchte hören: Ich wohne in einer Wohnung in der Sowiesogasse. Das sagst du lieber gleich gar nicht. Sag: Graz. Das reicht schon. Dann fragt eh keiner mehr nach. Es wird erwartet, daß man sagt, man hat ein Haus dort und dort. Dann wird man auch ernst genommen, voll genommen. Sonst könnte man eine 300 m²-Wohnung in der Herrengasse

haben, und jeder würde sagen: in Graz? Muß aber sicher laut sein. Also: Es wird nicht verstanden, ich weiß es. Ich bin so aufgewachsen. Ich habs als Kind auch nicht verstanden. Meine Eltern verstehen das heut noch nicht, wie man in Graz überhaupt wohnen kann²⁵.

Das sitzt. Status ist der Grund für seinen Hausbau. Aber nicht irgend ein abstrakter, wenig durchsichtiger Status, den er sich bei seinen Freunden unterbewußt erwerben will, sondern Status innerhalb der wichtigsten Bezugsgruppe eines Menschen: Status innerhalb der Familie. Dieser Mann hatte vorher nicht den Wunsch, in ein Einfamilienhaus zu ziehen. Im Gegenteil! Durch die Sozialisation bei seiner Ausbildung, die ein Jahrzehnt lang in der Stadt stattgefunden hat, wurde sein Traum durchaus die Wohnung in der Stadt. Zuhause hat er zwar etwas anderes gelernt, aber die neue Kultur in der Stadt hat ihre konditionierende Wirkung getan. Aber eben nicht stark genug. Als eine entscheidende Situation eintrat, sind die alten, tieferliegenden Verhaltensmuster wieder hervorgetreten:

[Die Entscheidung] war dann ziemlich spontan. [...] ich hab meinen Vater drauf angeredet und gefragt, „Könnte ich bauen?“. Und er hat gesagt „Ja.“. Da war ich einmal baff und hab dann gesagt: „Dann möcht ich aber den schönsten Bauplatz“. Da hat er gesagt „Das weiß ich nicht.“. Ich hab dann gesagt „Ich möchte ihn aber!“, dann hat er gesagt „Ja, gu.t“. Dann hab ich ihn gehabt, und es hat geheißen „Jetzt hast ihn, jetzt mußst auch bauen.“. Da habe ich gebaut²⁶.

Das ist eine zufällig entstandene (!) Minimalkommunikation zwischen Vater und Sohn – mit hohem Gewicht und großen Auswirkungen. Keine Argumente, keine Überlegungen, keine Zweifel. Nur Fragen, Antworten und eine Entscheidung. Man erschauert fast vor der Klarheit und Unausweichlichkeit des Gesprochenen.

²⁵ Person 2.

²⁶ Person 2.

Natürlich ist so ein Fallbeispiel nicht die Regel, aber wir möchten es doch als idealtypisch für unsere Statustheorie (im weberschen Sinne²⁷) bezeichnen. Es zeigt, welche hohe Relevanz Statusüberlegungen für den Bau eines Hauses haben.

Es zeigt darüberhinaus, wie sehr wir durch das bestimmt sind, was wir in unserer Kindheit erfahren. Die statistische Auswertung hat ergeben, daß, wenn man in einem Haus aufgewachsen ist, die Wahrscheinlichkeit, später in einem Haus zu wohnen, doppelt so hoch ist, als die Wahrscheinlichkeit, in einem Haus zu wohnen, wenn man in einer Wohnung aufgewachsen ist!

Natürlich gibt es auch weniger idealtypische Beispiele, die die statusrelevanz trotzdem sehr schön zeigen:

Es ist eindeutig so, daß ich im Bekannten und Freundeskreis schon Menschen gekannt hab, die auch Häuser gehabt haben, die ich so kennengelernt habe. Damit habe ich auch kennengelernt, welche Möglichkeiten auch für die Familie da waren – obwohl meine beiden Söhne eher ungern in das Haus gezogen sind, weil sie aus ihrem Freundeskreis herausgerissen wurden. Aber es hat sicher eine Rolle gespielt, in dieser Entscheidung, daß ich wie Freunde leben, in einem Haus, gesehen hab. Wobei ich in einer Wohnung nicht unglücklich war, weil ich nichts anderes gewohnt war, bis dorthin.²⁸

Wir haben hier also wieder jemanden, dessen Prädispositionen nicht einmal in Richtung Einfamilienhaus gegangen sind, bei dem also die Wahr-

²⁷ „Idealtypisch im weberschen Sinne“ bedeutet: Idealtypisch hat weder etwas mit „Ideal“, noch etwas mit „Typisch“ zu tun. Idealtypen stellen eine theoretisch konstruierte Wirklichkeit dar, mit reinen Ausprägungen von Umständen und Variablen, die durch eine bestimmte Theorie, die man über diese Wirklichkeit hat, vorgegeben sind. Die Realität ist meist komplizierter, und solche Idealtypen werden konstruiert, um die Realität daran zu messen. Menschliches Verhalten ist im Grunde ja nicht in Typen einteilbar. Wohl aber ist ungefähr angebbbar, wie nahe sie dem einen oder anderen Typ sind. Um das tun zu können, brauchen Soziologen Idealtypen.

²⁸ Person 1.

scheinlichkeit, daß er nicht in einem solchen leben wird, relativ groß ist (urban etablierter Typ). Unter anderem durch das, was er bei seinen Freunden sehen konnte, wurde er letztlich doch davon überzeugt, und das, obwohl er anfangs dem Einfamilienhaus gegenüber durchaus negativ eingestellt war. Interessant ist in diesem Fall ist auch, daß gerade hier sofort das Argument „Familie“ ins Spiel kommt.

1.2.3 Exkurs: Die Unschlagbarkeit des Hauses – Rationale Umwertung und die „eigene Erfahrung“

Wir möchten auf diese Tatsache kurz eingehen, obwohl wir keine statistischen Belege für das Folgende anführen können, weil diese Dinge im Fragebogen nicht abgefragt wurden. Das vorige Beispiel zeigt sehr gut, welche psychischen Mechanismen in Gang gesetzt werden, um das, was nun einmal ist, zu begründen. Ein Haus baut man für die Familie, nicht für sich selbst. Familie ist ein emotional besetzter Begriff, dem man argumentativ wenig entgegensetzen kann. Dies ist ein weiterer wichtiger Hinweis für jene, die versuchen wollen, Leute mit rationalen Argumenten von einem Einfamilienhaus abzuraten.

Es ist gerade hier interessant, daß dieses Argument auftaucht, denn zum einen, wie der Interviewpartner selbst sagt, waren seine beiden Söhne nicht gerade glücklich mit der Entscheidung, in ein Haus zu ziehen. Zum anderen waren sie zu dem Zeitpunkt, an dem dies geschehen ist auch bereits so alt, daß deren Auszug aus dem Elternhaus, der ein Jahr später tatsächlich stattgefunden hat, bereits absehbar war²⁹.

²⁹ Letztlich ist es aber doch nicht verwunderlich, daß das Argument *Familie* hier auftaucht: „Das Haus ist nicht zu trennen von der Hausgemeinschaft, der Familie als beständiger sozialer Gruppe, und von dem gemeinsamen Vorsatz, sie weiterzuführen. Bekanntlich verweist das Wort Haus in bestimmten, namentlich bäuerlichen und adeligen Kulturtraditionen gleichzeitig auf die materielle Behausung und auf die Familie, die dort gehaust hat, haust oder hausen wird, die soziale Wesenheit, deren Transzendenz gegenüber den Einzelpersonen gerade die Tatsache bekräftigt, daß sie einen Besitzstand an materiellen und symbolischen Gütern – insbesondere einen Namen, der oft von dem der Angehörigen abweicht – in direkter Linie zu vererben hat.“ (Bourdieu 1998, S 27).

Der Interviewpartner wohnt in einem Haus, hatte vorher aber Ressentiments gegen Einfamilienhäuser, vor allem gegen die Arbeit, die es in seiner Vorstellung machen würde:

In der Zwischenzeit hat sich für mich dann da eine andere Einstellung ergeben. Vorher war meine Einstellung dem Haus gegenüber ablehnend, und zwar insofern, als daß ich Haus damit verbunden habe – was ja tatsächlich so ist – daß es immer mit Arbeit verbunden ist. Außer man ist so begütert, daß man jemanden zum Betreuen hat. Aber das ist ja auch nicht das Wahre.³⁰

Aber wie man an dieser Stelle gut sehen kann, hat die Umwertung der Negativaspekte des Hauses bereits voll eingesetzt. Zwar war die Arbeit, die ein Haus macht, in seiner Vorstellung nichts schönes. Aber: Wäre man so begütert, daß man jemanden zum Betreuen hat, wäre das auch nicht das Wahre! Das heißt also, es geht hier um mehr als Arbeit. Worum es geht, zeigen die nächsten Stellen:

Ich bin auf das ganze Haus stolz, weil ich sehr viel Arbeit hineingelegt habe, und damit die große Verbundenheit da ist.³¹

Und auf die Frage, ob ihm die Arbeit am Haus hilft, Berufsstreß abzubauen:

Sehr! Extrem Stark! Weil ich bei jeder körperlichen Belastung – ob das Sport ist, oder die Arbeit am Haus – eine geistige Regeneration herbeiführen kann. Weil irgendwann, mit der Anstrengung, dieser Prozess kommt, und man Gedanken ordnen kann. Es muß natürlich eine Arbeit sein, wo man sich nicht extrem konzentrieren muß, wie zum Beispiel Rasenmähen, das hilft sehr stark. Vorher habe ich das nicht gekannt. Da habe ich nur Sport gemacht.³²

Hier hat eine positive Umwertung stattgefunden, und das selbe geschieht mit anderen Dingen, mit dem Auto zum Beispiel. Jemand, der wegen seines Einfamilienhauses mit dem Auto lange zur Arbeit fahren muß, könnte

³⁰ Person 1.

³¹ Person 1.

³² Person 1.

dann sagen: „Ich entspanne mich beim Autofahren, da hab ich Gelegenheit, in Ruhe das Morgenjournal zu hören.“ Und schon ist der Stau egal.

Die Möglichkeit der positiven Umwertung ist der eine Grund für die „rationale Unschlagbarkeit des Hauses“. Der andere ist ein Aspekt, der in den Interviewstellen bereits angeklungen ist und der beinahe untrennbar mit dem Haus verbunden ist: Der Aspekt der „eigenen Erfahrung“. Sowohl in der Vorstellung als auch in der Realität der Leute ist die eigene Erfahrung, etwas geschaffen zu haben, oder etwas zu schaffen, mit den eigenen Händen, eine außerordentlich wichtige Komponente für die Bindung an ihr Haus³³. Wer schon in einem Haus ist, den bekommen sie niemals mehr da heraus. Folgende Interviewstelle zeigt, was wir meinen:

Oder es ist beim Haus eine Steinmauer. Man weiß, daß man selber da 200 Stunden Beton gemischt hat und ein Steinmaurer da zwei Monate jeden Tag gekommen ist und gegessen hat und Zig Tonnen Steine gleichgeklopft

³³ Zu Beginn habe ich davon gesprochen, daß dieser Drang, etwas zu „schaffen“ eine universale menschliche Grundkonstante ist, die gleichzeitig mit dem Haus verknüpft wird, ja eine seiner wichtigsten Komponenten ist. Dies ist ein wichtiger Grund dafür, daß ich das Haus als Archetypus bezeichne. Ich habe weiters davon gesprochen, daß es natürlich auch möglich ist, diesen Drang auf andere Objekte zu projizieren, als das Haus. Genau das geschieht letztlich bei Personen, die ein Einfamilienhaus aus verschiedenen Gründen ablehnen:

Dieses Bedürfnis [etwas zu schaffen] hab ich auf anderen Ebenen. Geistig zum Beispiel. Ich habe schon das Gefühl, ich will mir geistig etwas eigenes schaffen. Ich hab meine „geistigen“ Häuser. Die sind öffentlich. Man kann sie teilen und durchgehen und diskutieren. Das ist mir sehr wichtig. Etwas schaffen zu wollen ist schon eine treibende Kraft, aber es ist in anderen Dimensionen. Früher habe ich sehr gern gemalt, jetzt hab ich keine Zeit mehr dazu. Da kenne ich das auch, dieses „etwas für mich machen“. Am Schluß dann hängt man es auf und schaut es an und sagt: „Whoa. Super!“. Oder auch nicht. Dadurch, daß es diese Ebenen gibt, brauche ich eigentlich keine andere.

Sind diese Ebenen „hausäquivalent“?

[lacht] Ja! Die sind hausäquivalent. (Person 4).

hat. Man geht an der Mauer vorbei und denkt sich nichts. Sie ist halt da, wie wenn sie schon immer dagewesen wäre. Für mich ist es interessant, Leuten dabei zuzusehen. Beim Ignorieren von Sachen. Es ist halt eine Mauer. Es ist halt ein Boden. Aber für einen selber ist es eine Anstrengung gewesen, die sehr oft absolut an die Grenze von Psyche und Physis gegangen ist.³⁴

Also für sie ist die Mauer nicht mehr nur eine Mauer?

Absolut richtig! Das war ein alter Mann, der das gemacht hat. Für mich ist das ein Kunstwerk. Der hat ein Auge und ein Handwerk, Können, das ich nie mehr finden werde, daß ein anderer Mensch das so machen wird, wie der das gemacht hat. Es ist ein Kunstwerk. Ich freu mich jeden Tag, wenn ich das sehe, hab aber bemerkt, daß es eigentlich außer mir niemand sieht. Es ist halt da.

Sehen sie die Kunst in der fremden Mauer?

Natürlich nicht! Ich seh Mauern, oder ich seh, daß sie schlecht gemacht sind. Bevor ich Haus gebaut hab, hab ich eigentlich überhaupt nix gesehen. Ich bin an jedem Boden, an jeder Mauer, an jedem Haus, an jedem Dach, überall vorbeigegangen, ohne daß ich auch nur im entferntesten irgendwas beachtet hätte.

Der Aufwand, den ein Haus macht, sowohl beim Bau als auch um es Instand zu halten, führt dazu, daß man ihm immer verbundener wird. Es ist aber nicht nur Arbeit, die man investiert. Man investiert Affekte und bekommt eine affektive Bindung mit einem Objekt. Und auch wenn man noch davor steht, wenn man die Entbehrungen noch nicht kennt, können die Vorstellungen über solch eine Verbundenheit doch dazu führen, daß der Traum Haus entsteht. Dieser Aspekt sollte – vor allem für die Planer – extrem ernst genommen werden. Ein anderer Interviewpartner sagt dazu:

Also ich würde mir kein Haus wünschen, daß mir der Architekt oder ein Planer vorgesetzt hat. Das würde ich mir überhaupt nicht wünschen, weil da wäre mir was aufgesetzt. Mir gefällt das so wie es jetzt ist, daß ich ges-

³⁴ Person 2.

talten kann. Und ich glaube auch, daß die Verbundenheit mit der Möglichkeit, selbst zu gestalten, wächst. Trotz aller Fehler, die man dabei macht. Das darf man ja nicht übersehen! Weil wenn man so unbedarft ist, wie ich, dann macht man ja Fehler, beim Bau, oder beim Umbau oder wie immer. Weil es an Erfahrungen mangelt³⁵.

Ein Architekt sollte nicht von der Vorstellung ausgehen, daß er dem künftigen Bewohner etwas Gutes tut, indem er ihm Arbeit abnimmt und von Planung, Organisation und Durchführung entlastet. In Wahrheit nimmt er ihm aber nichts ab, sondern er nimmt ihm etwas weg: Die eigene Erfahrung. Natürlich kann er es besser als jeder Häuslbauer, aber es geht eben nicht nur darum.

Was also gefordert ist, sind Überlegungen, wie man die beiden Dinge kombinieren kann. Jeder Planer sollte sich die Frage stellen, wie kann ich dem Bewohner seine eigene Erfahrung lassen und gleichzeitig mein Fachwissen möglichst unbemerkt einbringen.

Zu bedenken ist jedoch immer, **für wen** man plant. Denn es gibt natürlich, vor allem in der Oberschicht, durchaus auch Kunden, für die das oben gesagte nicht stimmt und die sich ihr Haus vom Architekten hinstellen lassen möchten, ohne selbst Hand anlegen zu müssen.

³⁵ Person 1.

Jemand, dem das Haus als Wohnform sehr fern steht, kann mit dieser Art von Verbundenheit übrigens nahezu nichts anfangen. Es ist nicht die Verbundenheit, die er sucht. Eine Interviewpartnerin, mitte 30, sagte dazu:

Diese Form von Verbundenheit, die da angesprochen ist, die kann ich überhaupt nicht ausstehen. Ich habe überhaupt keine Lust, mich darum zu kümmern, welche Ziegel am Dach sind. Ich finde das super, eine Miete zu haben, und sicher sein zu können: „Da wird einfach ausgemalen“, und neben mir sind die Nachbarn, und wenn ich Lust habe, leute ich an und hol mir die Milch. Die Verbundenheit entsteht, weil ich nette Nachbarn hab und weil meine Sachen in der Wohnung sind. Ansonsten empfinde ich diese Form von Verbundenheit [mit dem Haus] eher als Gebundenheit, die ich als Belastung empfinden würde. Vielleicht haben die ja eine Sado-Maso-Beziehung mit ihrem Haus Zuerst müssen sie sich drum kümmern, und dann beginnen sie, es zu lieben. (Person 4).

1.2.4 Frustrationsmotive: Das Haus als Kompensationsgeschäft

Der Berechnung der Indizes zur Frustration (Arbeitsfrustration, Lebensfrustration) liegt folgende Überlegung zugrunde: Es gibt zwei wichtige Bereiche im Leben eines Menschen. Der eine Bereich ist der öffentliche – der Bereich der Arbeit. Vielleicht wäre es besser zu sagen: Der weitgehend fremdbestimmte Bereich des Lebens. Der andere Bereich ist das Feld des Privaten, der Beziehung, des Wohnens, der Freizeit. Dieser Bereich ist weitgehend selbstbestimmt.

Die Ökonomie der Psyche erfordert Ausgleich. Wenn ein Mensch sehr fremdbestimmt ist, muß es im Leben dieses Menschen immer auch irgend einen Bereich geben, in dem er selbst bestimmen kann, in dem sich seine Individualität durchsetzt. Das ist notwendig, um die psychische Stabilität zu bewahren. Gäbe es diesen Ausgleich nicht, würde man psychisch verwahrlosen³⁶.

Unsere Hypothese lautet konkret: Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sich jemand ein Einfamilienhaus baut hängt mit dem Ausmaß an ungünstigen Merkmalen im fremdbestimmten Bereich zusammen, die sich in der Psyche des Betreffenden manifestieren. Welche ungünstigen Merkmale das sein können, hängt vom Arbeitsverhältnis und von der psychischen Situation ab. Es kann sich zum Beispiel aufgrund eines schlechten Arbeitsverhältnisses oder aufgrund negativ belasteter Beziehungen zu Vorgesetzten in der Psyche des Betreffenden ein Minderwertigkeitskomplex oder ein Ohnmachtsgefühl manifestieren. Oder aber man ist in seiner Arbeit ständigem Stress und Druck ausgesetzt. Oder man ist unterfordert, oder überfordert.

Da eine andauernde und ausschließliche psychische Belastung dieser Art letztlich zu psychischer Instabilität führen würde, müssen sich Bewältigungsstrategien herausbilden, mit Hilfe derer die psychische Stabilität wieder hergestellt werden kann. Da der Bereich der Arbeit ein umfassender Lebensbereich ist, muß auch das alternative Betätigungsfeld ähnliche

³⁶ vgl. Goffman 1973.

Wichtigkeit haben. Das Einfamilienhaus ist eines der möglichen Betätigungsfelder.

Einen Beleg für das Vorhandensein solcher Zusammenhänge bietet folgende Interviewstelle:

Meine Brüder bauen ständig um. Die waren noch nicht einmal eingezogen, da haben sie schon die ersten Wände wieder eingerissen, Durchbrüche gemacht, andere Fenster hineingemacht. das war ein ständiges hin und her. [...] Ich kenn meine Brüder sehr genau! Meine Brüder sind sicher eher typische Häuslbauer. Da ist das Haushaben ganz zentraler Lebenspunkt. Es ist eine Lebensaufgabe, die man vom 25. Lebensjahr, wo man anfangt, hauszubauen, wo man die ersten finanziellen Möglichkeiten hat, bis zum 60. Lebensjahr hat. Es wird ständig dazu und umgebaut. Man baut eine zweite Garage dazu, damit man halt ausdrückt: Ich habe zwei Autos. Für die Frau. Und die Tochter hat dann auch noch ein Auto. [...] Die haben natürlich noch mehr das Bedürfnis, sich in dem Haus einen gewissen Eigenbereich zu schaffen, einen Bereich zu schaffen, wo sie sich darstellen und verwirklichen können, abschotten auch gegen die Umwelt – was sie im Berufsleben überhaupt nicht machen können! Weil wenn man Fabrikarbeiter ist, hat man weder Einfluß, wann man arbeiten möchte, was man arbeiten möchte, mit wem man arbeiten möchte, man hat auch nicht die großen Aufstiegsmöglichkeiten, man muß in der Nacht arbeiten. Und dann gibt es bei den Leuten schon sehr stark das Gefühl: Daheim mach ich alles so wie ich möchte, da bin ich mein eigener Herr, da kann mir keiner reinreden.

Um diese Hypothese auch statistisch zu überprüfen wurden der Arbeits- und der Lebensfrustrationsindex gebildet. Er kann Werte zwischen 1 und 4 annehmen, wobei 1 hohe und 4 niedrige Frustration bedeutet. Ein Mittelwertsvergleich ergab hochsignifikante Unterschiede zwischen den Lebensstilen hinsichtlich beider Indizes³⁷.

³⁷ Zur Bildung der Indizes: **Arbeitsfrustration:** 1) meine Ideen am Arbeitsplatz werden kaum aufgenommen und in die Praxis umgesetzt, 2) Im Grunde genommen bin ich davon überzeugt, daß mein Betrieb auch ohne mich gleich weiterlaufen

Darstellung 6: Arbeits- und Lebensfrustration nach Lebensstilen (Indizes)

	WOHNSITUATION			INDIZES	
	tatsächliche Wohnform EFH	gewünschte Wohnform EFH	wollen noch umziehen	Arbeitsfrustration	Lebensfrustration
(1) ländlich Etablierte	55%	77%	17%	2,983	2,723
(2) jugendliche Hedonisten	27%	46%	66%	3,066	3,000
(3) jugendlich familiärer Typ	27%	72%	59%	3,253	3,061
(4) urbane Aufsteiger	25%	64%	62%	3,477	3,281
(5) ländlich familiärer Typ	54%	58%	21%	3,523	3,188
(6) ländlich Zurückgezogene	55%	25%	16%	2,936	3,084
(7) urban Etablierte	36%	52%	44%	3,309	3,157

Unsere These wird insofern bestätigt, als die Gruppen, die zu einem großen Teil in Einfamilienhäusern leben auch jene Gruppen sind, deren Arbeits- und Lebensfrustration hoch ist (ländlich Etablierte, ländlich Zurückgezogene). Eine Ausnahme bildet der ländlich-familiäre Typ, der zwar auch zum größten Teil in Einfamilienhäusern lebt, bei dem aber Frustrationsmotive offensichtlich keine Rolle spielen, da er in beiden Bereichen zu den am wenigsten Frustrierten zu zählen ist. Hier dürften also andere Motive (etwa: Familie) im Vordergrund stehen.

würde, 3) Mein Chef/meine Kollegen sollten die eigene Arbeit ordentlich erledigen, anstatt immer an mir herumzunörgeln, 4) Früher habe ich mir von meiner arbeit viel erwartet. Leider konnten aber eine Menge meiner beruflichen Träume nicht erfüllt werden. **Lebensfrustration:** 1) Oft ist es nicht sinnvoll, im Voraus zu planen, da häufig das Schicksal dazwischen kommt, 2) Ich weiß öfters überhaupt nicht, was ich in einer bestimmten Situation machen soll, 3) Gewöhnlich kann ich meine Interessen so gut vertreten, dass ich dabei das erreiche, was ich will, 4) In der heutigen Zeit durchschaue ich nicht mehr, was eigentlich passiert.

Das Ergebnis ist somit zwar nicht eindeutig, ein Einfluß ist jedoch auch nicht von der Hand zu weisen. Eine individuelle Überprüfung des Zusammenhanges von Wohnwunsch und Arbeits- und Lebensfrustration mit Hilfe von Regressionsmodellen ergab allerdings – zumindest in einer generellen Überprüfung, in die die alle verschiedenen Gruppen eingegangen sind – keine interpretierbaren Zusammenhänge.

Das heißt allerdings nicht, daß diese Hypothese ganz zu verwerfen ist. Die Ergebnisse der Regressionsanalysen lassen darauf schließen, daß die beschriebene Hypothese ein Subgruppenphänomen ist, das nur für ganz bestimmte Gruppen von Personen gilt. Die detaillierte Analyse ergab, daß in dieser Hinsicht nur für die urbanen Aufsteiger Zusammenhänge ergeben: Bei ihnen wird der Wunsch nach einem Einfamilienhaus stärker, je größer die Arbeits- und die Lebensfrustration ist.

Darstellung 7: Einfluß von Arbeits- und Lebensfrustration auf den Wohnwunsch nach Lebensstilgruppen (R-Square).

Lebensstilgruppe	R Square	Sig.	n=
ländlich Etablierte	0,144	0,581	10
jugendliche Hedonisten	0,042	0,518	34
jugendlich familiärer Typ	0,064	0,286	41
urbane Aufsteiger	0,238	0,003	45
ländlich familiärer Typ	0,004	0,987	10
ländlich Zurückgezogene	0,003	0,996	6
urban Etablierte	0,038	0,502	99

Darstellung 8: Einfluß von Arbeits- und Lebensfrustration auf den Wohnwunsch bei den urbanen Aufsteigern (Regressionskoeff.)

	B	SE	Beta	t	Sig.
Arbeitsfrustration	0,269	0,129	0,292	2,082	0,043
Lebensfrustration	0,390	0,173	0,317	2,260	0,029

Um hier genaueres zu sagen, müßten spezielle weitere Untersuchungen gemacht werden, die sowohl auf die Frustrationsmotive als auch auf bestimmte Subgruppen fokussiert sind.

Unsere beiden näher betrachteten Gruppen, die urbanen Aufsteiger und die urban Etablierten gehören jedenfalls zu jenen Gruppen, die im Durchschnitt die niedrigste Arbeits- und Lebensfrustration haben. Das ist ein im Sinne der Programmlinie positiv zu wertendes Ergebnis, da das bedeutet,

daß Frustrationsmotive bei diesen beiden Gruppen als Motiv für das Einfamilienhaus wegfallen. Hilfsarbeiter und Arbeiter, bei denen der Zusammenhang ja umgekehrt ist, sind in diesen beiden Lebensstilgruppen nicht zu finden.

1.2.5 Der Biedermeierindex: Privatheit und Öffentlichkeit

Bisher wurde also Status als Hintergrundmotiv für den Erwerb eines Eigenheims in Form eines Hauses postuliert. Auch Frustrationsmotiven ist ein gewisser, wenn auch recht differenzierter Einfluß nicht abzuspüren. Ein weiteres Hintergrundmotiv bildet der Wunsch nach Unabhängigkeit und Privatheit, der mit dem Eigentum und Grund und Boden verbunden ist.

Nicht alle Menschen kaufen sich ein Einfamilienhaus aus Statusgründen, zum einen weil es noch andere Statussymbole gibt und zum anderen weil sie es sich nicht leisten können (ganz abgesehen davon, dass es Menschen gibt, für die Häuser wirklich keinen anstrebenswerten Statuswert haben).

Es heißt bekanntlich: *my home is my castle*. Dieser Spruch drückt beides aus: Das Eigenheim als Instrument der Unabhängigkeit und als Refugium des Privaten, als Bereich der Abschottung nach außen. In der Tat erfüllte im Mittelalter die Burg beide Funktionen. Sie garantierte durch ihre festen Mauern dem Burgherrn Unabhängigkeit, denn er konnte im Fall des Falles jedem Feind trutzen. Die Burg war aber eben auch aufgrund ihrer Unzugänglichkeit ein Bereich, der nicht allen offen stand.

Grundsätzlich ist das Wort „privat“ für das Mittelalter ja vollkommen unanwendbar. Der Begriff der Privatheit ist eng mit einer modernen Gesellschaft verknüpft. Und selbst da gibt es noch Bereiche, in denen er schlecht anwendbar ist, wie etwa in sehr traditionellen ländlichen Gebieten. In gewisser Weise erfüllte die Burg aber aufgrund der Unzugänglichkeit auch eine Funktion, die heute der Privatbereich inne hat.

Privat bedeutet persönlich, vertraulich, familiär, nicht öffentlich aber auch außeramtlich. In die deutsche Sprache ist dieser Begriff erst im 16. Jahrhundert gelangt. Das Lateinische *privatus* heißt sowohl „der Herrschaft beraubt“ wie auch „für sich stehend“ und *privare* bedeutet „berauben“ wie

auch „befreien“. Der Begriff „Privileg“ (Vorrecht, Sonderrecht) leitet sich davon ab.

Diese kurze Etymologie des Begriffs Privat zeigt nochmals die beiden Seiten des obigen Spruchs auf. Zum einen bedeutet „privat“ also Freiheit und Unabhängigkeit, weil der Herrschaft das Zugriffsrecht in diesem Areal versperrt ist. Zum anderen hat der Begriff durch das „für sich stehende“ die Konnotation des Abgeschotteten. Das Private ist deshalb der große Gegenspieler des Öffentlichen, womit heutzutage das allgemein Zugängliche bezeichnet wird. Der Privatbereich verschließt sich eben diesen Blicken und dem Wirken der öffentlichen Welt.

Die beiden Bereiche – Öffentlichkeit und Privatheit – sind in der uns heute bekannten Rigidität der Trennung erst vor ein paar hundert Jahren entstanden und auch nur an gewissen Orten, nämlich vorzüglich im städtischen Bürgertum. Noch heute findet sich in traditionellen ländlichen Gebieten die Sitte, dass die Stube eines Hauses einen Teil der Dorfgemeinschaft darstellt. Die Besucherfrequenz kann dort sehr hoch sein³⁸. Es wird aber

³⁸ Diese Soziologen ohnehin bekannte Tatsache wird auch durch eine Interviewpassage bestätigt:

Man sagt bei uns am Land auch: „Ein ehrlicher Mensch, der läutet nicht an, bei der Tür. Er klopft nicht an. Er kommt einfach in die Küche hinein.“ Also bei uns steht auch jetzt, wenn es warm ist, die Haustür immer offen. Also wenn jemand vorbeigeht, sieht er in die Küche hinein, wo die Leute am Sofa sitzen, oder am Divan liegen und fernsehen. Und man kommt, wenn man ein Bekannter ist, oder jemand vom Land ist, einfach in die Küche rein und sagt: Hallo, jetzt bin ich da. Es läutet niemand an. Wozu? Nur ein Dieb läutet an und schaut, ob wer daheim ist. Und wenn niemand daheim ist, dann nimmt er was mit. [...] Also bei meinem Vater zum Beispiel, da gibt's eigentlich Privat oder Öffentlich nicht. Gibt's nicht. Nein! Weil: Alle die ins Haus kommen, sind Bekannte, es gibt nichts, was da irgendwie getrennt wäre. Es ist eins, eigentlich. Das sind alles Leute, die in der Nähe wohnen, oder die Bekannten. Die kommen halt in die Küche rein und es wird geredet, man geht raus, setzt sich draußen hin. Es geht alles fließend ineinander über (Person 2)

... Die Begriffe Privatheit und Öffentlichkeit sind also hier nicht gut anwendbar, sie verschmelzen ineinander. Aus der Perspektive des Städters freilich erscheint eine solche ländliche Dorfgemeinschaft als eine sehr intime Gemeinschaft, es wird ei-

wahrscheinlich schon immer Rückzugsbereiche oder Intimsphären geben haben, die nur wenigen Vertrauten oder sogar niemanden zugänglich waren. Die Bildung des Privatbereichs stellt aber eine qualitative Änderung zu den diesen ursprünglichen Intimsphären dar. Denn nun wurden die intimen Bereiche auf institutionelle Weise und viel umfassender von den anderen Teilen des Lebens getrennt.

Die Kernfamilie (Vater, Mutter, Kinder) stellt sicherlich die wichtigste institutionelle Verankerung des Privatbereichs dar. Das Heim, sei es in Form eines Hauses oder einer Wohnung, wird zur territorialen Abgrenzung des Privatbereichs. Außerhalb dieses Territoriums finden sich nur versprengte kleine Einheiten, die privates Leben zulassen. Diese Einheiten stellen Inseln des Privaten im Meer der Öffentlichkeit dar. Das Auto ist eine derartige Insel und manchmal bilden sich solche Bereiche ganz spontan. Etwa dann, wenn eine Familie oder ein Liebespaar ein Zugabteil okkupiert, denn Vorhang zum Gang zuzieht und jeden zusteigenden Fahrgast als potentiellen Eindringling empfindet.

Der zugezogene Vorhang des Zugabteils (oder des Wohnungsfensters) stellt sozusagen eine symbolische Burgmauer dar. Hecken, Zäune, Abwasserinnen und vieles mehr bilden für die Mitglieder der Gesellschaft verständliche Markierungen der Grenze vom öffentlichen zum privaten Areal.

Analog der Entwicklung einer stabilen Privatsphäre entstanden Bereiche im menschlichen Zusammenleben, in denen in geregelter Form miteinander weniger vertraute Individuen zusammentrafen. Wir wollen diese Bereiche hier mit dem Begriff Öffentlichkeit betiteln. Diese Namensgebung ist nicht unproblematisch.

Unter Öffentlichkeit wurde schon ganz Unterschiedliches subsumiert. Das Wort selbst taucht erst im 18. Jahrhundert auf und umschrieb „das Allgemeine“ und bezog sich zum einen auf die Sphäre des Staates (Ämter, Ge-

ne Geborgenheit und Eingebettetheit vermittelt, die er selbst möglicherweise nur von seinem engsten privaten Kreis her kennt. Wenn ich später, bei der Präsentation der statistischen Zahlen in diesem Kapitel, den Begriff Privatheit verwende, dann meine ich genau diese Bedeutungsdimension.

setze, Gerichte etc.) und andererseits verstand man darunter, einen Text zu veröffentlichen, also gesellschaftspolitische und literarische Schriften einem bürgerliche Publikum zugänglich zu machen. Habermas bezeichnete diese zweite Art der Öffentlichkeit als die „bürgerliche Öffentlichkeit“, die auch ihre festgesetzten Orte besaß.

Das Kaffeehaus im England des 17. Jahrhunderts, der Salon in Frankreich und der Stammtisch in Deutschland waren Orte, an denen die besitzenden Bürger als Privatpersonen zusammentrafen und über Politik, Gesellschaft und Kunst debattierten. Die „bürgerliche Öffentlichkeit“ stellte für Habermas auch so etwas wie ein Pendant zum Staat mit seinen Institutionen dar (also einer anderen Art von Öffentlichkeit). Zeitungen waren der Träger der öffentlichen Meinung. Für Habermas begann die bürgerliche Öffentlichkeit jedoch langsam zu verschwinden, als der Staat über Sozialgesetzgebung immer mehr in das Privatleben der besitzenden Bürger eingriff. Für den Untergang der bürgerlichen Öffentlichkeit war weiters der Zusammenschluss von Zeitungen, Radio und Fernsehen zu großen Konglomeraten, Großkonzernen, verantwortlich. Diese medialen Großkonzerne schufen eine neue Form von Öffentlichkeit.

Was wir hier unter Öffentlichkeit verstehen, weicht von der Habermasschen Perspektive ab. Wir verstehen darunter die Sphäre des menschlichen Zusammenlebens, in der zunächst relativ unvertraute Personen interagieren. Bei unserer Definition von Öffentlichkeit (und daher auch immer analog zur Privatheit) macht es keinen Unterschied, aus welcher sozialen Schicht diese Personen kommen.

Wenn wir also den Privatbereich als die Intim- oder Nahesphäre eines Menschen definieren, so bildet der öffentliche Bereich das Gegenstück dazu: das Areal, in dem Intimität nicht zugelassen ist. Um diesen Unterschied zu verstehen, hilft das analytische Instrumentarium der sogenannten Formalitäts-Informalitäts-Spanne. Dieses Werkzeug der Analyse stammt ursprünglich von Norbert Elias, der damit Situationen, in denen Menschen anderen in formaler Anspannung begegnen, solchen gegenüberstellte, in denen man sich im Umgang mit anderen „gehen lassen“ kann.

Am Arbeitsplatz würden gewisse affektuellen Äußerungen peinlich erscheinen, die in anderen sozialen Situation durchaus angebracht sind. Der

Gegensatz des Privatbereichs von der Öffentlichkeit umschreibt aber gerade diesen Unterschied zwischen formaler Verhaltensregulierung und lockerer Informalität.

Dieser fundamentale Unterschied ist aber auch schon Goffman aufgefallen, wenn er von Hinter- und Vorderbühne und Rollenvorbereitung im ersteren Bereich für den großen Auftritt auf der Vorderbühne spricht. Die Menschen, die einen exklusiven Backstage-Zutritt in das Leben einer Person besitzen, die bekommen eine ganz andere, nämlich die intime Seite zu sehen. Mit den vertrauten Personen wird nicht nur lockerer umgegangen, sie erleben auch hautnah die Rollenvorbereitungen für das Leben „da draußen“ und die damit verbundenen Ängste und Sorgen.

Öffentliche und private Bereiche lassen sich meist baulich festhalten. Wie bereits erwähnt, beschränkt sich für die meisten Menschen die Intimsphäre auf das eigene Heim. „Die Welt da draußen“ ist freilich wesentlich differenzierter. Sie umfasst Arbeitsstätten, Supermärkte, Einkaufszentren, öffentliche Einrichtungen, Orte des Freizeitvergnügens, Straßen, Plätze, Strände, Schipisten, öffentliche Toiletanlagen, Restaurants, Diskotheken, Bildungseinrichtungen und vieles mehr.

Daneben gibt es noch virtuelle Foren der Öffentlichkeit, die nicht unbedingt baulich bedingt sind, wie Fernsehen, Radio, Zeitung, Bücher, Internet oder Telefon. Man könnte die baulichen Einrichtungen der Öffentlichkeit auch nach der Größe der Ansammlung von Menschen klassifizieren, die Nutzer dieser Anlagen sind. Plätze können in Dörfern, Kreisstädten, Großstädten oder Millionenstädten Orte der Öffentlichkeit sein.

Jedes Mal unterscheidet sich die Öffentlichkeit im Bezug auf die Qualität von Formalitäten im zwischenmenschlichen Umgang. Die Dorföffentlichkeit, die am Dorfplatz zustande kommt, ist vielleicht dadurch gekennzeichnet, dass ein jeder artig begrüßt wird, dass zwei zusammentreffen und tratschen, ja vielleicht sogar dadurch, daß in einer so gearteten Öffentlichkeit besonders leicht kleine Inseln der Privatheit entstehen.

Die Großstadtöffentlichkeit auf einem Platz (der physisch vielleicht nicht viel größer sein muss als der Dorfplatz) ist hingegen von Anonymität gekennzeichnet. Die Spielregeln des Verhaltens sind beide Male andere.

Besser gesagt, die Spielregeln erscheinen in der Dorföffentlichkeit viel klarer zutage zu treten, da die soziale Gruppe wesentlich kleiner und überschaubarer ist.

Unterschieden werden können die beschriebenen verschiedenartigen Qualitäten mit der vorher angesprochenen Formalitäts-Informalitäts-Spanne von Norbert Elias: Die Dorföffentlichkeit ist in dieser Hinsicht als eine „informellere Öffentlichkeit“ zu beschreiben als die Großstadtöffentlichkeit. Das selbe gilt natürlich für den vorher beschriebenen Gegenpol: die Privatheit. Auch im privaten Raum kann es entweder sehr formell (bei einem großen Essen, das für Arbeitskollegen ausgerichtet wird) oder aber sehr informell (im Schlafzimmer) zugehen. Privatheit und Öffentlichkeit sind letztlich nichts anderes, als die beiden Enden eines Kontinuums, in dem alle Kombinationen denkbar sind, die Frage ist nur, wo man die Grenze zieht. Es wird aber immer eine willkürliche Grenzziehung bleiben.

Im Anschluß an diese theoretischen Überlegungen geht es also um eine Operationalisierung des Komplexes Privatheit-Öffentlichkeit. Dies ist mittels des Biedermeierindex³⁹ geschehen. Unsere Grundüberlegung bei der Operationalisierung war die Folgende: Der Privatheit wird dann ein besonders hoher Rang eingeräumt, wenn dem privaten Bereich eine besonders hohe Aufmerksamkeit zukommt. Die Aufmerksamkeit, die der Einzelne seinem privaten Bereich schenkt, läßt sich messen, indem man erhebt, wie intensiv dieser Bereich gepflegt, das heißt geputzt wird. Konkret sind die Bereiche Fenster putzen, Wohnung saugen und Autowaschen in den Index eingegangen. Die Ergebnisse sind in folgender Tabelle zu sehen.

Darstellung 9: Lebensstile und Rückzug⁴⁰

³⁹ Der Index hat diesen Namen bekommen, weil der Rückzug ins Private aus einer Öffentlichkeit, die dem Individuum nur mehr sehr wenig Freiheit ließ, ja zentrales Kennzeichen des Biedermeier war. Dieser Rückzug hat dazu geführt, daß dem privaten Raum ab diesem Zeitpunkt eine Aufmerksamkeit zugekommen ist, wie er sie zuvor niemals gehabt hat.

⁴⁰ Die Zahlen weisen übrigens auch daraufhin, das mit der Biedermeiertheorie auch die bereits angesprochene Statusstheorie verknüpft ist. Mehr zu Putzen be-

	WOHNSITUATION			Biedermeierindex
	tatsächliche Wohnform EFH	gewünschte Wohnform EFH	wollen noch umziehen	
(1) ländlich Etablierte	55%	77%	17%	-0,084
(2) jugendliche Hedonisten	27%	46%	66%	0,143
(3) jugendlich familiärer Typ	27%	72%	59%	-0,070
(4) urbane Aufsteiger	25%	64%	62%	0,169
(5) ländlich familiärer Typ	54%	58%	21%	-0,440
(6) ländlich Zurückgezogene	55%	25%	16%	-0,063
(7) urban Etablierte	36%	52%	44%	0,158

Zur Interpretation der Zahlen: Die Hälfte aller Werte befindet sich im Bereich zwischen -0,67 und +0,46. Je niedriger die Werte sind, umso intensiver ist die Beschäftigung mit dem privaten Bereich und damit der Rückzug. Die zurückgezogenste Gruppe sind die Personen des ländlich-familiären Lebensstils. Urbane Aufsteiger und urban Etablierte sind die am wenigsten zurückgezogenen Gruppen.

Man kann an der Tabelle auch klar die Tendenz erkennen, daß jene Gruppen, die vermehrt in Einfamilienhäusern wohnen, zurückgezogener sind, als die anderen. Eine Ausnahme bildet der jugendlich-familiäre Typ, dessen Indexwert auch auf hohen Rückzug schließen läßt, der aber nur zu einem geringen Prozentsatz in Einfamilienhäusern wohnt. Der Grund für diese Ausnahme dürfte in der Tatsache liegen, daß die finanziellen Ressourcen für ein Einfamilienhaus hier einerseits noch nicht vorhanden sind, daß aber andererseits gerade die Phase der Familiengründung eine Phase

deutet nicht nur mehr Rückzug, es bedeutet auch mehr Formalität (im Sinne der Formalitäts-Informalitätsspanne von Elias). Die Zahlen zeigen klar, daß statusniedrigere Menschen auch „formellere“ Menschen sind. Sich formell zu verhalten bedeutet auch, sich an feststehenden Regeln festzuhalten. Der Grund dafür liegt meist in einer Verhaltensunsicherheit. Feststehende Regeln geben, wenn man sie kennt, immer Sicherheit.

des Umbruchs sozialer Beziehungen ist, in der man sich verstärkt auf Heim und Familie konzentriert.

Wiederum haben wir hier einen im Sinne der Programmlinie positiven Befund. Einerseits zeigen die Zahlen klar, daß Rückzugsmotive im Zusammenhang mit dem Einfamilienhaus durchaus wirksam sind. Andererseits sind diese Motive gerade bei den interessierenden Gruppen nicht gegeben. Urbane Aufsteiger und urban Etablierte sind sehr öffentlich-orientierte Menschen.

Eine zweite Möglichkeit, die „Privatheitsintensität“ der jeweiligen Wohnform zu messen, ist die Analyse der Personengruppen, mit denen die Befragten engeren Umgang pflegen. Wir haben abgefragt, welche Personengruppen OFT nach Hause zum Essen eingeladen werden (Verwandte, Nachbarn, Freunde, Arbeitskollegen).

Unsere erste Überlegung war, daß bereits die Anzahl der verschiedenen Gruppen, die eingeladen werden ein Maß für die Privattheitsintensität ist: Am unteren Ende der Skala wäre der Einsiedler, der niemanden einlädt, der die absolute Privatheit lebt. Am oberen Ende wäre der öffentliche Mensch, dessen Haus jedem offen steht. Eine solche Skala ist aber natürlich der sozialen Realität nicht besonders gut angepasst, denn: Auch wenn auf den ersten Blick mit Privatheit die Vorstellung von wenigen Menschen, und mit Öffentlichkeit die Vorstellung von vielen verbunden ist, ist es doch nicht so, daß der „Private Mensch“ einsamer oder ungeselliger wäre. Man kann aber die oben aufgezählten Personengruppen sehrwohl danach klassifizieren, welchem Bereich sie eher zuzuordnen sind: dem öffentlichen oder dem privaten. Nach dieser Klassifikation ordnen wir Verwandte oder Nachbarn dem privaten Bereich zu und Arbeitskollegen oder Freunde eher dem öffentlichen.

Nachbarn oder Verwandte sind einmal grundsätzlich dem Nahebereich einer Person zugeordnet. Sie beide haben eines gemeinsam: Man kann sie sich nicht aussuchen, man kann nicht bestimmen, ob sie einem nahe sind oder nicht. Mein Vater ist mein Vater und mein Nachbar wohnt neben mir, ob ich das nun will oder nicht, sie beide sind mir damit in einem gewissen Sinne nahe.

Was ich mir aber sehrwohl aussuchen kann, ist die Qualität oder die Intensität dieser Nähe. Ich habe zwar die Möglichkeit, die Intensität dieser Nähe gegen Null gehen zu lassen, indem ich mit meinem Nachbarn oder Vater einfach nicht spreche. Aber Formen der Nicht-Beziehung bei gleichzeitiger Nähe (egal ob räumliche oder genetische) sind letztlich immer hochproblematisch. Im Falle des Vaters ist das jedem völlig klar, aber auch im Falle des Nachbarn ist das leicht nachvollziehbar.

Wenn man lange an einem Ort wohnt, wäre es nur in sehr anonymen sozialen Situationen möglich, gar keinen Kontakt mit dem Nachbarn zu haben, ohne daß einem selbst die Eigenartigkeit der Situation auffallen würde. Vorstellbar wäre das etwa, wenn die Bewohnerfluktuation sehr hoch ist, wenn sprachliche Barrieren den Kontakt verhindern oder wenn man selbst sich in seiner Wohnsituation nicht heimisch fühlt. Sobald die Wohnsituation jedoch stabil wird, ist das nicht mehr so leicht. Und leicht ist es deshalb nicht, weil beide Personengruppen der Privatsphäre des Einzelnen sehr nah sind.

Ganz anders hingegen verhält es sich bei Freunden oder Arbeitskollegen. Beide sind dem Bereich der Öffentlichkeit nahe: Seine Freunde sucht man sich aus; um zu welchen zu kommen, muß man sich in der Öffentlichkeit bewegen, Kontakte knüpfen. Selbstverständlich kann auch ein Nachbar ein Freund werden, auch ein sehr guter und enger Freund. Wenn man aber zu anderen Leuten über ihn spricht, wird eine der Qualitäten dieser Person, die man hervorhebt, immer die sein, daß er eben „der Nachbar“ ist, vielleicht bleibt dies sogar sein erstes Prädikat.

Seine Arbeitskollegen kann man sich meist zwar nicht aussuchen, trotzdem ist der Begriff Arbeit, und damit auch der Arbeitskollege in heutiger Zeit unzweifelhaft der öffentlichen Sphäre zuzuordnen. Der privaten Sphäre sind sie damit per Definitionem fern. Was aber nicht heißt, daß ich sie da nicht hereinholen kann. Jedenfalls aber ist es leicht, sie fernzuhalten.

Als Maß für die Intimität der Kontakte haben wir die Frage gestellt, welche der betreffenden Gruppen oft ins eigene Heim zum Essen eingeladen werden. Werden Verwandten und Nachbarn eingeladen, so nehmen wir das als Indiz dafür, daß der Betreffende seinen Lebensschwerpunkt zumindest tendenziell im Privatbereich hat, während Einladungen von Arbeits-

kollegen und Freunden darauf hindeuten sollen, daß er tendenziell eher im öffentlichen Bereich liegt. Wir haben damit Indizes für Privatheit und Öffentlichkeit und selbstverständlich sind alle Kombinationen möglich!

Wir sind uns sehrwohl der Problematik dieser Begriffsbildung und Indexbildung bewußt. Privatheit und Öffentlichkeit sind Begriffe, die schwer mit Bedeutungen versehen sind. Dies ist aus der theoretischen Aufarbeitung aus dem Beginn dieses Kapitels klar ersichtlich. Privatheit korreliert mit Intimität, Öffentlichkeit mit Unpersönlichkeit. Nach meiner oben beschriebenen Indexbildung aber können sowohl private als auch öffentliche Kontakte entweder intim oder weniger intim sein. Ein solcher Umstand ist für Begriffe, die in soziologischen Analysen verwendet werden, meist sehr nachteilig, aber wir verwenden die Begriffe trotzdem – mangels einer besseren Alternative. Und weil sie letztlich doch das ausdrücken, was wir sagen wollen.

Bestätigt sich unsere Hypothese – daß das Haus stärker Ort der Privatheit ist als andere Wohnformen, müßte ein Mittelwertsvergleich genau das ergeben: In Einfamilienhäusern werden verstärkt jene Personen eingeladen, die dem Privatbereich angehören, in verdichteten Wohnformen hingegen verstärkt jene, die aus dem öffentlichen Bereich. Eine Überprüfung ergab genau dieses Ergebnis und ist in der nächsten Tabelle dargestellt.

Darstellung 10: Wohnform, Privatheit und Öffentlichkeit

	Einladungen Privatbereich	Einladungen öffentlicher Bereich
verdichtete Wohnformen	0,74	0,87
Einfamilienhaus	0,90	0,80

In den Zellen ist die durchschnittliche Anzahl der Gruppen, die oft eingeladen werden, angegeben (möglich sind für jede Zelle die Zahlen von 0 bis 2).

Allerdings: Die soziale Realität ist immer komplizierter als es scheint. Das oben dargestellte Ergebnis ist signifikant und bestätigt unsere Hypothese. Sieht man jedoch genauer hin, zeigt sich, daß der beschriebene Effekt in den verschiedenen Lebensstilgruppen ziemlich unterschiedlich sein kann!

Darstellung 11: Lebensstile, Privatheit und Öffentlichkeit

	WOHNSITUATION			INDIZES	
	tatsächliche Wohnform EFH	gewünschte Wohnform EFH	wollen noch umziehen	Einladungen Privatbereich	Einladungen öffentlicher Bereich
(1) ländlich Etablierte	55%	77%	17%	1,187	1,232
(2) jugendliche Hedonisten	27%	46%	66%	1,025	0,683
(3) jugendlich familiärer Typ	27%	72%	59%	0,987	1,171
(4) urbane Aufsteiger	25%	64%	62%	0,907	0,983
(5) ländlich familiärer Typ	54%	58%	21%	1,381	1,328
(6) ländlich Zurückgezogene	55%	25%	16%	1,769	1,195
(7) urban Etablierte	36%	52%	44%	1,143	0,862

Zur Erklärung der Werte: Es wird das Verhältnis von Einladungen eines bestimmten Typs in Einfamilienhäusern zu den Einladungen des selben Typs in verdichteten Wohnformen angegeben. Die Zahl 1,769 bei den Einladungen aus dem Privatbereich der ländlich Zurückgezogenen bedeutet also: ländlich Zurückgezogene, die in einem Haus wohnen, laden durchschnittlich 1,7 mal so viele Personengruppen aus dem Privatbereich ein als ländlich Zurückgezogene, die in einer Wohnung wohnen. Hohe Zahlen bedeuten also: Hier ist das Haus im Gegensatz zur Wohnung *besonders stark* Ort der Privatheit. Sind die Zahlen kleiner als 1 bedeutet das, daß hier eher die Wohnung Ort der Privatheit ist (das kommt zwar vor, aber der Effekt ist sehr sehr schwach).

Die Werte korrelieren hoch mit den Anteilen an Personen, die in den einzelnen Lebensstilgruppen in Einfamilienhäusern leben: Sind diese Anteile hoch, ist das Haus besonders stark Ort der Privatheit. Sind die Anteile niedrig, wird der Effekt immer schwächer. Es ist natürlich klar, daß der Rückzug in die Privatheit auch ein Effekt zunehmenden Alters ist (wie auch die

Wahrscheinlichkeit, in einem Einfamilienhaus zu wohnen, damit stark zusammenhängt).

Ursachen und Folgen der einzelnen Faktoren sind hier nicht klar voneinander trennbar. Das ist aber ein Problem, das sich in den Sozialwissenschaften oft ergibt, weil man solche Agglomerate von Zusammenhängen bekommt. Für die reale soziale Situation aber, für den Eindruck, den der Einfamilienhausbesitzer von den „Wirkungen“ seines Hauses bekommt, ist das aber egal. Sie haben richtig gelesen: Natürlich könnte es so sein, daß das Haus die Privatheit bewirkt, und nicht der Wunsch nach Privatheit zum Haus führt. Natürlich könnte es sein, daß „eigentlich“ das Alter der Person der Grund für das Alles ist.

Am wahrscheinlichsten ist es aber, daß all diese Faktoren ganz einfach zusammenwirken: Zum einen Teil führt ein Einfamilienhaus in einer Suburbanen Zone natürlich dazu, daß weniger Freunde zu Besuch kommen. Sie müßten ja auch ganz andere Wegstrecken für diesen Besuch auf sich nehmen als das bei einer städtischen Wohnung der Fall wäre. Andererseits baut man sein Haus natürlich auch in jener Phase seines Lebens, in der Mobilitätswünsche und Mobilitätsbereitschaft deutlich zurückgehen, und in der man sich nach einem Heim, nach Privatheit sehnt. Was bleibt ist: Das Haus ist mit mehr Privatheit verbunden als die Wohnung. Der Rest ist ein *circulus vitiosus*, der in einer einmalig durchgeführten Studie nicht lösbar ist. Natürlich wäre es machbar, die Richtung des Effekts detailliert herauszufinden: In einer breit angelegten Längsschnittstudie, in der Personen über Jahre auf ihrem „Wohnformweg“ – vom Auszug von den Eltern bis zur subjektiv endgültigen Wohnform – begleitet werden. Die Frage ist allerdings, ob der Aufwand dafür steht. Wir glauben nicht. Zumindest dann nicht, wenn das Ziel die Beschreibung von tieferliegenden Inhalten des Phänomens Einfamilienhaus ist. Und das ist das, was wir leisten können und was wir mit dieser Studie leisten.

1.4 Fazit: Ergebnisse und Schlußfolgerungen

Damit ist die statistische Beschreibung der tieferliegenden Motive für das Einfamilienhaus abgeschlossen. Man muß sich der Tatsache bewußt sein, daß es sich hier um – sozialwissenschaftlich gesprochen – „weiche Daten“ handelt. Das heißt: was wir zu messen versuchen ist nur höchst indirekt

messbar, aus Indizien erschließbar. Beweisbar, in einem naturwissenschaftlichen Sinn, ist es nicht. Und wird es niemals sein. Unser Forschungsziel haben wir trotzdem erreicht. Wir möchten die Ergebnisse hier noch einmal rekapitulieren und Schlußfolgerungen aus unserer Arbeit ziehen:

Punkt 1: Die Wahrscheinlichkeit, in einem Einfamilienhaus zu wohnen differiert stark mit verschiedenen Lebensstilen. Dies ist ein für ein im Sinne der Programmlinie durchgeführtes Marketingkonzept von außerordentlicher Wichtigkeit. Für Vertreter bestimmter Lebensstile ist der Hausbesitz nahezu obligatorisch (ländlich-familiäre, ländlich-zurückgezogene, ländlich-etablierte). Dies sind zwar genuin ländliche Gruppen, trotzdem sind sie auch Träger von Suburbanisierungsprozessen⁴¹. Ihren Wunsch nach einem Haus wird man jedoch kaum beeinflussen können. Für Vertreter anderer Lebensstilgruppen ist das Ergebnis jedoch keineswegs so genau vorherzusehen. Vor allem urbane Aufsteiger und urban Etablierte sollten im Zentrum des Interesses stehen, weil es in diesen beiden Gruppen keine klaren Prädispositionen für eine bestimmte Wohnform gibt. Hier könnte Überzeugungsarbeit fruchten, sowohl auf einer Gefühls- als auch auf einer Rationalebene. Der jugendlich familiäre Typ hingegen tendiert so sehr zum Haus, daß man hier kaum etwas ausrichten wird können. Einen Sonderfall bilden die jugendlichen Hedonisten. Sie tendieren sehr stark zur Wohnung. Man sollte jedoch bedenken, daß das Lebensstilmodell, bezogen auf das Leben eines bestimmten Menschen, nichts Starres ist. Der jugendliche Hedonist könnte leicht zum jugendlich-familiären Typ werden. Seine Tendenz zu verdichteten Wohnformen sollte also durch positive Bilder gestärkt werden. Für argumentative Überzeugungsarbeit hingegen ist es hier zu früh.

Punkt 2: Dem Wunsch nach einem Einfamilienhaus ist, da wo er schon einmal besteht, argumentativ kaum beizukommen, weil dieser Wunsch auf einer bewußten Ebene sehr sehr stark durch emotional besetzte Grundthemen besetzt ist:

⁴¹ Dieses Ergebnis hat der Deutsche Soziologe Hartmut Häußermann anlässlich eines Symposiums im Grazer Haus der Architektur präsentiert.

- ❖ Das Haus wird gebaut, damit die Kinder in besserer, das heißt grüner Umgebung aufwachsen. Für Kinder tut man alles, das weiß auch die Werbung. Gesamtgesellschaftliche Problematiken zählen individuell nicht, für seine Kinder ist man da lieber egoistisch als altruistisch.
- ❖ Das Haus wird gebaut, weil man sich an seine Kindheit erinnert, die man in einem Haus verbracht hat.
- ❖ Das Haus ist die Verwirklichung eines Traumes, für die man viele Nachteile in Kauf nimmt. Zudem werden die Nachteile des Hauses umgewertet (Reduktion kognitiver Dissonanz). Damit bietet es Erholung sogar da, wo es aus einem anderen Blickwinkel schwere Arbeit ist oder nervenaufreibende Tätigkeiten zur Folge hat (Rasenmähen zum Gedankenordnen, Radiohören im morgendlichen Stau am Weg zur Arbeit)
- ❖ Schon durch die Erziehung wird man darauf getrimmt, ein Haus für die Familie zu schaffen. Das Argument lautet hier, daß man es eigentlich nicht für sich selbst tun, wohl aber für die Familie. Man ist damit altruistisch und in der Position des moralisch Überlegenen.
- ❖ Das Thema Wohnen wird in schwarz-weiß-Kategorien beurteilt. Das bedeutet: Das Gegenteil von Haus ist die Großsiedlung, der Asphalt, der Lärm, die Hitze, die Enge.
- ❖ Es wird zwar anerkannt, daß man durch ein Haus in seiner Lebensplanung nicht mehr so mobil ist, aber das macht nichts, weil man durch das Haus ja genau da angekommen ist, wo man ankommen will: Heimat. Mobilität ist da nicht mehr eingeplant, vielmehr ist es ein angstbesetztes Thema, es ist etwas, was man nicht mehr will, wenn man sein Haus erst hat.

Punkt 3: Das Einfamilienhaus ist ein Archetypus, der fest in den Köpfen der Menschen verankert ist. Es gibt wichtige latente Motive, die für das Einfamilienhaus im Grünen sprechen: Statuserwerb, Schaffung von Privatheit, der Wunsch nach dem Eigenen oder der „eigenen Erfahrung“, der Drang „etwas zu schaffen“ oder das Faszinosum des Besitzes von Grund und Boden. Mit diesen Inhalten ist das Haus verknüpft und es muß darum gehen, diese Verknüpfung zu lockern bzw. auf verdichtete Wohnformen zu verschieben. Um hier etwas zu verändern, gibt es folgende Möglichkeiten:

- ❖ Zwang. Die Verknüpfung der oben genannten Inhalte mit dem Einfamilienhaus wird sich spätestens dann lösen oder lockern, wenn die gesellschaftliche Entwicklung einen solchen Vorgang notwendig macht. Dies wird in erster Linie über die bereits absehbare Bodenverknappung und die damit einhergehende Verteuerung dieses Guts vor sich gehen. Hier könnte der Staat jedoch bereits vorher eingreifen, etwa über entsprechend gestaltete Flächenwidmungspläne.
- ❖ Ökonomische Steuerung. Hier gibt es verschiedene Möglichkeiten. Einerseits wäre eine künstliche Verteuerung von Grund und Boden durch entsprechende gesetzliche Richtlinien leicht erreichbar. Auf der anderen Seite müßte es Förderungen für Wohnprojekte geben, die das Potenzial haben, als Träger für die oben genannten Inhalte zu fungieren. Vorstellbar sind etwa extrem verdichtete Einfamilienhausprojekte mit Gemeinschaftscharakter, die bestimmten, von Architekten und Soziologen definierten Qualitätskriterien hinsichtlich Lage, Ästhetik, Anordnung der Gebäude, Funktionalität, sozialer und psychologischer Parameter entsprechen. Ganz generell könnte man die Höhe von Förderungen an die Baudichte der Wohnprojekte koppeln.
- ❖ Erzeugung von positiven Bildern. Diesen Punkt führen wir hier zwar als letztes an, aber wir halten ihn für sehr wichtig. Er wurde in dem Bericht bereits mehrmals angesprochen. Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, positive Bilder über verdichtete Wohnformen zu vermitteln. Dies funktioniert einerseits über positive Vorbilder (zum Beispiel durch vorbildliche Wohnprojekte, die durch entsprechende Förderungsrichtlinien vermehrt entstehen sollten). In der Studie wurde bereits darauf hingewiesen, daß solche Projekte eine selbstverstärkende Entwicklung auslösen können (sh. Kapitel zur Statusrelevanz). Man sollte auch nicht davor zurückscheuen, soetwas wie eine „Blaue Lagune für verdichtete Wohnformen“ zu schaffen. Andererseits können diese Bilder auch über offensives Marketing für verdichtete Wohnformen in den Medien geschaffen werden. Es bleibt nur die Frage zu klären, wie man zu einem solchen Marketing kommt. Vorstellbar wäre etwa eine „Marketingförderung“ für Werbespots, die bestimmte Richtlinien im Sinne eines sustainable Housing erfüllen. Das würde bedeuten, daß die Lottogesellschaft finanzielle

Unterstützung für ihre Werbung bekommt, wenn sie ihren Werbespot mit dem Traumhaus „umdreht“. Oder Baumax bekommt Geld, wenn der Selfman in einem Gemeinschaftswohnprojekt werkt. Oder Raiffeisen, wenn sie Wohn(t)räume zeigt, die auch gesamtgesellschaftlich tragbar sind. Das sollen nur ein paar Anregungen sein, deren Durchführbarkeit hier nicht behandelt werden kann. Die Form und der Inhalt des Marketingkonzepts sollten eigens von einer darauf spezialisierten Firma behandelt werden.

Ziel weiterer Forschung könnte eine fokussierte Beleuchtung der Wohnträume von urbanen Aufsteigern, urban Etablierten und der jugendlichen Hedonisten sein. Denn bei diesen Gruppen ist, wie in dem Bericht bereits ausgeführt, möglicherweise ein Umdenkprozess zu initiieren.

Man kann ein Thema immer von verschiedenen Seiten betrachten. Was man an einer Sache sieht hängt immer auch davon ab, von welcher Richtung aus man hinschaut. Wir glauben, daß wir mit diesem Bericht das Thema Einfamilienhaus aus einer neuen und, wie wir glauben, wichtigen Perspektive beleuchtet haben.

Teil 2: Theoretische Grundlagen des Themas Einfamilienhaus

Monika de Frantz

2.1 Einleitung

Ziel des theoretischen Teils der Arbeit ist es, den Wunsch nach dem Eigenheim, der dem Einzelnen oft als sehr individuelle Lebensentscheidung erscheinen mag, in einen breiteren Kontext sozio-ökonomischer und ideengeschichtlicher Theorien zu stellen. Nach einem kurzen statistischen Überblick über die gegenwärtige Wohnsituation in Österreich, zeigt das erste Kapitel das Einfamilienhaus als eine von vielen Wohnformen, die sich im Rahmen historisch spezifischer Zusammenhänge gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Interaktion entwickelt haben. Die gegenwärtig beobachtbaren Phänomene der Suburbanisierung, Gentrifizierung und Zersiedelung können somit als räumliche Ausdrucksformen größerer sozio-ökonomischer Prozesse wie Industrialisierung, De-Industrialisierung, Entstehung der Dienstleistungsgesellschaft und zunehmende Vernetzung im Rahmen der globalen Informationsgesellschaft betrachtet werden. Wie alle Wohnformen ist das Einfamilienhaus kein objektiv vorgegebenes Element menschlichen Wohnens, sondern ein individueller Ausdruck historischer Interaktionen zwischen Markt, Gesellschaft und Politik - Prozesse, die durchaus auch politisch reguliert werden können.

Wie und von welchen politischen und kulturellen Kräften die Idee des Eigenheims im Lauf der Geschichte gefördert, verwendet und umgedeutet wurde, ist Thema des zweiten theoretischen Kapitels. Der individuelle Wohnwunsch wird damit zum vorläufigen Ergebnis einer Ideengeschichte der kulturellen und politischen Symbolik des Einfamilienhauses. Der Wandel seiner Bedeutungen wurde von zahlreichen Theoretikern, Politikern, Wirtschaftstreibenden und nicht zuletzt auch Stadtplanern und Architekten mitgestaltet - von den sozial-utopischen und bürgerlichen Sozialreformern des 19. Jahrhunderts über die Architekten der Gartenstädte bis zu den konservativen Politikern der Nachkriegszeit und den Marketing-Fachleuten der Finanz- und Baubranchen.

Doch ebenso wie die Karriere des Einfamilienhauses von einer Vielzahl von Personen des öffentlichen Lebens, politischen Interessen und gesellschaftlichen Kräften bestimmt ist, entspringt auch die gegenwärtig feststellbare

Abkehr vom Einfamilienhaus nur teilweise individuellen Geschmacksentscheidungen. Vielmehr sind dies Zeichen einer Zeit, in der sich die Öffentlichkeit zunehmend der ökonomischen, ökologischen und raumplanerischen Problematik eines unbegrenzten Wachstums des Eigenheimmarkts bewusst wird. Die Pluralisierung der Lebensstile infolge eines tiefgreifenden sozioökonomischen Wandels und damit einhergehender Individualisierungstendenzen der Gesellschaft, machen es umso notwendiger, das wohnungspolitische Ziel des ‚Eigenheims für alle‘ in Hinblick auf eine flexible Anpassung der Wohnformen an die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu evaluieren.

Der hier gewählte Lebensstilansatz ermöglicht die dringend notwendige Flexibilisierung und Individualisierung des Wohnkonzepts, indem anstelle der herkömmlichen Klassen- und Schichtenanalyse, sozioökonomische Erklärungsmuster durch kulturelle und symbolische Faktoren ergänzt werden. Die Wohnbedürfnisse des Menschen sind damit nicht mehr auf rein strukturelle Merkmale wie Herkunft und Einkommen reduziert, sondern ermöglichen die Berücksichtigung individueller Wahlmöglichkeiten. Gerade der Wohnbereich ermöglicht aber dem Individuum wenig rationale Entscheidungsfindung, sodass die im Lebensstilkonzept eingeräumten Möglichkeiten unbewusster soziokultureller Prägungen einen wichtigen Faktor für die Analyse des Eigenheimwunsches darstellen.

Zum Abschluss des theoretischen Teils wird dann noch ein systematischer Überblick über die Ergebnisse anderer Studien zum Thema gegeben. Besonderes Augenmerk wird dabei auf Studien zum Thema Wohnen im vergleichbaren Kontext des europäischen Auslandes gelegt. Vor allem eine relevante Lebensstilstudie, die erst kürzlich von Schneider und Spellerberg zu Deutschland erstellt wurde, dient dabei zur Erarbeitung der für die Fragestellung relevanten Hypothesen. Zusammenfassend werden schließlich noch einige Elemente des gegenwärtigen Eigenheimgedankens hervorgehoben, die möglicherweise Ansatzpunkte für politische Maßnahmen bilden könnten.

Auf Basis einer systematischen Darstellung der vorhandenen theoretischen Literatur zu den verwandten Themenbereichen wurde so ein theoretisches Konzept für die empirische Analyse des bisher wenig erfassten Phänomens

‚Einfamilienhaus‘ erarbeitet. Das Mikrophänomen ‚Einfamilienhaus‘ wird auf die analytische Makroebene gehoben, operationalisiert, wieder auf der Mikroebene empirisch untersucht, um schließlich auf der Makroebene gesteuert werden zu können.

2.2 Wohnen im Kontext sozio-ökonomischer Prozesse

Wie in den meisten westlichen Ländern hegen auch hierzulande laut Umfragen 80 Prozent der Österreicher den Wunsch nach einem Einfamilienhaus. Doch nur 60 Prozent davon können ihren Lebensraum realisieren⁴². Für den Rest bleibt die Forderung nach dem ‚Einfamilienhaus für alle‘ ein unrealisierbarer Traum, dessen Umsetzung von Siedlungsstruktur und ökonomischen Gegebenheiten eingeschränkt ist. Doch auch für jene, die ihren Lebensraum verwirklichen konnten, erweist sich die Realität nicht immer als das, was sie sich ursprünglich erträumt hatten. Das individuell geträumte Lebensglück stößt immer wieder an strukturelle Grenzen – jene des Wohnungsmarkts, der gesellschaftlichen Normen, der Raum- und Siedlungsstruktur, der rechtlichen Regelungen und der Politik.

2.2.1 Wohnen in Österreich: Zahlen, Daten, Fakten zur Wohnform Einfamilienhaus

Das Eigenheim in Form eines durch einen Familienhaushalt im Eigentum bewohnten freistehenden Hauses ist die derzeit verbreitetste Wohnform in Österreich. Von 3,23 Mio. im Jahr 1999 gemeldeten Hauptwohnsitzen wurden etwa 1,35 Mio. (etwa 41,8 Prozent) durch Hauseigentümer bewohnt, 1,28 Mio. (etwa 39,6 Prozent) entfielen auf Mietverhältnisse und nur 344.000 (etwa 10,7 Prozent) waren Eigentumswohnungen.⁴³ Der Anteil der Einfamilienhäuser hat sich somit im Vergleich zum Jahr 1995 geringfügig erhöht. Damals waren 41,6 Prozent der Inländerhauptwohnsitze Eigenheime, 15,5 Prozent private Mieten, 12,1 Prozent Genossenschaften und GBV-Mieten,

⁴² vgl. Deutsch 1999 S 114.

⁴³ vgl. Statistik Austria 2001.

10,4 Prozent Gemeindewohnungen und 9,8 Prozent Eigentumswohnungen⁴⁴.

Wie die Zahlen der in den letzten Jahren erteilten Baugenehmigungen und Neubauten zeigen, setzt sich der Trend zum Eigenheim auch weiterhin ungebrochen fort. Von den im Jahr 1999 fertig gestellten 45.459 Wohnungen wurde fast die Hälfte - 46 Prozent (27.316) - der fertiggestellten Wohnungen von privaten Bauherrn⁴⁵ errichtet, während 28 Prozent (16.879) im Rahmen des gemeinnützigen Wohnbaus errichtet wurden. Weiters wurden von 21.613 im Jahr 1999 fertiggestellten Gebäuden, 18.225 als Häuser mit ein oder zwei Wohneinheiten und 17.412 von Privatpersonen gebaut. Von insgesamt 59.447 fertig gestellten Wohnungen waren 22.566 für die Eigenbenutzung des Hauseigentümers, 13.864 Eigentumswohnungen, 20.792 Mietwohnungen, 440 Dienst- oder Naturalwohnungen. Fast alle der zur Eigenbenutzung des Hauseigentümers errichteten Wohneinheiten (22.032 von 22.566) wurden von Privatpersonen errichtet, somit fallen um die 90 Prozent der Eigenheimerrichter in die Kategorie der sogenannten ‚Häuslbauer‘.⁴⁶

⁴⁴ Vgl. Deutsch 199 S 50.

⁴⁵ Die in der offiziellen Statistik verwendete Bezeichnung ‚physische Personen‘ lässt darauf schließen, dass es sich dabei zu einem Großteil um Privatpersonen handelt, die ihr Bauprojekt in Eigenregie durchführen. Die meisten davon könnten wohl als ‚Häuslbauer‘ bezeichnet werden, womit diese 46 Prozent in etwa der Eigenheim-Quote entsprechen dürften. Im Gegensatz dazu werden im Rahmen des gemeinnützigen Wohnbaus meist Mietwohnungen errichtet.

⁴⁶ Im Vergleich dazu ist die Bauträgerschaft bei Eigentumswohnungen etwas gleichmäßiger verteilt, nämlich von 13.864 Eigentumswohnungen wurden nur 1.284 von Privatpersonen erbaut, aber 9.351 von juristischen Personen (professionellen Immobilienfirmen) und 3.216 von gemeinnützigen Bauvereinigungen. Bei den Mietwohnungen ist der Anteil der gemeinnützigen Bauträger mit 13.488 von 20.792 am weitaus höchsten, verglichen mit nur jeweils um die 2.000 von Gebietskörperschaften, juristischen oder privaten Personen erbauten Mietwohnungen (Statistik Austria 2001, S 38).

Auch von den bei den 18.659 im Jahr 1999 vergebenen Baubewilligungen war mit 15.667 ein Großteil der 37.703 geplanten Wohneinheiten als Einfamilienhaus konzipiert. Die Form des Zwei-Familienhauses scheint hierzulande mit nur 1.046 Gebäuden weniger beliebt zu sein, und Gebäude mit mehr als drei Wohnungen werden nur einige Hundert geplant. Fast nach dem Grundsatz 'je kleiner die Gemeinde, desto mehr wird gebaut', wird die Mehrzahl der Neubauten in kleineren und mittleren Gemeinden geplant,⁴⁷ wobei es sich bei diesen Bauvorhaben in meist ländlicheren Lagen hauptsächlich um Einfamilienhäuser handelt. Im Gegensatz dazu werden in den mittleren Gemeinden und kleineren Städten eher mittelgroße Gebäude mit 3 bis 10 Wohnungen gebaut, während in der Bundeshauptstadt der Anteil an Gebäuden mit 12 und mehr Wohnungen überdurchschnittlich hoch ist⁴⁸.

Im Bundesländervergleich führte 1999 das Land Niederösterreich mit 368.000 Eigenheimen (von 571.900 Hauptwohnsitzen), gefolgt von Oberösterreich mit etwa 253.000 (523.100), dann die Steiermark mit 230.000 (454.400), Kärnten mit 116.000 (213.300), Tirol mit 113.000 (247.400), Salzburg mit 82.000 (199.900), Burgenland mit 79.000 (100.000), Vorarlberg mit 64.000 (127.800) und Wien mit 42.000 (785.600) Eigenheimen. Der Anteil privater Bauherren an den 1999 fertig gestellten Wohnungen war im Burgenland mit 69 Prozent am größten, gefolgt von den Ländern Oberösterreich und der Steiermark (je 57 Prozent), Kärnten und Tirol (je 51 Prozent) sowie Salzburg (49 Prozent). Der niedrigste Anteil war in Wien (12 Prozent)

⁴⁷ Im Jahr 1999 wurden in kleinen Gemeinden bis zu 5.000 Einwohnern insgesamt etwa 1.200 Bauvorhaben bewilligt, in mittleren Gemeinden zwischen 5.000 und 20.000 Einwohnern waren es etwa 3.600, in größeren Gemeinden bis zu 100.000 Einwohnern etwa 1.100, in den Städten zwischen 100.000 und einer Million Einwohnern 858 und in der Großstadt Wien 1.055 (Statistik Austria 2001).

⁴⁸ Auffallend ist die fortbestehende Vorliebe zu traditionellen Materialien. Die Mehrzahl der 21.614 Bauten, nämlich 17.171 wurde mit Ziegel oder Zement-Bausteinen gebaut, während nur 2.720 als Fertigteilhäuser, 1.062 aus Holz und der Rest mit anderen Materialien und Techniken gebaut wurde (Wohnbaustatistik 1999, S 28)).

zu verzeichnen. Umgekehrt wurden in Wien mit 33 Prozent die meisten der gemeinnützigen Wohnungen errichtet, gefolgt von Kärnten mit 32 Prozent, Niederösterreich mit 31 Prozent, Steiermark mit 29 Prozent, Oberösterreich mit 28 Prozent, Burgenland mit 26 Prozent und Tirol mit 25 Prozent, sowie weitaus unterdurchschnittlichen Anteilen von 19 Prozent in Salzburg und nur 10 Prozent in Vorarlberg. 47 Prozent aller als Ein- und Zweifamilienhäuser errichteten Wohnungen lagen in Niederösterreich und Oberösterreich, 42 Prozent des mehrgeschossigen Wohnbaus fanden in Wien (ca. 25 Prozent) und Oberösterreich (17 Prozent) statt.⁴⁹

Auch die Größe der Wohnungen weicht oft sehr stark vom österreichischen Durchschnitt von 94 m² ab. Die Nutzer von Einfamilienhäusern verfügen mit österreichweit durchschnittlich 130 Quadratmetern über die größten Wohnflächen, während Eigentumswohnungen meist nur um die 75 Quadratmeter und Mietwohnungen nur 70 Quadratmeter groß sind. Bei den von privaten Bauherren erbauten Wohnungen ergeben regional unterschiedlichen Rahmenbedingungen sehr unterschiedliche Nutzflächen zwischen den besser ausgestatteten Bundesländern Burgenland (130 Quadratmeter), Kärnten (128 Quadratmeter), Niederösterreich (126 Quadratmeter), Oberösterreich (123 Quadratmeter), Vorarlberg (122 Quadratmeter) und die Steiermark (120 Quadratmeter) und denen mit kleineren Flächendurchschnitten wie Salzburg (115 Quadratmeter), Tirol (106 Quadratmeter) und Wien (93 Quadratmeter). Die schon in Bezug auf Wien und die restlichen Bundesländer auffälligen Relationen, erhärten sich zusätzlich im Gemeindenvergleich. Nicht nur wird, wie oben erwähnt, in den kleineren Gemeinden mehr gebaut, sondern es werden auch Wohneinheiten mit größeren Nutzflächen errichtet.⁵⁰

Die Marktmechanismen scheinen sich also auf dem Eigenheimmarkt dahingehend auszuwirken, dass Häuslbauer zunehmend kleinere Gemeinden in wahrscheinlich weniger verdichteten Gebieten bevorzugen. Sie scheinen auch weitere Entfernungen zu den Agglomerationszentren in

⁴⁹ Statistik Austria 2001.

⁵⁰ ebd.

Kauf zu nehmen, solange der Traum vom Eigenheim entsprechend verwirklicht werden kann, und zwar zu leistbaren Preisen⁵¹. Am stärksten zeigt sich dieser Effekt im Osten Österreichs, wo die Wanderungsauswirkungen rund um die Bundeshauptstadt bis in die kleinsten Gemeinden von Niederösterreich und dem Burgenland feststellbar sind. Von den österreichweit 21.613 im Jahr 1999 fertig gestellten Gebäuden lagen 19.376 (90 Prozent) im selben Bundesland, in dem der Bauherr zum Zeitpunkt der Baubewilligung seinen Wohnsitz hatte. Niederösterreich hatte – wie schon in den Jahren davor – mit 26 Prozent den höchsten Anteil 'landesfremder' – meist Wiener – Bauherrn. Danach rangiert das Burgenland mit 20 Prozent, gefolgt von Kärnten (7 Prozent), Wien (5 Prozent), Oberösterreich, Salzburg und Steiermark (je 4 Prozent), sowie Tirol (2 Prozent) und Vorarlberg (1 Prozent). In Niederösterreich ist der Anteil landesfremder Bauherrn in der Umgebung Wiens am größten, wo fast die Hälfte aller fertig gestellten Gebäude von Wiener Bauherrn errichtet werden (Mödling 50 Prozent, Wien-Umgebung 49 Prozent, Gänserndorf 42 Prozent). Auch in den niederösterreichischen Bezirken Baden und Korneuburg (je 32 Prozent), Hollabrunn und Tulln (24 Prozent), sowie im Burgenland in Neusiedel-am-See (16 Prozent) und Eisenstadt-Umgebung (15 Prozent) ist der Anteil an Wienern rela-

⁵¹ Österreichweit wurden 1998 (wie auch 1997) 54 Prozent der Baukosten für fertiggestellte Wohngebäude mit Darlehen finanziert. 3,4 Prozent wurden in Form von einmaligen, nicht rückzahlbaren Zuschüssen der öffentlichen Hand zur Verfügung gestellt (1997 4,1 Prozent), die restlichen 43 Prozent (1997 42 Prozent) entfielen auf eigene bzw. nicht näher erklärte Mittel der Bauherren. 31 Prozent der 1998 vergebenen Darlehen kamen von den Gebietskörperschaften, 17 Prozent von Bausparkassen und 52 Prozent von sonstigen Darlehensgebern, v.a. Geschäftsbanken. Die unterschiedlichen Förderregelungen der Länder schlagen sich nieder in überdurchschnittlich hohen Eigenfinanzierungsquoten in den Bundesländern Burgenland (49 Prozent), Kärnten (47 Prozent), Steiermark (45 Prozent) und Niederösterreich (44 Prozent), während die restlichen Bundesländer mit Ausnahme Wiens, das einen hohen Anteil nicht rückzahlbarer Zuschüsse aufweist, nahe beim Bundesdurchschnitt von 43 Prozent liegen. Eigenheimbauer finanzieren ihre Neubauten im Durchschnitt jeweils zur Hälfte aus Darlehen und aus eigenen Mitteln (Statistik Austria 2001).

tiv hoch. Abgesehen von diesen Stadt-Land-Wanderungen ist die interregionale Mobilität in Österreich vergleichsweise niedrig. Die Menschen wollen dort bleiben, wo sie herkommen und bauen dort auch ihre Häuser.

Innerhalb der Bundeshauptstadt Wien ist die Randwanderung statistisch sehr ausgeprägt. Ein hoher Anteil der 1.055 bewilligten und der 1.233 fertig gestellten Gebäude liegt in Randbezirken, nämlich im 10. (118 bzw. 158), im 11. (123 bzw. 144), im 21. (233 bzw. 265) oder im 22. Bezirk (200 bzw. 255). Während in den meisten inneren Bezirken fast alle der neu gebauten Gebäude drei oder mehr Geschosse hoch sind, entfällt in den Randbezirken nur etwa ein Viertel bis ein Drittel der Neubauten auf diesen Gebäudetyp, wogegen der Rest eher niedrigere Bauweisen, etwa in Form von Einfamilien- und Reihenhäusern aufweist.

Obwohl also alle Statistiken dafür sprechen, dass das Einfamilienhaus sich auch weiterhin ungebrochener Beliebtheit erfreut, fallen bei der Haushaltszusammensetzung bedeutende Veränderungen auf. Insgesamt entfielen 1999 rund 2,2 Millionen der 3,23 Millionen österreichischen Hauptwohnsitze auf Familienhaushalte, wovon fast alle Einfamilienhaushalte waren. Davon lebten in 789.000 Haushalten Ehepaare ohne Kinder, in 1,1 Millionen Ehepaare mit Kindern, 255.000 Alleinerziehende mit Kindern. Der überwiegende Rest waren 973.000 Einpersonenhaushalte (v.a. 594.000 Frauen) sowie 57.500 nichtfamiliäre Mehrpersonenhaushalte. Auffallend ist der relativ große Anteil an Ein- und Zweipersonenhaushalten (973.000 bzw. 970.000), so dass die Kernfamilie nicht mehr die statistische Normalität darstellt.⁵²

Obwohl sich also die Annahme bestätigen dürfte, dass der Idealtyp Einfamilienhaus heute nicht mehr den sozialen Anforderungen in dem Maß gerecht wird, wie es etwa in den 50er und 60er Jahren der Fall war, als an die 90 Prozent der Haushalte aus einer Kernfamilie bestanden, werden trotzdem immer mehr Einfamilienhäuser gebaut. Diese Entwicklung erscheint umso fragwürdiger, als in Anbetracht des zu erwartenden Bevölke-

⁵² vgl. Statistik Austria 2001.

rungsrückgangs die Nachfrage nach Wohnraum hierzulande – wie in den meisten westeuropäischen Ländern - langfristig zurückgehen dürfte⁵³.

Bei einem Wohnbestand von etwa 3,23 Millionen⁵⁴ lebten 1999 in Österreich etwa 8,092 Mio. Menschen. Gegenüber der Volkszählung von 1991 (7,796 Millionen Einwohner) ist die Bevölkerungszahl um knapp 300.000 bzw. 3,8 Prozent gestiegen. In den nächsten 30 Jahren ist mit weiteren Bevölkerungszuwächsen vor allem aufgrund von Migrationsgewinnen zu rechnen, die allerdings nicht mehr so stark wie in den 90er Jahren ausfallen sollten. Nach den neuesten Berechnungen wird die Bevölkerung bis 2015 auf 8,254 Millionen (+2,0 Prozent gegenüber 1999) anwachsen, bis 2010 schließlich auf 8,364 Mio. (+3,4 Prozent). Nach dem Bevölkerungsmaximum von 8,365 Millionen Einwohnern in 2032 wird sich die Bevölkerung wieder verringern. 2050 sollte Österreich demnach 8,157 Millionen Bewohner zählen, um 1,3 Prozent mehr als heute⁵⁵.

Dementsprechend wird sich auch die Bevölkerungsstruktur in Österreich stark verändern. Das Durchschnittsalter wird in den nächsten fünfzig Jahren von derzeit 39,4 Jahren (1999) auf voraussichtlich 37 Jahre (2050) zunehmen, die Kinderbelastungsquote von 26,9 Kindern pro 100 Erwerbsfähige auf 23,5 im Jahr 2015 sinken. Einer ansteigenden Altenbelastungsquote von 31,9 Prozent über 60-Jährigen auf 66,0 Prozent im Jahr 2050, steht

⁵³ vgl. Spiegel 2001.

⁵⁴ Gezählt werden dabei nur die Hauptwohnsitze. Die Zahl der Wohneinheiten muss also, wenn man die Nebenwohnsitze, Wochenend- und Ferienhäuser der Österreicher einberechnet, diese Zahl weit übersteigen.

⁵⁵ Diese Berechnungen ergeben sich aus positiven Wanderungssalden und Geburtenüberschüssen in den Jahren 2000 und 2001. Danach werden allerdings die Sterbefälle die Geburten überwiegen, so dass ein Bevölkerungswachstum in den nächsten Jahrzehnten nur noch durch positive Außenwanderungssalden erreicht werden kann. Doch ab 2032 werden die Geburtendefizite auch nicht mehr durch Wanderungssalden wettgemacht werden können (Statistik Austria 2000. S 38).

im selben Zeitraum eine sinkende Kinderquote von 26,0 auf 25,5 Prozent gegenüber⁵⁶.

Angesichts der engen Zusammenhänge zwischen Bevölkerungs- und Haushaltsentwicklung sowie dem Wohnbedarf kann also davon ausgegangen werden, dass eine Zunahme der nachgefragten Wohnfläche in den nächsten Jahren vor allem von der wachsenden Zahl der älteren Ein- und Zweipersonenhaushalte ausgehen wird. Diese Haushalte werden eine größere Wohnfläche pro Kopf beanspruchen, indem die Wohnfläche nach dem Auszug der Kinder beibehalten wird. Abgesehen von der Zunahme dieser ‚passiven‘ Nachfrage, wird eine ‚aktive‘ Nachfrage eher von der zunächst noch wachsenden Zahl der Kleinhaushalte mittleren Alters ausgehen. Etwa durch die Erweiterung der finanziellen Basis aber auch nach Trennung oder Scheidung werden von diesen Haushalten entsprechend größere oder kleinere Wohnungen gesucht, wodurch sich die Wohnflächennachfrage insgesamt erhöht. Von den Migranten, die in nächster Zukunft den wichtigsten Teil des Bevölkerungswachstums ausmachen, ist allerdings aufgrund ihrer hohen Mobilität erst langfristig Einfluss auf den Eigentumsmarkt zu erwarten.

Aufgrund veränderter Haushalts- und Bevölkerungsstrukturen entspricht das Wohnideal Einfamilienhaus nicht mehr den zukünftigen Wohnbedürfnissen. Da der Wohnungsmarkt aufgrund der Langlebigkeit des Gutes ‚Haus‘ wenig flexibel und daher nur langfristig regulierbar ist, sollte das Angebot frühzeitig auf die veränderte Nachfrage eingestellt werden. Teil davon ist, die Nachfrage nach dem Eigenheim aus der Geschichte marktwirtschaftlicher, politischer und demografischer Prozesse heraus zu verstehen. Denn mit der Änderung der strukturellen Gegebenheiten ändern sich auch die Wohnbedürfnisse und dementsprechend auch die Nachfrage nach dem Einfamilienhaus.

2.2.2 Siedlungsentwicklung zwischen Konzentration und Dezentralisierung

Die Entwicklung räumlicher Siedlungsstrukturen erfolgt unter dem Einfluss ökonomischer Prozesse auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt sowie damit

⁵⁶ Statistik Austria 2000. S 39.

einhergehend unter dem Einfluss einer Vielzahl anderer Faktoren - von rein ökonomischen Präferenzen der marktwirtschaftlichen Akteure, über den Wandel sozialer Werte bis zu Veränderungen der Bevölkerungsstruktur, technologischen Innovationen, politischer Intervention und rechtlichen Regulierungsinstrumentarien⁵⁷. Im Spannungsfeld dieser Prozesse entwickelt sich der Gegensatz zwischen Stadt und Land⁵⁸ und später die Entwicklung von hybriden Zwischenformen, genannt Vorstadt, Suburbia, Zwischenstadt oder ‚urban sprawl‘⁵⁹. Zeitlich fällt dieser Prozess der räumlichen Konzentration und der Dezentralisierung, der Urbanisierung und der Suburbanisierung, mit den Epochen der Industrialisierung sowie der Dienstleistungs- und Informationsökonomie zusammen.

Im 19. Jahrhundert entwickelten sich im Rahmen der Industrialisierung erstmals Großstädte im heutigen Sinn. Die Ansiedlung bedeutender Industriebetriebe in den Zentren der Städte zog Massenzuwanderung vom Land an. Bevölkerungsexplosion und Wirtschaftsagglomeration führten zur Verstädterung der Siedlungsstrukturen und zur Urbanisierung der Gesellschaft⁶⁰. Infolge der rasanten Nachfrage nach Wohnraum und der entste-

⁵⁷ Van den Berg verwendet für seine Analyse der ‚urban life cycles‘ einen rational-choice Ansatz. Wie an späterer Stelle gezeigt werden wird, ist dieser Ansatz im Zusammenhang einer Lebensstilanalyse nicht zielführend. Trotzdem ist seine Beschreibung des urbanen Systems nützlich, um die räumliche Entwicklung der gegenwärtigen Siedlungsstrukturen als strukturellen Kontext des Eigenheims als Lebensstil darzustellen. (vgl. Van den Berg 1993).

⁵⁸ Nach Max Weber liegt der entscheidende Gegensatz zwischen Stadt und Land in der Ablösung der Selbstversorgung durch die Marktversorgung des Haushalts. Erst durch den Handel mit anderen Städten konnten sich die ersten bürgerlichen Städte aus der Feudalordnung lösen. Auch die Entwicklung der modernen Großstädte könnte daher als Fortführung der besonderen Beziehung zwischen Stadt und Marktwirtschaft gesehen werden.

⁵⁹ Eine umfassende Literatur beschäftigt sich mit diesen Zwischenformen zwischen Stadt und Land, die sehr vielfältige Formen und Funktionen aufweisen. Siehe dazu Kapitel 2.4. (Sieverts 2000, Castells 1989, Fishman 1987).

⁶⁰ Vgl. Van den Berg 1993.

henden Wohnungsnot entwickelte sich ein hoch flexibler und wenig regulierter Wohnungsmarkt. Im Gegensatz zum vorher dominanten Wohnbau für den Eigengebrauch entstand nun der Mietwohnungsbau für die besitzlosen Massen, in den gewerbliche Immobilienfirmen investierten und damit spekulierten. Maximale Gewinne ergaben sich aus der hohen Wohn- und Arbeitsmobilität, die das Leben der Arbeiter prägten. In der Großstadt Wien hatten kurz vor dem ersten Weltkrieg 58 Prozent der Arbeiter kein eigenes Bett, und noch im Jahr 1897 verblieb die Hälfte der Arbeiter nicht länger als 11 Tage auf einem Arbeitsplatz. Zu jener Zeit erfolgte die Ausdifferenzierung des modernen Wohnens in Form von räumlichen Eingrenzungs- und Abgrenzungsprozessen im Rahmen der Entstehung der modernen Klassengesellschaft. Industrialisierung, Bevölkerungswachstum und Urbanisierung fanden also im Zusammenhang eines politischen Wandels hin zur bürgerlichen Revolution sowie einer Liberalisierung der Wirtschaftsordnung statt, die das Bürgertum zum Träger der räumlichen und baulichen Entwicklung der Städte machten⁶¹.

Erst mit der Entwicklung eines Angebots öffentlicher und privater Dienstleistungen sowie des Transportsektors um die Jahrhundertwende sowie auch in der Nachkriegszeit können sich die verdichteten Siedlungsstrukturen etwas erweitern. Die Industriebetriebe siedeln sich zunehmend in städtischen Randlagen an, während die Stadtzentren zunehmend von den Büros der aufkommenden Dienstleistungsbranchen besiedelt werden. In der entstehenden Konsum- und Wohlstandsgesellschaft ziehen viele Haushalte dank der verbesserten Infrastruktur aus der Stadt weg in Gegenden mit höherer Lebensqualität und niedrigeren Immobilienpreisen. Neben den typischen Einfamilienhausvorstädten entstehen auch größere Stadterweiterungssiedlungen im Rahmen des sozialen Wohnbaus. Haushaltsleistungen werden möglichst zugekauft bzw. technisiert, bzw. wo das nicht möglich ist, gibt es nun das Auto, womit die wachsenden Entfernungen zwischen Wohnung und Arbeitsplatz, bzw. zwischen Vorstadt und Stadtzentrum schnell zurückgelegt werden⁶².

⁶¹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999, S 59-84.

⁶² Vgl. Häußermann & Siebel 1999, S 20-22; Mackensen 1993; Van den Berg 1993.

Der gesellschaftliche Wertewandel hin zu mehr Lebensqualität und Umweltschutz infolge der Energiekrise der 70er Jahre verstärkt schließlich die räumlichen Dezentralisierungstendenzen. Nicht nur Änderungen in den Haushaltsstrukturen und die Abkehr vom Ideal der Kernfamilie sondern auch politische Umorientierungen hin zur verstärkten Förderung des öffentlichen Verkehrs, zur Stadtrevitalisierung und zu strengeren Raumplanungsregelungen sollen für ein nachhaltiges Wachstum der Städte sorgen. Die Stadtzentren werden aber vor allem durch Zuwanderung aus dem Ausland neu besiedelt⁶³.

Mit dem Aufkommen der Informationsökonomie werden weitere Dezentralisierungstendenzen vorausgesagt. Die Computerisierung der Arbeitsprozesse erleichtert es Klein- und Mittelbetrieben unabhängig von ihrem Standort, an der globalisierenden Ökonomie teilzunehmen. Ebenso werden Arbeit und Freizeit zunehmend vermischt und ortsunabhängig⁶⁴. Gleichzeitig kommt es aber in den globalen Zentren, den sogenannten Global Cities, zur verstärkten Zentralisierung und Agglomeration der Kontrollfunktionen der globalen Ökonomie. Während sich also die Mittelschichten zunehmend zumindest in Bezug auf die Wohnfunktion aus den Zentren zurückziehen, treffen in den Zentren der Großstädte die Managementklassen der globalen Ökonomie auf die ‚Neuen Armen‘ des parallel existierenden informellen Sektors⁶⁵.

Der Urbanisierungsprozess verläuft daher von der Konzentration großer Teile der Bevölkerung in den metropolitanen Regionen über die territoriale Expansion dieser Agglomerationen in die umgebenden Gebiete zur Dezentralisierung der Bevölkerung innerhalb dieser Agglomerationen⁶⁶. Während in der Phase der Konzentration die räumlichen Prozesse durch das Fehlen von Transportmitteln vor allem von den Ansiedlungsentscheidungen der Wirtschaft geprägt waren, sind es seither eher die Wohnentschei-

⁶³ Vgl. Mackensen 1993; Van den Berg 1993.

⁶⁴ Vgl. Van den Berg 1993.

⁶⁵ Vgl. Sassen 1991.

⁶⁶ Vgl. Gans 2000; Mackensen 1993.

dungen der Haushalte, die innerhalb der strukturellen Gegebenheiten die Siedlungsentwicklung bestimmen⁶⁷.

Allerdings sind diese schematisch dargestellten Prozesse je nach den örtlichen Gegebenheiten unterschiedlich ausgeprägt, so dass etwa Städte in Industrieregionen tendenziell andere Raumstrukturen aufweisen als Dienstleistungszentren⁶⁸. Es bestehen große regionale Unterschiede in den Siedlungsformen je nach dem Einsetzen der ersten Urbanisierungsphase und

⁶⁷ Vgl. Van den Berg 1993.

⁶⁸ Die Unterschiede innerhalb der Agglomerationen wie auch zwischen den Agglomerationen werden meist mit ökonomischen Disparitäten begründet: *Urban development does not, of course, only differ between agglomerations and rural areas; it also differs within each. Urban areas within rural counties have participated in patterns of urban decline similar to those experienced by the agglomeration. Rural counties are sometimes part of agglomerations, forming their fringes and cores in wide fields of agglomeration influence; and sometimes rural areas form apart from agglomerations. Some rural areas (with low densities) are strongly industrialized; others are economically strong agrarian areas, with intensive agricultural production. Some rural regions have increasing tourism; but only a few are viable from tourism alone.* (vgl. Mackensen 1993).

Urban development is comparatively weak in dense industrial metropolitan areas, as well as in rural areas, except for tourist regions. But, in nearby fringes and the wider geographic areas around the central cores, urban areas continue to grow – whether characterized by service or industrial agglomeration. These latter agglomerations may be due to an industrial tendency to choose smaller cities for location. Here, too, the expanding population is being housed in smaller communities. Population growth in the vicinity of industrial agglomerations is larger in the more remote areas than in the fringes. This is not true for service agglomerations, which still adhere more to the traditional suburbanization format – fringes grow more than fields. The most striking result of this analysis is that small communities are expanding everywhere, near large and medium-sized metropolitan areas and in rural areas. In the context of rural areas, this expansion can be described as 'desuburbanization', whereas in the context of the large population concentrations – the metropolitan areas – it can be described as 'decentralisation'. (Mackensen 1993. S 321).

des zu dieser Zeit vorherrschenden Wirtschaftssektors⁶⁹, bzw. auch abhängig vom Erfolg der wirtschaftlichen Umstrukturierung im Übergang von der ursprünglich industriellen Basis zur Dienstleistungs- und Informationsökonomie der Gegenwart⁷⁰.

2.2.3 Suburbanisierung und Gentrifizierung

Die Siedlungsstrukturen der Gegenwart bringen zwei besondere Merkmale hervor: Suburbanisierung infolge dezentraler Tendenzen und Gentrifizierung als Folge von Tendenzen der Rezentralisierung. Beide Phänomene werde meist gesondert behandelt, betrachtet man aber die ökonomischen und demographischen Prozesse sowie auch die kulturellen Motive, die hinter diesen Phänomenen stehen, so liegt ein Zusammenhang zwischen Stadtflucht einerseits und Rückkehr in die Stadtzentren andererseits auf der Hand.

Beide Phänomene entwickeln sich erst auf Basis der Annahme eines grundlegenden Gegensatzes zwischen Stadt und Land, des Gegensatzes zwischen einem zusammenhängend bebautem Siedlungskörper und der freien, nur vereinzelt verbauten Landschaft. Doch nicht nur auf bauliche und raumplanerische Merkmale bezieht sich dieser Antagonismus, sondern er ruft viel mehr Assoziationen zwischen moderner und traditioneller Lebensweise, zwischen marktwirtschaftlicher Konsumgesellschaft und Selbstversorgergemeinschaften, zwischen Hektik und Genuss des kulturellen Lebens und Erholung in der unberührten Natur hervor⁷¹. Stadt wird mit

⁶⁹ Häußermann & Siebel unterscheiden für Deutschland etwa zwischen den Mietskasernenstädten der ersten Industrialisierungsphase in Ostdeutschland, den altingesessenen Bürgerstädten im Norden (frühere Hansestädte) und den durch Werkwohnungsbaue geprägten Städten im Ruhrgebiet (Häußermann & Siebel 1999, S. 77).

⁷⁰ Zu den Auswirkungen der globalen Dienstleistungs- und Informationsökonomie und den mehr oder weniger eingeschränkten Möglichkeiten der Städte, sich darin aktiv zu positionieren, besteht eine breite und diverse Literatur, siehe dazu z.B. Castells 1989, Sassen 1991.

⁷¹ Im Laufe der Geschichte von der griechischen Polis über die mittelalterliche Bürgerstadt bis zur Großstadt des 19. Jahrhunderts kann die Stadt als kulturelles

Urbanität verbunden, was in Bezug auf die Wohnfunktion mit Assoziationen wie stadtnahe Lage und verkehrliche Anbindung, Quantität durch hohe Einwohnerzahl, Qualität durch Funktionsmischung u.a. auf dem Arbeitsmarkt, bestimmte bauliche Mindesthöchstmaße zur Schaffung einer städtischen Atmosphäre, Mischung von Sozialstrukturen durch ein differenziertes Wohnungsangebot, Ausstattung mit Einrichtungen sozialer Infrastruktur, möglichst gute Versorgungslage des kurz- und mittelfristigen Bedarfs verbunden wird⁷². Das Leitbild Land bezieht sich dagegen auf das Wohnen nahe der Natur in attraktiver Landschaftslage, was eine Lage am Stadtrand in der Nähe landwirtschaftlicher Umgebung oder von Wald impliziert, weiters eine große Anzahl differenzierter privater und öffentlicher Grünflächen, daher ein grünes mit Ökologie verbundenes Erscheinungsbild und vor allem auch private Gartenbenützung verspricht⁷³.

Suburbanisierung bezeichnet, wie schon angedeutet, das Entstehen eines Mischgebiets zwischen Stadt und Land, dessen Charakter im Rahmen des vorherrschenden Stadt-Land-Schemas schwer einordenbar ist. Eine breite Literatur über die neuen Vorstädte, Suburbia, Edge Cities, Urban Sprawl oder die Zwischenstadt bezieht sich auf Annahmen über die Auflösung der Stadt und das Verschwinden der urbanen Lebensweise als kulturelle Errungenschaft der Moderne. Auf der anderen Seite werden zunehmende Zersiedelung und Versiegelung der Landschaft wiederum als Verschlucktwerden des Landes durch städtische Siedlungsformen erlebt⁷⁴.

Phänomen, als Ausdruck der Zivilisation, überhaupt erst im Gegensatz zum Land entstehen. Daher wird heute in Zusammenhang mit Suburbanisierung und Landflucht oft eine Auflösung der Städte und somit von Kultur und Zivilisation befürchtet (vgl. Siebel 2000).

⁷² Zum Begriff der Urbanität siehe etwa die Debatte über die Europäische Stadt, die vor allem unter deutschen Stadtplanern in der letzten Dekade neu aufgebrannt ist (Hoffmann-Axthelm 1993).

⁷³ Jost 1999, S156.

⁷⁴ Vgl. Fishman 1987, Thompson 1982, Castells 1989, Soja 1989, Sieverts 2000.

Doch wie es Vorstädte in Form von städtischen Randlagen unterschiedlicher konkreter Ausformungen immer gegeben hat, sind auch die damit verbundenen negativen Konnotationen keine Neuigkeit des 20. Jahrhunderts. Wurden die englischen Vorstädte des 17. Jahrhunderts mit Prostitution und Rotlichtmilieu assoziiert, so waren sie im Sprachgebrauch des beginnenden 19. Jahrhunderts Synonym für schlechte Manieren und Engstirnigkeit ihrer Bewohner. Erst mit der Industriellen Revolution und der Entwicklung der Transporttechnik wurde das Leben in der Vorstadt für die Mittelklassen reetabliert. Und zwar symbolisierte damals das Leben in der Vorstadt sozialen Aufstieg und bürgerliche Abgrenzung zur Wohnungsnot und Armut des städtischen Proletariats. Erst in der Nachkriegszeit kam es mit der Etablierung der Wohlstands- und Konsumgesellschaft zur wachsenden Kritik französischer, britischer, amerikanischer Intellektueller und Akademiker am kleinbürgerlichen Lebensstil der Vorstädte. Die Dekonstruktion des suburbanen Mythos sah in den Vorstädten das Symbol für Uniformität, Langeweile, Verweichlichung und Verarmung an Lebensqualität des modernen Menschen⁷⁵. Diese Sichtweise dominiert bis in die Gegenwart die Debatte über die Suburbanisierung. Gemischt mit Ängsten vor Verlust an Urbanität und Zersiedelung der Landschaft stehen die neuen Vorstädte als Sinnbilder für Primitivität und Geschmacklosigkeit der modernen Gesellschaft, in der sich unhinterfragter Fortschrittsglaube⁷⁶ mit rückwärtsgewandten Phantasien vom traditionellen Landleben in der ‚heilen Welt‘ des Vorstadthauses vereinen.

Vergleicht man die relevante Literatur, so enthält das Phänomen Vorstadt die folgenden immer wiederkehrenden Elemente: Die Vorstadt befindet sich in peripherer Lage in Bezug auf ein dominantes Zentrum; sie ist teilweise oder völlig auf Wohnfunktionen spezialisiert; sie ist von relativ niedriger Wohn- und Besiedlungsdichte geprägt, wobei meist dezentralisierte Struk-

⁷⁵ Die im englischen Original verwendeten Worte Thompsons sind “uniformity, dullness, blandness, impoverishment of life” (Thompson 1982, zit.n. Harris & Larkham 1999, S 5).

⁷⁶ Siehe dazu die Literatur zur Bedeutung von Haushaltstechnik in vorstädtischen Wohnformen (Tränkle 1999).

turen und hohe Anteile an Eigentümerbenutzung charakteristisch sind; die vorstädtische Lebensweise unterscheidet sich von anderen Wohnformen durch eine spezielle Kultur, einen bestimmten suburbanen Lebensstil; es entwickeln sich separate Gemeinschaftsidentitäten, die im US-amerikanischen Kontext oft bis zur Etablierung lokaler Politikinstitutionen reichen. Die Anbindung an das Stadtzentrum ergibt sich hauptsächlich über die Mechanismen des Immobilienmarkts. An der städtischen Peripherie sind die Boden- und Immobilienpreise normalerweise billiger als in den Agglomerationszentren, was eine weniger dichte Bebauung ermöglicht. Sie bieten so den idealen Platz für die Verwirklichung des Einfamilienhauswunsches, einen Ort, wo die Vorteile des Landes so weit wie möglich genutzt und die der Stadt mit dem Auto erreicht werden können⁷⁷.

Die oft vereinfachende Darstellung tendiert allerdings dazu, die soziale, funktionelle wie auch ästhetische Vielfalt des suburbanen Raumes zu Gunsten einer normativen Kritik der Suburbanisierung zu vernachlässigen. Tatsächlich entstehen am Stadtrand nicht nur monofunktionale Wohngegenden, sondern auch immer mehr Industrie- sowie vor allem auch Dienstleistungszentren verlagern ihre Standorte in die Peripherie. Auch sozial und kulturell erweisen sich die Vorstädte als äußerst vielfältig, von noblen Villengegenden bis zu den weiter vom Zentrum entfernten Zuzugszentren der weniger bemittelten neuen Mittelschicht. Was allerdings den Eindruck der Monotonie verstärken dürfte, ist die zunehmende sozial-räumliche Segregation der Siedlungsstrukturen, wovon sowohl die Städte als auch der suburbane Raum betroffen sind. Mit der Ausbreitung des Siedlungsraums erweitern sich auch die Wahlmöglichkeiten, so dass die Wohnungssuchenden dorthin ziehen, wo sie sich am wohlsten und das heißt zumeist unter ihresgleichen fühlen.

Während Suburbanisierung also die Stadtflucht als sozialen Abgrenzungsprozess der Mittelklasse von den Unannehmlichkeiten der Großstadt bezeichnet, könnte das Phänomen Gentrifizierung als genaues Gegenteil, als Gegenreaktion zur Suburbanisierung, die Wiedereroberung des Stadtzentrums durch einen Teil der gesellschaftlichen Oberschicht bedeuten.

⁷⁷ Vgl. Harris & Larkham 1999.

Gentrifizierung bezeichnet den Wandel städtischer Wohngebiete durch einen Austausch der Wohnbevölkerung, in dessen Verlauf bisher alteingesessene statusniedrigere Schichten durch bessergestellte Gruppen verdrängt werden, was meist zu einer Revitalisierung der Bausubstanz und zu einer Verbesserung des Images des Quartiers führt. Meist handelt es sich dabei um nahe dem Stadtzentrum gelegene Gebiete mit um 1900 errichteten attraktiven Wohngebäuden, die wegen ihres schlechten Zustands zu niedrigen Bodenpreisen und Mieten von statusniedrigen Bevölkerungsschichten bewohnt werden. Der Prozess der Gentrifizierung erfolgt in mehreren Phasen: zuerst ziehen in das Gebiet die sogenannten Pioniere ein, die sich meist durch höhere Bildung, weniger jedoch durch ihr Einkommen von der bisherigen Wohnbevölkerung unterscheiden. Diese Haushalte bestehen zumeist aus einer, höchstens zwei Personen, haben meist keine Kinder und suchen die Nähe zu öffentlichen und privaten Einrichtungen wie Gaststätten, Kultur und Unterhaltung, aber auch zum Arbeitsplatz in der Innenstadt. Es handelt sich dabei zumeist um Studenten oder Künstler, die in ihrer Lebensweise risikobereit sind insofern, als sie den Zustand der Wohnungen um der preiswerten Miete willen in Kauf nehmen und zudem die bunte Mischung im Gebiet tolerieren und suchen. Mit dem Einzug weiterer Pioniere kommt dann auch die Gruppe der Gentrifier, Haushalte mit höherer Schulbildung, höherem Einkommen, zumeist Paare mit oder ohne Kinder, die risikoscheu erst dann einziehen, wenn absehbar ist, dass sich ihre Investitionen dauerhaft lohnen. In der Folge kommt es zu generellen Miet- und Bodenpreiserhöhungen, steigendem Interesse von Immobilienspekulanten und Banken, es entstehen neue Geschäfte und Szenekneipen, die von Personen aufgesucht werden, die auch von außerhalb kommen. Das Gebiet wird als Geheimtipp bekannt, wird aber auch allmählich modernisiert. In der nun folgenden Phase der eigentlichen Gentrifizierung ziehen vermehrt Personen von außerhalb der Stadt zu, die auf das Gebiet aufmerksam gemacht wurden. Es kommt vermehrt zu sozialen Konflikten, und aufgrund der steigenden Mietpreise ziehen viele ursprünglich ansässige Haushalte weg. In der letzten Phase ziehen schließlich zunehmend und ausschließlich Haushalte höherer Einkommen, immer mehr auch mit Kindern, zu. Sie sind eher risikoscheu und investieren auch in Eigentumswohnungen, da das Gebiet bereits weit über die eigene Stadt als

attraktives Wohngebiet und sichere Kapitalanlage bekannt ist. Die alteingesessene Bevölkerung sowie die Pioniere verschwinden zusehends und das Gebiet etabliert sich als gute Wohngegend⁷⁸.

Der Prozess der Gentrifizierung ist eng verbunden mit der tertiären Nutzung des Gebietes. Vor allem Studien zur urbanen Erlebnisgesellschaft identifizieren dort die Hauptstandorte der Kunstgalerien, Bars, Restaurants und Kultureinrichtungen, die für die urbane Lebensqualität der heutigen Informations- und Dienstleistungszentren sorgen. Sowie die gegenwärtigen Suburbanisierungstendenzen also eng mit den Strukturen der Informationsökonomie und den dadurch entstandenen Möglichkeiten zur Stadtfucht zusammenhängen, ist auch Gentrifizierung Folge und Bestandteil der sozioökonomischen Entwicklung von Dienstleistungszentren. Während sich die Mittelschicht am Rand der Städte niederlässt, treffen in den gentrifizierten Stadtvierteln im Zentrum die gebildeten und einkommensstarken Oberschichten auf jene, die sich den Auszug in immer peripherere Eigenheimsiedlungen (noch) nicht leisten können.

2.3 Eine politische Ideengeschichte des Eigenheims

Siedlungsformen entwickeln sich daher im Zusammenspiel marktwirtschaftlicher, sozialer und technologischer Prozesse, die unter anderem auch politisch gesteuert werden können. Doch individuell finden diese strukturell geformten Makrophänomene Ausdruck in spezifischen Wohnformen, die bestimmte Lebensstile widerspiegeln und hervorbringen. Die kulturelle Bedeutung, die das Eigenheim als dominante Wohnform in der Gegenwart hat, wird erst vor ihrem geschichtlichen Hintergrund, der Ideengeschichte des Wohnens ersichtlich.

2.3.1 Das Eigenheim als Symbol bürgerlicher Werte

“Das Eigenheim ist eine krisenfeste und wertbeständige Kapitalanlage und Alterssicherung; ...Das Eigenheim kostet Geld, Mühe und Geduld – wie alles, was Wert im Leben hat. Aber wer diesen Preis zahlt, tut das nicht für eine Mietwohnung, die er durch Kündigung verlieren kann, und für einen fremden Hauseigentümer, sondern für sich selbst und seine Angehörigen.

⁷⁸ Vgl. Friedrichs 2000.

Das Eigenheim verstärkt das Interesse und damit auch das Verständnis der einzelnen für die Belange der Gemeinschaft ... Das Streben nach eigenem Grund und Boden ist von elementarer Kraft und tief in der menschlichen Natur verwurzelt, zumal bei denen, die Mangel und Entbehrungen kennen und zu unterscheiden gelernt haben zwischen wichtigen und weniger wichtigen Dingen. Wir sind durch die Schule der Not gegangen. Daraus erklärt es sich, dass der Heimstättengedanke heute stärker ist denn je und Leistungen zu vollbringen vermag wie kaum eine andere Idee."⁷⁹

Dieses Zitat stammt aus einer Werbebroschüre einer deutschen Bausparkasse des Jahres 1967 und es umreißt vortrefflich die Eigenheimideologie, wie sie auch in Österreich zu dieser Zeit und in ihrem Kern auch noch heute vorherrscht⁸⁰. Bürgerliche Werte wie Kapitalanlage, Vorsorge, Mühsal und Askese als Mittel zur Befreiung von der Abhängigkeit gegenüber dem fremden Hauseigentümer und individuelle Selbstverwirklichung werden angesprochen, Bodeneigentum als natürlicher Trieb, Sesshaftigkeit als Durchbruch zu den wahren Werten des Lebens. Rationale und irrationale, modernitätsfeindliche Motive werden in einem suggestiven Bild von Echtheit und Bodenständigkeit verdichtet, das vor dem Hintergrund der Unsicherheiten eines wechselnden Berufslebens als Hafen der Sicherheit und Ruhe, als Heim erscheint.⁸¹

⁷⁹ Häußermann & Siebel 1999, S 230.

⁸⁰ In seiner Analyse der Publikationen der österreichischen Bausparkassenpublikationen kommt Zinganel zu ähnlichen Ergebnissen, wie sie hier von Häußermann & Siebel für Deutschland dargestellt werden. So wurde 1976 etwa Bundespräsident Kirchschräger Rede anlässlich der 50-Jahr Jubiläumsfeier der Bausparkasse Wüstenrot im Wüstenrot-Magazin abgedruckt: Kirchschräger schließt an die Ideologie der 50er Jahre an; das Haus ist der Reproduktionsort der Frau und der Rekreationsraum des Mannes. Erst das eigene Haus im Grünen, die Bindung an Familie, Grund und Boden würde den Arbeiter zu einem verlässlichen und vollwertigen Mitglied der Gesellschaft machen (Zinganel 2001).

⁸¹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999, S 230.

Und, wie eine Analyse der österreichischen Wüstenrot-Werbung zeigt, wird der Eigenheimbesitzer nicht nur als guter Bürger, sondern auch als verlässlicher Staatsbürger stilisiert:

Das Wüstenrot-Magazin stellte (...) eines der bedeutendsten Informationsmedien für die Häuslbauer in Österreich dar. Von der Bausparberatungstätigkeit abgesehen wirkten die darin veröffentlichten Geschichten über Häuslbauerschicksale und die abgebildeten Eigenheime dieser Häuslbauerfamilien stil- und gemeinschaftsbildend: in den unmittelbaren Nachkriegsjahren scheint vielmehr die Integration in die Familie der Häuslbauer im Vordergrund zu stehen, als jene in die Gemeinschaft der 2. Republik. Nach 1955 wird die Identität des neuen Staates äußerst erfolgreich als eine wachsende Familie von Häuslbauern durchgesetzt.⁸²

Als Wohnform bezieht sich der Begriff Eigenheim auf das Einfamilienhaus und das Wohneigentum. Doch werden diese untrennbar vermischt und kulturell aufgeladen, so dass aus der Wohnform Eigenheim ein Lebensideal modernen Wohnens wird. Der Idealtypus Eigenheim verbindet so sämtliche Elemente modernen Wohnens, nämlich die Emotionalisierung der Wohnung als Ort der Familie durch Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, die Symbolfunktion der Wohnung als Ort der symbolische Repräsentation des sozialen Status, die Stilisierung der Wohnung als Gegenort zur Arbeitswelt durch Trennung von Wohnen und Arbeiten, die Individualisierung durch eigenständige Haushaltsführung sowie die Privatisierung der Bedürfnisbefriedigung. Als Ort der Kleinfamilie, der Nichtarbeit, der Intimität, und der individuellen Selbstverwirklichung im Eigentum verkörpert das Eigenheim die ideale Wohnform der westlichen Zivilisation, die damit zum allumfassenden Lebensstil des modernen Bürgers wird⁸³.

„Elias' These vom Prozess der Zivilisation, der in der Oberschicht beginnend langsam nach unten durchfiltert, nun auch dort allmählich jene Selbstzwänge und Verhaltensdisziplinierungen in Gang setzend, die die zunehmend komplizierteren arbeitsteiligen Verflechtungen zur Voraussetzung

⁸² Zinganel 2001.

⁸³ Häußermann & Siebel 1999, S 13.

haben, legt nahe, die Verbreitung der bürgerlichen Wohnform als eine Seite dieses von oben nach unten verlaufenden Prozesses der Zivilisierung des Individuums zu interpretieren.“⁸⁴

Wie eine englische Studie zeigt, ist die Entscheidung für das Eigenheim selten von rationalen Motiven geprägt. Aphorismen wie “An Englishman's home is his castle.”, “It's yours at the end of the day.”, “If it's yours [then] you [can] do more to it.”, “It's an investment for the future.”, “Renting's [just] money down the drain.” oder “Rent[ing']s [just] dead money.” werden meist unhinterfragt als Begründungen für die Eigenheimentscheidung angeführt⁸⁵

Dies untermauert Bourdieus These, dass der mit der Verbreitung des Eigenheims verbundene Verbürgerlichungsprozess meist zwar nicht unfreiwillig, aber doch unhinterfragt vonstatten geht⁸⁶. Bourdieu sieht in der gesellschaftlich vorgegebenen Eigenheimideologie eine ‚Falle‘ für den Einzelnen. Zwar verspricht das Eigenheim sozialen Aufstieg durch die Aneignung kultureller Symbole sozialer Distinktion, doch kann das Streben nach dem äußerlichen Schein des Aufstiegs sehr leicht zum Fall führen. Nicht nur werden die durch das Eigenheim erhoffte Stabilität bei unvorhergesehenen Veränderungen wie erzwungenem Ortswechsel, Entlassung, Trennung oder Scheidung zum Verhängnis. Auch werde der Einzelne aufgrund der Entfernung der meisten Einfamilienhausgehenden zum Stadtzentrum und zum Arbeitsplatz an der freien Wahl der Freizeitgemeinschaften gehindert. Außerdem erweisen sich viele Häuser im Fall des Verkaufs nicht immer als die erwartete Kapitalanlage⁸⁷. Abgesehen von all diesen praktischen Nachteilen sieht Bourdieu aber genau im Lebensstilaspekt des Eigenheims das größte Problem – die ‚Falle‘:

⁸⁴ Häußermann & Siebel 1999, S 43.

⁸⁵ Vgl. Gurney 1999.

⁸⁶ Mehr zu Bourdieus These des Habitus als kulturelle Prägung des Lebensstils durch das umgebende Feld im 4. Kapitel.

⁸⁷ Vgl. Bourdieu 1998, S 17-35.

„Es [das Eigenheim] hat [...] nach und nach zum Ort der Fixierung aller Besitzungen und Investitionen zu werden; Derjenigen, welche in der - materiellen und psychischen - Arbeit enthalten sind, die zum Akzeptieren seiner von den Antizipationen oft so weit entfernten Realität erforderlich ist. Derjenigen, welche es durch das Besitzgefühl in Gang setzt, das eine Art von Domestizierung der Wünsche und Vorhaben zur Folge hat, so dass diese fortan nicht mehr über die Türschwelle hinausreichen, auf die Privatsphäre beschränkt bleiben ...“⁸⁸

Im Gegensatz zur bürgerlichen Hoffnung auf Emanzipation durch Hausbesitz sieht Bourdieu also vor allem für die unteren Einkommenschichten die Gefahr, dass ein eigenheimzentrierter Lebensstil, der sich auf Haus und Familie konzentriert, den Rückzug aus dem öffentlichen Leben, aus dem politischen Engagement im Staat und aus der Zivilgesellschaft zur Folge haben kann. Die kulturelle Bedeutung des Eigenheims wird also auch politisch interpretiert und teilweise instrumentalisiert, so dass es seit dem Aufkommen der Wohnungsfrage im 19. Jahrhundert ein wichtiges Thema der politischen Diskussion darstellt.

2.3.2 Die Wohnfrage im Spannungsfeld der frühen Gesellschaftspolitik

Mit der Entwicklung der Wohnfrage zu einem der bedeutendsten politischen Probleme des 19. Jahrhunderts wurde Wohnpolitik zur Gesellschaftspolitik und damit zum Brennpunkt der politischen Debatte. Zahlreiche Sozialtheoretiker und politische Vordenker, Architekten und Stadtplaner entwarfen Ideen einer neuen Gesellschaft durch neue Wohnformen. Politiker des sozialistischen wie auch des bürgerlichen Lagers hofften durch eine Veränderung der Wohnsituation ihre politischen Ziele verwirklichen zu können.

Für die konservative Seite stellte die Wohnungsnot der proletarischen Massen Anlass für Besorgnisse über den Verfall der Sitten, die Untergrabung der politischen Stabilität und die Gefahr einer Arbeiterrevolution dar. Viele patriarchalisch-fürsorglich, christlich gesinnte Bürger hegten außerdem ein Gefühl der moralischen Verantwortung für die Gewährleistung normativ

⁸⁸ Bourdieu 1998, S 22.

begründeter Mindeststandards einer menschenwürdigen Existenz in der Gesellschaft, oder zumindest ihrer eigenen Angestellten. Außerdem wurde in dem Massenwohneland eine Gefahr für die Volksgesundheit befürchtet, denn Epidemien würden nicht nur eine ökonomische Schwächung der Arbeitsleistung bewirken, sie würden auch die übrigen Bewohner der Stadt ebenso betreffen wie die Bewohner der Arbeiterviertel. Ab 1850/60 wurde daher das Eigenheim als Mittel zur Erziehung und Stabilisierung – d.h. zur Verbürgerlichung und Zivilisierung - der vom Land zugewanderten, wenig sesshaften, verelendeten Arbeiter entdeckt und politisch gefördert. Von Politikern, Zeitschriften und Sozialengagierten wurde das Eigenheim als Ort der Sesshaftwerdung in der Kleinfamilie propagiert, dessen religiös begründetes vormodernes Idyll der Solidarität und Emotionalisierung dem Einzelnen ein sicheres Bollwerk gegen die von Wettbewerb, Feindschaft und Instabilität geprägte Umwelt der Marktwirtschaft bieten sollte. Die Tugenden der Sparsamkeit, Selbstdisziplin, Eigenverantwortung, Familiensinn und planvollen Lebensgestaltung wurden als Ausweis und Folge der Integration in die bürgerliche Gesellschaft propagiert, und das Eigenheim diente als Mittel und Symbol der Verwirklichung dieses sozialen Aufstiegs⁸⁹.

Doch was für die einen Projektionsfläche bürgerlich-konservativer Träume einer durch Grundeigentum stabilisierten Gesellschaft war, löste bei den anderen Befürchtungen über eine Entpolitisierung der Arbeiterschaft aus. Friedrich Engels veröffentlichte 1872 die Schrift ‚Zur Wohnfrage‘, in der er – wie vor ihm auch andere sozialutopische Vordenker – die Wohnfrage zum entscheidenden Faktor für die Emanzipation der Arbeiterschaft erklärte. Nach sozialistischen Vorstellungen konnte der ‚neue Mensch‘ sich erst in ‚neuen Wohnformen‘ von den Fesseln der bürgerlichen Gesellschaft befreien. In kollektiven Wohneinheiten sollten außerbetriebliche Aufgaben wie die Hausarbeit staatlich bzw. gemeinschaftlich gewährleistet werden. Die optimale Trennung von Produktion und Konsum, von Arbeit und Freizeit sowie die Aufhebung des Stadt-Land-Gegensatzes sollte die Befreiung des Menschen fördern. Stand im Mittelpunkt der bürgerlichen Bestrebungen die Hausfrau als stabilisierendes Element der Familie, so zielten sozialistische

⁸⁹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

Gesellschaftstheorien auf die Befreiung der Frau von Hausarbeit und ihre Gleichstellung im kollektiven Wohnen ab. Dem bürgerlichen Bild der Wohnung als Heimat stellten sozialrevolutionäre Theoretiker das der Wohnung als Maschine entgegen⁹⁰.

„Während im Heimatkonzept die persönliche Aneignung, die Identifikation und die persönliche Verantwortung für die Angehörigen der Kleinfamilie im Vordergrund stehen, werden im Maschinenmodell die Entlastung von Arbeit und Verantwortlichkeit sowie die Befreiung von Verpflichtungen ins Zentrum gerückt.“⁹¹

Elemente beider Konzepte sollten später in das moderne Ideal des konsumorientierten und hochtechnisierten Eigenheims einfließen. Doch im aufkommenden Kapitalismus und politischen Liberalismus des 19. Jahrhundert widmeten sich Theoretiker, politische Vordenker und Wohnreformer jeweils noch ihren eigenen Ideen und Experimenten.

2.3.3 Die Ursprünge des Eigenheims: Theoretiker und erste Wohnexperimente

Mit der Auflösung der Feudalstrukturen und der Bauernbefreiung entstand schon seit dem 17. bzw. 18. Jahrhundert in vielen Teilen Europas eine Diskussion über den freien Zugang zu Boden und die Besteuerung von Bodenrenten durch den regulierenden Staat. In England reklamierte nach John Locke auch Thomas Paine 1796 den Boden als Allgemeingut⁹².

Auch die frühsozialistischen Vordenker des 19. Jahrhunderts, kamen vor allem aus Frankreich und England, wo sie ihre sozialutopischen Modelle neuer in Siedlungsstrukturen eingebetteter Lebens- und Arbeitsformen entwickelten und teilweise auch verwirklichen konnten. Charles Fourier stellte 1808 sein Modell kollektiver Produktivassoziationen vor. Die sogenannten ‚Phalangen‘ sollten als Gemeinschaftshäuser errichtet und Wohnfunktionen kollektiv als Infrastruktureinrichtungen organisiert werden. Nach Fouriers Vorbild gründete der Unternehmer Jean Baptiste Godin 1859 bei

⁹⁰ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

⁹¹ Häußermann & Siebel 1999, S 90.

⁹² Deutsch 1999.

seiner Eisengießerei in Guise ein sogenanntes 'Familistere'. Entgegen Fourniers ursprünglicher Idee wurde darin aber die Familie als Wohneinheit nicht aufgelöst, sondern lediglich durch Infrastruktureinrichtungen unterstützt⁹³. Ein weiterer Unternehmer, Robert Owen gründete 1816 bei seiner Baumwollspinnerei in New Larnak (Schottland) die „Institution for the formation of character“, ein Industriedorf mit großen Wohnungen und Gemeinschaftsküchen. 1825 startete Owen ein weiteres Experiment in New Harmony, Indiana, scheiterte aber damit und verkaufte es 1828⁹⁴.

Auch der Großteil der eher konservativ eingestellten Fabriksbesitzer experimentierte mit dem Arbeiterwohnungsbau, doch weniger aus emanzipatorischen als aus paternalistischen Motiven. Die im 19. Jahrhundert erbauten Werksiedlungen wurden als soziale Leistungen für die eigene Arbeiterschaft verstanden, die vor allem die Produktivität steigern sollten. Sie wurden oft mit christlich-sozialem Moral- und Verantwortungsgefühl begründet, entstanden aber vor allem auch aus der Notwendigkeit des Transportmangels bei Ansiedlung der Industrie an der Peripherie. Es entstand so vor allem in den abgelegenen Industriegebieten eine Mischung von Wohnen und Arbeiten, wobei aber mit der Entwicklung ausreichender Transportinfrastruktur die räumlichen Aspekte gegenüber den organisatorischen in den Hintergrund traten. Ein wichtiges Element der Werksiedlungen blieb aber das Haus mit Garten, das die Gartenarbeit als Gegengewicht zur Fabrikarbeit ermöglichte, sowie die Möglichkeit des Kaufs – beides Elemente, die das Verantwortungsgefühl und die Sesshaftigkeit des Arbeiters und damit sein Verbleiben am Arbeitsplatz fördern sollten⁹⁵.

⁹³ Das ‚Familistere‘ wurde 1880 in eine Genossenschaft übergeführt, bis zum Zweiten Weltkrieg erfolgreich fortgesetzt und ist heute ein Museum (Häußermann & Siebel 1999).

⁹⁴ Vgl. Häußermann & Siebel 1999; Jost 1999.

⁹⁵ Wichtige Beispiele von Werksiedlungen wurden etwa in England von Sir Titus Salt (Saltaire 1851), Lever (Port Sunlight 1888), Cadbury (Bournville 1895: „factory in a garden“) verwirklicht, in Deutschland durch Krupp in Essen, in Frankreich durch Dollfus (1853 cite ouvriere in Mulhouse, Alsace), sowie mit Einschränkung auch Godins Familistere in Guise (Jost 1999).

Aufgrund des fehlenden Interesses der Arbeiterklasse sowie des Mangel an finanziellen Mitteln und räumlichen Umsetzungsmöglichkeiten spielten die sozialutopischen Modelle des frühen 19. Jahrhunderts allerdings in der Praxis lediglich in Form vereinzelter, ‚von oben‘ gesteuerter Experimente einiger idealistischer Großindustrieller eine Rolle. Schließlich war es dann aber Ebenezer Howards Gartenstadt, ein erstes - weitgehend unpolitisches und umfassend praxisorientiertes - Raumplanungskonzept, das die Entwicklung des modernen Wohnens auf Jahrzehnte hinaus prägen sollte. Als Antwort auf das ungelöste Wohnelend in den Städten des späten 19. Jahrhunderts forderte Howard die räumliche Umverteilung der Stadtbevölkerung in neuen, wie Maschinen organisierten und geplanten Siedlungsformen. Der Antagonismus zwischen Stadt und Land sollte in den neuen Gartenstädten aufgehoben werden, um die Vorteile beider Lebensformen in einer neuen Siedlungsform zu vereinen, die gesunde und menschenwürdige Lebensverhältnisse für alle in gleicher Weise bieten würde.

Dazu sollte das Wachstum der neuen Siedlungseinheiten in Bezug auf Einwohnerzahl und Fläche begrenzt werden, so dass jeweils ein Sechstel Siedlungsfläche von fünf Sechstel Freifläche umgeben würden. Grund und Boden sollte in Gemeindeeigentum verwaltet werden, damit die Erschließung durch Bebauung der Allgemeinheit zugute käme und Immobilienspekulation verhindert würde. Die Bodenaufteilung wurde von Howard streng funktional geplant, und zwar sollte jede Gartenstadt in konzentrischen Kreisen um das Zentrum herum sowie entlang von sechs Ausfallachsen strukturiert sein. Bei Bevölkerungszustrom müssten nicht einzelne Städte erweitert oder verdichtet, sondern immer neue Gartenstädte geschaffen werden. Die durch perfekt ausgebaute Verkehrswege miteinander verbundenen Siedlungseinheiten müssten aber immer durch einen Grün- und Landwirtschaftsgürtel getrennt bleiben. Ergebnis des Prozesses wäre eine vollständig kultivierte Landschaft, die von einem Netzwerk von durch Eisenbahngleise verbundenen Zentralstädten und Nebenstädten, symmetrisch wie eine Maschine strukturiert ist ⁹⁶.

⁹⁶ Vgl. Jost 1999.

“Eine Gartenstadt ist eine Stadt, die für gesundes Leben und für Arbeit geplant ist; groß genug, um ein volles gesellschaftliches Leben zu ermöglichen, aber nicht größer; umgeben von einem Gürtel offenen (landwirtschaftlich genutzten) Landes; die Böden des gesamten Stadtgebietes befinden sich in der öffentlichen Hand oder werden von einer Gesellschaft für die Gemeinschaft der Einwohner verwaltet.”⁹⁷

Die Gründung einer Reihe nationaler und internationaler Gartenstadt- und Stadtplanungsgesellschaften sowie 1914 der in London ansässigen “International Garden Cities and Town Planning Association” zeugt von der internationalen Tragweite der Gartenstadtidee. Unter Howards Mitarbeit wurden auch die ersten Planungsprojekte 1903 in Letchworth von den Architekten Raymond Unwin und Barry Parker sowie 1919 in Welwyn von Louis de Soisson umgesetzt. Aufgrund von Problemen mit der Finanzierung und mit der Umwandlung des Landes in Kommunalbesitz entstand aus den geplanten Lebensmodellen aber im Endeffekt eine Fortführung der Werkbundsiedlungen. Es musste zunehmend auf Marktinteressen Rücksicht genommen, in Freiflächen expandiert werden und schließlich wurden die Siedlungen in den breiten Gürtel der Londoner Vorstadt inkorporiert. Doch auch wenn das Gartenstadtkonzept nicht wie von Howard ursprünglich beabsichtigt, realisiert wurde, war die zugrunde liegenden Idee des ‚Stadt-Landes‘ und der funktionalen Planung weiterhin von entscheidender Bedeutung.

“Die Beispielwirkung, die Howard mit seinen verwirklichten Gartenstädten anstrebte, trat weder in England noch auf dem Kontinent ein. Die Gartenstadtidee blieb letztendlich eine Privatsache, die öffentliche Hand setzte Howards Modell nicht in die Tat um. Es ging allerdings später u.a. in die Ausarbeitung für die Londoner Regionalplanung, besonders in Form der ‘New Towns’ und des ‘Grüngürtels’ ein und hatte großen Einfluss auf die zukünftige englische Stadtplanung [...]. Mit der Gartenstadtidee waren zugleich Grundgedanken wie Funktionstrennung, Verkehrserschließung, aufgelockerte Bauweise u.s.w. geboren, die in der Folge den modernen

⁹⁷ Vgl. ‚Garden City and Town Planning Association‘ unter Beteiligung E. Howards, 1919, zit. n. Jost 1999, S 39.

Städtebau stark beeinflussten. Obwohl nur zweimal realisiert, wirkte sie fort und floss in das seither allerorten ausprobierte Konzept des nach Licht, Luft und Sonne orientierten Siedlungsbaus seit den zwanziger Jahren ein.”⁹⁸

Im Rahmen der Bestrebungen nach Volksgesundheit und menschenwürdigem Wohnen für alle spielte außerdem die Siedlerbewegung eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der Eigenheimideologie. Zur Lösung des Wohnungselends schlug Victor Aimee Huber 1846 den Bau von Kleinhaus-siedlungen vor. Jede Arbeiterfamilie sollte ein Stück Freiland für den Hausbau zur Verfügung gestellt bekommen. Finanzierbar sollte das Programm werden, indem die Häuser in Bauweise und Standard auf ein medizinisch begründetes Minimum reduziert und durch Selbsthilfe errichtet würden. Die Grundstückskosten sollten durch Ausweichen ins billigere Umland reduziert und teilweise von großzügigen Mäzenen übernommen werden. Allerdings scheiterte die Flucht aus dem Moloch Großstadt zunächst an der fehlenden Verkehrsinfrastruktur, am Kapitalmangel auf Seiten der Arbeiter und am fehlenden Interesse der bürgerlichen Investoren. Erst in der Weltwirtschaftskrise der 20er und 30er Jahre erlangte die Idee der Selbsthilfe wieder an Bedeutung. Obdachlose und Arbeitslose sahen im sogenannten ‚Schrebergarten‘ die Möglichkeit, von staatlicher Unterstützung und marktwirtschaftlichen Notlagen unabhängig zu leben. Selbst- und Nachbarnschaftshilfe beim Bau des Hauses, sowie landwirtschaftliche Eigenproduktion im Garten versprachen ein familiäres Leben in Autarkie. Ist der Schrebergartenbesitzer zwar in seinem Berufsleben wenig eigenbestimmt, in unübersichtliche Strukturen eingebunden, so stellen doch Haus und sein Garten einen Ort der Selbstbestimmung und Privatheit dar. In Deutschland führte dieses Bedürfnis gepaart mit der Not der Weltwirtschaftskrise teilweise so weit, dass Freiland teilweise besetzt wurde, bis die Grundstücke schließlich offiziell von den Gemeinden an die Siedlungsvereinigungen übergeben wurden⁹⁹. Auch in Österreich stellten die verschiedenen (Gebiets)körperschaften kleine Parzellen auf ihren Grundstücken zur Verfügung, die meist durch Dauerpachtverträge an die Angestellten vergeben

⁹⁸ Jost 1999, S 32.

⁹⁹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

wurden. Die zugrundeliegende Idee der räumlichen Dezentralisierung zeugte von der angesichts zunehmender industrieller Zentralisierung zu jener Zeit aufkommenden agroromantischen Großstadt- und Technikfeindschaft.

“Die mit der Verbreitung des Kleinhauses verbundene Senkung der Bewohnerdichte und Dezentralisierung der Siedlungsstruktur bot Anknüpfungspunkte für verschiedenste großstadtkritische Überlegungen. In der Befürwortung dieses Modells der Überwindung bzw. Weiterentwicklung großstädtischer Strukturen mischten sich rückwärtsgewandte agrarromantische, auf eine Subsistenzökonomie der Privathaushalte zielende und emanzipatorische Vorstellungen, die beide auf Überwindung des Gegensatzes von Stadt und Land abzielten.“¹⁰⁰

Konfrontiert mit den Forderungen des ‚kleinen Mannes‘ nach realistischen Verbesserungen der Wohnsituation wandte sich die Arbeiterbewegung allmählich von den revolutionären Utopien der Frühsozialisten ab. Nach dem Vorbild der bürgerlichen Wohnformen wurde das gesunde Wohnen im Grünen zum Wohnideal der Arbeiterfamilie. Wohnungspolitisches Ziel des österreichischen Wohlfahrtsstaats war es ab nun, dieses Wohnideal möglichst für alle Teile der Bevölkerung zu ermöglichen.

2.3.4 Österreichische Wohnungspolitik zwischen Gemeinnutzen und Eigentum

Angesichts der Anziehungskraft der Idee des kleinfamiliären Wohnens in gesunder Umwelt, war es das wohnungspolitische Ziel der ersten und zweiten Republik, dieses Ideal für einen möglichst großen Teil der Bevölkerung zu verwirklichen. Politische Auseinandersetzungen gab es ab jetzt nicht mehr über die Wohnform, sondern lediglich über die Art und Weise der Umsetzung. Während von sozialdemokratischer Seite lange Zeit eher der gemeinnützige Wohnbau und die Rechtsform der Miete - die Gemeindeförderung - bevorzugt wurde, setzten konservative Politiker voll auf das ‚Eigenheim für alle‘ – Wohneigentum im Einfamilienhaus. Gemeinsam war beiden Lagern, dass sie damit vor allem ihre jeweilige Klientel ansprachen, auf der einen Seite die unteren Gesellschaftsschichten in den Städten, auf

¹⁰⁰ Häußermann & Siebel 1999, S 125.

der anderen die eher konservativ eingestellten bäuerlichen Schichten wie auch die städtischen Mittel- und Oberschichten, das Besitzbürgertum.

Abgesehen von der Entstehung der Kleinsiedlungen, war die Zwischenkriegszeit vor allem von der Wohnungspolitik im Roten Wien dominiert. International als beispielhaft angesehen, startete die Wiener Sozialdemokratische Regierung ein umfassendes gemeinnütziges Mietwohnungsbauprogramm, das das jahrzehntealte Problem der Wohnungsnot endlich lösen sollte. So verkündete der Wiener Bürgermeister Jakob Reumann 1919 vor dem Gemeinderat:

„Wir wollen das große Werk beginnen, die Gemeinde zur Herrin von Grund und Boden zu machen, allen Bewohnern ein entsprechendes Heim zu schaffen.“¹⁰¹

In den zwanziger und dreißiger Jahren sowie in der Nachkriegszeit wurden tausende von gemeindeeigenen Mietwohnungen geschaffen; Gemeinschaftseinrichtungen wie Waschküche, Kindergarten und Seniorentreff wurden in den Gemeindebauten errichtet; den Hausfrauen wurden Belehrungen über Haushaltsführung und Kindererziehungen gegeben. Insgesamt nahm die Wohnpolitik als Bevölkerungspolitik einen stark professionell-institutionalisierten Aspekt an und wurde durch ein dichtes Netz von Kontroll- und Fürsorgeeinrichtungen ergänzt, so dass das Leitbild des ‚Sozialen Wohnens‘ in Wien bis heute untrennbar mit dem Bild der ‚Mutter Gemeinde‘ verbunden ist.¹⁰²

Nach dem Krieg wurden die öffentlichen Wohnbauinvestitionsprogramme von der sozialdemokratischen Regierung als Konjunkturausgleichsmaßnahmen im Rahmen der keynesianischen Wirtschaftspolitik bis in die 70er Jahre durchgeführt. Doch das Wohnbauförderungsgesetz von 1968 bewirkte einen ersten Einschnitt in den gemeinnützigen Wohnbau der Nachkriegszeit. Die öffentlichen Direktinvestitionen in den sozialen Wohnbau sind durch eine Wohnbauförderung ersetzt worden, die sowohl auf Mieten als auch auf Eigentumsverhältnisse anwendbar ist. Infolge der steigenden

¹⁰¹ zit. n. Weber 1998, S 33.

¹⁰² Vgl. Deutsch 1999; Häußermann & Siebel 1999.

Unzufriedenheit mit der korporatistisch-klientelistischen Bürokratie der gemeinnützigen Wohnwirtschaft, aber auch begünstigt durch die Werbung der Bausparkassen, wendete sich die Publikumspräferenz verstärkt der Eigentumsbildung zu.¹⁰³

Begünstigt durch die ländlichen Siedlungsstrukturen und die weitgehend fehlende Flächenwidmungspolitik werden die kleineren Gemeinden ab den späten Sechzigern, frühen Siebzigern vom Eigenheimboom geradezu überrollt. Zwar hatten die anarchistisch-traditionellen Inhalte der Siedlerbewegung schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit vermehrte Anhängerschaft gewonnen, denn die Möglichkeiten der Selbstversorgung im Gemüsegarten, schnellerer Wiederaufbau und wertbeständige Investition sprachen in Notzeiten eindeutig für das Eigenheim. Doch erst in den 60er und 70er Jahren ermöglichte der wirtschaftliche Aufschwung die Realisierung des Eigenheimtraums für breite Bevölkerungsschichten, so dass Österreichs Eigenheimquote damals weit über den europäischen Durchschnitt hinauswuchs.¹⁰⁴

Dies wurde unter anderem durch politische Maßnahmen in den Bereichen Steuerpolitik, Wohnbauförderung, Raumordnungs- und Bodenpolitik, Geld- und Kreditwesen, Mietenregulierung, sozialer Wohlfahrtsstaat sowie öffentliche Informationskampagnen direkt oder indirekt unterstützt. Zum Zweck einer besseren Orientierung werden im Folgenden die wichtigsten gesetzlichen Neuerungen aus der von Zinganel erstellten Tabelle der österreichischen Eigenheimpolitik in Auszügen wiedergegeben¹⁰⁵:

1953: Das Einkommenssteuergesetz macht Bausparverträge steuerlich absetzbar.

Im Jahr darauf werden die steuerlich absetzbaren Sonderausgaben von öS 2.000.- auf öS 7.500.- jährlich erhöht.

1954: Das erste Wohnbauförderungsgesetz mit den auch heute noch praktizierten Förderungsmodellen wie Darlehen, Annuitätenzuschüssen

¹⁰³ Vgl. Deutsch 1999; Häußermann & Siebel 1999.

¹⁰⁴ Deutsch 1999; Häußermann & Siebel 1999, Zinganel 1999.

¹⁰⁵ Vgl. Zinganel 2001.

und direkten Baukostenzuschüssen begründet die Wohnbauförderung neuen Typs.

1956: Salzburg erlässt als erstes Bundesland ein Raumordnungsgesetz, als letztes Bundesland wird 1974 die Steiermark folgen. In Wien stellt die Wiener Bauordnung die Grundlage für die Raumordnung dar.

1964: Eine Einkommensteuergesetzesnovelle begünstigt Grunderwerb, wenn binnen 5 Jahren bauliche Tätigkeiten begonnen werden. Es kommt daraufhin zu 71.000 Neuabschlüssen von Bausparverträgen.

1968: Das neue unter der ÖVP Alleinregierung beschlossene Wohnbauförderungsgesetz räumt den Ländern, die schon bisher für den Vollzug des Gesetzes zuständig waren, mehr Spielraum bei der Gestaltung der Förderungen ein. Im Mittelpunkt steht weiterhin eine dezidierte Mittelstandsförderung.

1972: Eine neuerliche Novelle des Einkommensteuergesetzes effektiviert die Bauspar-Förderung. Statt der Zumessung von Steuerfreibeträgen wird von der SPÖ-Alleinregierung unter Bruno Kreisky eine von der Steuerleistung unabhängige Prämienausschüttung eingeführt; damit wird diese Sparform auch für Bezieher niedriger Einkommen interessant. Dies führt zu 300.000 Neuabschlüssen.

1974: Salzburg beginnt, historisch oder architektonisch bedeutsame Gemeinden dem Ortsbildschutzgesetz zu unterstellen.

1980: Die Bausparprämien werden nach 1976 neuerlich herabgesetzt, da die gewaltige Nachfrage nach dieser Sparform an die Grenzen der Finanzierbarkeit stößt.

1984: Das Wohnbauförderungsgesetz wird zum dritten Mal neu gestaltet: Die Kompetenzen der Länder werden weiter ausgebaut, indem etwa bei Laufzeit, Verzinsung und Tilgungsplänen nur mehr grobe bundesgesetzliche Rahmenbedingungen vorgegeben werden. Weiters entwickelt die niederösterreichische Landesregierung als erste ein spezielles Förderungsprogramm für Dorferneuerung: Dabei stehen nicht mehr rein optische "Behübschungsmaßnahmen", sondern vielmehr Fragen der Ortsbildplanung, der Infrastruktur und der architektonischen Umgestaltung im Zentrum des

Interesses. Im folgenden Jahrzehnt folgen alle anderen Bundesländer dem niederösterreichischen Vorbild.

1988: Die Wohnbauförderung wird endgültig zur Landessache, die meisten Bundesländer verändern die Förderungsinstrumentarien aber nicht und setzen wie gehabt auf zinsgünstige Darlehen.

1990: Der Bestand an Ein- und Zweifamilienhäusern in Österreich hat sich seit 1950 vervierfacht, die Einkommenshöhe - inflationsbereinigt - verdrei-einhalbfacht. Die Förderungen für energiesparende Maßnahmen beim Hausbau werden aus der Bundeskompetenz hin zu den Ländern verlagert; Oberösterreich bindet diese Förderungen als erstes Bundesland in die Instrumentarien der Wohnbauförderung ein, weitere Bundesländer folgen.

1991: Nach der Steiermark und Oberösterreich gibt es nun auch im Burgenland Zusatz-Förderungen für verdichtete Bauweise.

1992: Aufgrund der großen Anzahl an Kleinstädten und historischen Städten ruft Niederösterreich als bislang einziges Bundesland eine vom Budget der Dorferneuerung getrennte Stadterneuerungsbewegung ins Leben. Alternative Energiesysteme wie Sonnenkollektoren oder Hackschnitzelheizungen werden in Niederösterreich und im Burgenland von nun an durch einen Direktzuschuss von bis zu 30% der Kosten gefördert.

1994: Nachdem die Raumordnungsgesetze die Zersiedelung nicht verhindern konnten, ringt sich Tirol zu einem neuen, rigiden Raumordnungsgesetz durch. Das TiROG 94 schränkt die Zersiedelung durch Bauland-Spekulation, durch Einfamilienhäuser für weichende Erben in der Landwirtschaft, durch Zweitwohnsitze, Hotels und Pensionen, die mit dem Tourismusboom seit den 60er Jahren entstanden sind, stark ein.

1996: Mit dem Sparpaket werden die Bausparprämien von acht auf fünf Prozent gekürzt. Mehr als fünf Millionen Inhaber von Bausparverträgen sind davon betroffen. Die gleichzeitig sinkenden Zinsen führen zu einer Umschichtung der Baufinanzierung hin zu Bankkrediten. Außerdem werden in

der neuen Wiener Bauordnung neue Grenzwerte für energiesparendes Bauen festgelegt.¹⁰⁶

Aus der tabellarischen Zusammenfassung der österreichischen Eigenheimpolitik wird ersichtlich, dass der Eigenheimmarkt nicht nur stark von gesellschaftspolitischen Entwicklungen und Maßnahmen der Wohnförderung beeinflusst wird, sondern vor allem auch durch die Bausparkassen. Neben den gesetzlich geregelten Bedingungen der Bausparverträge haben vor allem auch aktive Werbe- und Marketingkampagnen der Bausparkassen und Kreditinstitute die Eigenheimnachfrage immer wieder nachhaltig beeinflusst. So wird für den deutschen Markt etwa die Ablösung der verbilligten Bausparverträge durch Wohnbaukredite zu normalen Marktpreisen mit der Übersättigung des Bausparkassensystems und der Weltwirtschaftskrise ab Mitte der 70er Jahre begründet.¹⁰⁷ Aber auch im französischen Kontext führten aggressive Werbemaßnahmen vermehrt zu Fehlkalkulationen von Seiten der weniger bemittelten Privatkunden.¹⁰⁸ Ab Anfang der 80er kam es daher in Deutschland vermehrt zu Konkursen privater Häuslbauer sowie zu Hauspfändungen.¹⁰⁹ Ähnliche Entwicklungen sind auch für Österreich anzunehmen, allerdings dürften sich Fehlkalkulationen vor allem in den Tourismusregionen durch die Einnahmen aus der Zimmervermietung weniger stark auswirken.

Abgesehen von Bausparkassen und Kreditinstituten kommt gerade in den kleineren Gemeinden Österreichs diversen Ortsbildverschönerungsaktionen und Blumenschmuckwettbewerben eine wichtige Funktion bei der Förderung des Eigenheimgedankens zu. Ab den achtziger Jahren etablieren sich vermehrt Baumärkte und Fertigteilhausanbieter auf dem österreichischen Markt und übernehmen wichtige Funktionen als Werbeträger für das Eigenheim.¹¹⁰

¹⁰⁶ Zinganel 2001.

¹⁰⁷ Häußermann & Siebel 1999.

¹⁰⁸ Vgl. Bourdieu 1998.

¹⁰⁹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

¹¹⁰ Vgl. Zinganel 2001.

2.4 Die Ästhetik des Eigenheims: Entwicklung von Architektur und Wohngeschmack

Die Ästhetik des Eigenheims ist geprägt vom Versuch der Kombination unterschiedlicher und in sich widersprüchlicher Wohnbedürfnisse. Die unterschiedlichen Konzepte von Wohnen repräsentieren einerseits den Wunsch nach Geborgenheit sowie nach einer beständigen räumlichen und sozialen Heimat, andererseits soll die Wohnung aber als durchtechnisierte Haushaltsmaschine die ungehinderte individuelle Entfaltung ermöglichen und von Bindungen und Verpflichtungen, Hausarbeit und Familie entlasten.¹¹¹ Diese gegensätzlichen Wohnbedürfnisse sind ebenso in der Entwicklung der modernen Siedlungsformen zwischen Land und Stadt, Bebauung und Grünfläche nachvollziehbar, wie in der Ästhetik des Eigenheimstils zwischen den Polen einer funktionalistischen Bauweise und eines traditionell-ländlichen Stils.¹¹²

2.4.1 Moderne Siedlungskonzepte zwischen Stadt und Land

Die Architektur- und Planungsgeschichte der Einfamilienhaussiedlung geht auf die Formulierung und Umsetzung neuer Reformkonzepte wie der Gartenstadt zurück. Der Leitidee der vorindustriellen Stadt und dörflicher Vorbilder folgend stellte die Idee der Selbstversorgung aus dem privaten Kleingarten, der direkt an jedem Haus oder in unmittelbarer Nähe jeder Wohnung liegen sollte, einen ersten Bruch mit der Großstadt des 19. Jahrhunderts dar. Daraus entwickelten sich die verschiedenen Formen und Konzepte des modernen Städtebaus, konkretisiert erstmals in den funktionalistischen Wohnsiedlungen der zwanziger Jahre und später in den gegensätzlichen Siedlungsformen der Großsiedlung und der Eigenheimsiedlung verwirklicht.

Als Lösung der Wohnungsfrage werden ab den zwanziger Jahren kostengünstige und standardisierte Bauformen entwickelt. Vor allem die Berliner Bauhaus Architektur entwickelte Planungen, die durch funktionelle Differenzierung zwischen öffentlichen und privaten Flächen, zwischen Wohn-

¹¹¹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

¹¹² Vgl. Flagge 1999.

Arbeits- und Freizeitwelt sowohl innerhalb der Wohnungen als auch außerhalb gekennzeichnet sind. In einer Zeit fordistischer Massenproduktion haben auch im Wohnungsbau objektbezogene Normierung und Standardisierungen von Einrichtung, Wohngröße, Aufteilung der Räume Vorrang vor den individuellen Bedürfnissen der Bewohner. Wohnungen werden zum industriellen Massenprodukt, zugeschnitten auf den Einfamilienhaushalt bestehend aus den Eltern mit zwei Kindern. Nach dem Leitbild ‚Licht, Luft, Sonne für jedermann‘ konzipierten die Bauhaus-Architekten ursprünglich zwar eher kleinere Wohnhäuser und teilweise auch Einfamilienhäuser, doch wandte man sich im Rahmen des sozialen Wohnbaus zunehmend der kostengünstigeren Geschossbauweise zu. Der Großstadt des 19. Jahrhunderts werden ab den zwanziger und dreißiger Jahren monofunktionale standardisierte Wohnsiedlungen ohne Zentralität entgegengesetzt, in denen Freiflächen nicht mehr als Privatgarten, sondern gemeinschaftlich genutzt werden.¹¹³

Die Entwicklung des modernen Massenwohnbaus kulminiert schließlich im Bau der Großsiedlungen und Satellitenstädte der sechziger und siebziger Jahre. Diese neuen künstlichen Städte stehen quasi in der Landschaft, wobei öffentliche und halböffentliche Freiflächen dominieren. Mit hohen Einwohnerdichten, hohen Geschosszahlen, teilweiser Funktionsmischung und dementsprechender Ausbildung von Zentren rund um die lokalen Versorgungseinrichtungen weist die ‚Stadt im Garten‘ vermehrt urbane Elemente auf. Insgesamt ergibt sich daher eine gegliederte und aufgelockerte städtische Siedlungsstruktur mit Tendenzen in Richtung von ‚Urbanität durch Dichte‘.¹¹⁴

Im Gegensatz dazu entwickeln sich die Eigenheimsiedlungen im Rahmen vorstädtischer Immobilienprojekte, die zwar das Gegenbild der Stadt darstellen, die bestehende Stadt aber nicht in Frage stellen, sondern infrastrukturell und raumplanerisch daran anschließen. In diesem Wohnbau-segment feiert das Privatgrundstück mit Garten seine Renaissance, doch

¹¹³ Vgl. Deutsch 1999; Häußermann & Siebel 1999; Jost 1999.

¹¹⁴ Vgl. Deutsch 1999; Jost 1999.

dient der Garten nicht mehr wie ursprünglich in den Konzepten der Siedlerbewegung und der Gartenstadt zu Zwecken der Selbstversorgung, sondern zur Erholung von den Anstrengungen der Großstadt, zum Grillen, in der Sonne Sitzen und Spielen. Vor allem jungen Familien werden alternative Standorte zur Stadt angeboten, die Wohnqualität trotz Stadtnähe ermöglichen.¹¹⁵

2.4.2 *Eigenheimästhetik zwischen Funktionalismus und traditionell-ländlichem Stil*

Die Entwicklung von den kleinen Selbstversorgersiedlungen der Nachkriegszeit bis zum qualitätsvollen Eigenheim der Gegenwart lässt sich anhand der periodischen Vielfalt von Architektur- und Geschmacksstilen österreichischer Einfamilienhäuser nachvollziehen.

Die unmittelbar nach dem Krieg gebauten Häuser tragen – nach dem architektonischen Funktionalismus der zwanziger Jahre – das Wiederaufleben der konservativen Moderne weiter. Als Hausmodelle werden in den 50er Jahren bewährte Beispiele der nationalsozialistischen Zeit weiterverwendet, die in den konservativen Modellen der Moderne¹¹⁶ ihre Vorläufer hatte. Kompakte, einfache Hauskörper, meist mit Steildach wurden nach Standardgrundrissen gebaut. Die solchermaßen ästhetisch kultivierte Nachkriegsarmut fand sich auch in der bescheidenen Ausstattung der Häuser wieder. Gärten waren vornehmlich dem Gemüseanbau, den Obstbäumen und der Kleintierhaltung für die überlebensnotwendige Selbstversorgung vorbehalten.

Die stilisierte Bescheidenheit wurde in den sechziger Jahren von Leitbildern wie Modernität und Mobilität verdrängt. In Anschluss an die architektonische Moderne der Vorkriegszeit wurde eine diffuse Internationalität zum Symbol für Demokratie und Offenheit des Nachkriegsösterreichs. Gegen

¹¹⁵ Für eine periodische Beschreibung von Stadterweiterungsformen siehe Jost 1999, S81-82.

¹¹⁶ Zu den konservativen Architekten der Moderne werden etwa Muthesius, Tessenow, Schmitthenner, Ostendorf und die süddeutsche Schule der zwanziger Jahre gezählt (Zinganel 2001, zit. n. Steiner 1998).

die dumpfe, konservative Kontinuität setzte sich das Bild des modernen Hauses durch, symbolisiert durch Begriffe wie Bungalow, Blumenfenster und Swimmingpool. Unter dem Leitbegriff Funktionalität wurden meist zweigeschossige Einfamilienhäuser mit eingeschnittenen Balkon im ersten Stock, einer Terrasse darunter und einem flachen Satteldach gebaut. Die Urlaubsbilder der "Villa am Meer" verführten zur genussreichen Nutzung des Außenraums des Hauses mit Naturstein-Terrassen; das Flachdach war kein Tabu mehr; der Bungalow mit Swimmingpool und Hollywood-Schaukel und die amerikanische Küche mit elektrischen Haushaltsgeräten waren Zeichen und Ergebnisse einer ersten konsumistischen Welle, die aber immer wieder Verbindungen mit der rustikalen Regionalität einging.

Die ökologische Wende der siebziger Jahre bezeichnet den Bruch der Modernität, aber gleichzeitig führen der Boom des Massentourismus und das Auftreten der Heimwerkerbewegung zu einer Decodifizierung und zu einem parallelen Wildwuchs von dispersen Modellen des Eigenheims. Mit der Etablierung von Baumärkten beginnt eine unüberschaubare Lawine von Produkten und Ausstattungsteilen, die Verbindlichkeit des Stils löst sich zugunsten einer 'anything-goes' Einstellung auf. Als Restelement der Modernität wird der berühmte "Eternit-Hut" - ein ausladendes, komplett mit dunklen Schindeln verkleidetes Obergeschoß - zum Bild der siebziger Jahre. Als Gegenströmung entsteht eine Ortsbilddiskussion, in der Städter, entsetzt über die ästhetische Entwicklung der Dörfer, eine neue Ursprünglichkeit herbeisehnen.

In den achtziger Jahren werden Schönheit und Harmonie zu den prägenden Zielen der postmodernen Ästhetik. Architektur wird zu einem wichtigen Thema der öffentlichen Diskussion, auch für Häuslbauer. Kreativität ist gefragt und sie soll sich in möglichst individuellen Formen ausdrücken. Die "neue Schönheit" im Wohnungsbau drückte sich in einer Tendenz zum angepassten Bauen und der vermehrten Rücksicht auf die Umgebung aus. Nicht zuletzt auch befördert von den Interessen der Tourismusindustrie werden eigene "Landesidentitäten" für Hausformen erfunden, die so-

nannten "ortsüblichen Bauformen" sollen durch Ortsbildaktionen einen neuen ästhetischen Regionalismus entstehen lassen¹¹⁷.

Die neunziger Jahre sind schließlich das Jahrzehnt der Fertighausindustrie, die das Haus als Ware in eine künstliche Landschaft stellt. Im zunehmenden Wettbewerb der Gemeinden entsteht ein Mosaik an Siedlungsformen von Urban Sprawl bis künstlichem Regionalismus. Als ob jede Konvention verloren wäre, werden alle Elemente der vergangenen Jahrzehnte amalgamiert. Das, was in den 80er Jahren in den postmodernen Baufibeln als regionale Identitäten vorgeschrieben wurde, löst sich nun unkontrollierbar und flächendeckend auf. Das finnische Holz-Blockhaus steht neben der Villa mit Künstlersäulen, das Fertighaus im amerikanischen Südstaaten-Stil neben dem neorationalistischen Architektenentwurf.¹¹⁸

In der Sprache des Eigenheimmarkts werden die jeweiligen Stile mit unterschiedlichen Begriffen und Synonymen besetzt, die das Haus im Bewusstsein des Käufers zu einem Kunstwerk der Selbstverwirklichung gestalten sollen. So dienen etwa poetisierende Wörter wie "Mysterium", "Zauber", "Natur", "Proportionen", "Tradition", "Region", "Scholle", "Heim", "Räume", "Volumen", "Patio", "Mezzanin", "Pergola", "Barbecue", "Außenschornstein", "Holzbalken", "Terrakotta", "römische Dachziegel", "Seele", "Kaminecke", "Geschichte" zum Transport der jeweiligen symbolischen Verklärungen. Ziel dieser Werbetechniken ist es, dass im Verkaufsgespräch die

¹¹⁷ War all die vorhergehenden Nachkriegsjahrzehnte das Tiroler-Haus und Salzburger-Haus mit seinem weitausladenden Dach und den alpinen Accessoires das führende Leitbild, so wurde dieses von erfundenen Regionalismen abgelöst. Ortsbildaktionen wurden zum Programm, und besonders in Ostösterreich entstand eine seltsame Mutation. Das Krüppelwalmdach, ursprünglich eher ein Zeichen für arme Kärntner Bauernhäuser wurde besonders in undefinierten ländlichen Gebieten als regionaltypisch bezeichnet. Baufibeln erläuterten dem einzelnen Bauwilligen, welche Formen und Materialien in die jeweilige Gegend passen würden (Zinganel 2001, zit.n. Steiner 1998).

¹¹⁸ Vgl. Zinganel 2001, zit. n. Steiner 1998.

Schere zwischen wahrgenommenem und gewünschtem Produkt geschlossen wird.¹¹⁹

2.5 *Gesellschaftlicher Wandel und Abkehr vom Eigenheim*

Während das Eigenheim bis in die späten 60er Jahre das Wohnideal der Gesellschaft repräsentierte, wird das Modell modernen Wohnens seit Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger zunehmend kritisiert. Wurden zuerst vor allem Ästhetik und kulturelle Symbolik des suburbanen Kleinbürgertums von manchen Stadttheoretikern belächelt, so macht sich jetzt zunehmend die Einsicht breit, dass das Einfamilienhaus als standardisierter Bautypus nicht mehr den tiefgreifenden Veränderungen in der heutigen Gesellschaft entspricht. Nicht nur stößt die Forderung nach dem ‚Eigenheim für alle‘ an die räumlichen Grenzen des verfügbaren Baulands, sondern auch soziale und kulturelle Aspekte sich wandelnder Lebensstile bestimmen die Abkehr vieler Wohnungssuchender vom unbedingten Wunsch nach dem Eigenheim.

2.5.1 *Österreichs Gesellschaft im Wandel*

Der soziale Wandel, den die österreichische Gesellschaft seit der Hochzeit der Eigenheimideologie in den 60er Jahren durchgemacht hat, zeigt sich etwa in der Einkommensentwicklung. Vor allem untere Einkommenschichten, die zuvor dem Arbeiterstand zuzurechnen waren, sind heute Teil einer breiten Mittelschicht. Ihr sozialer Aufstieg äußert sich unter anderem darin, dass sie als gleichberechtigte Konsumenten am Freizeit- und Wohnungsmarkt partizipieren und nicht mehr von den Leistungen des Wohlfahrtsstaats und des sozialen Wohnbaus abhängig sind. Diese Erosion des Arbeitermilieus geht einher mit einer von Chancengleichheit geprägten Bildungspolitik, welche die Eliminierung von Klassenunterschieden durch Anhebung des Bildungsniveaus breiter Bevölkerungsschichten realisiert. Nicht zuletzt hat auch die Realisierung des Wohlfahrtsstaats zum sozialen Wandel von der Klassengesellschaft hin zum Entstehen einer breiten Mittelschicht beigetragen.¹²⁰

¹¹⁹ Vgl. Bourdieu 1998.

¹²⁰ Vgl. Georg 1998.

Traditionelle Bindungen durch Herkunft und ‚Scholle‘ werden nicht nur durch soziale Mobilität, sondern auch durch räumliche Wanderungsbewegungen gelöst. Traditionelle, von Kirche und Familie geprägte Werte, aber auch der für moderne Gesellschaften typische uneingeschränkte Fortschrittsglaube wandeln sich zunehmend hin zu postmaterialistischen Einstellungen, die das Wohlbefinden des Individuums in den Mittelpunkt stellen. Selbstentfaltung, Gleichheit und Ästhetik rücken jetzt zunehmend in das Zentrum der Lebensanschauungen. Politische Lagerbindungen werden gelöst und die Wähler orientieren sich weg von umfassend vorgefassten Weltanschauungen hin zu themenspezifisch individuell gebildeten Meinungen, wobei ökologische, partizipatorische und persönliche Motive zunehmend die Einstellungen prägen. Zur weitgehenden Angleichung des sozio-ökonomischen Niveaus in der Konsum- und Wohlstandsgesellschaft kommen eine zunehmende Individualisierung und damit einhergehend auch eine Pluralisierung der Werte und Einstellungen.¹²¹

Durch die Abkehr von sozial vorgegebenen Denk- und Lebensmustern verändern sich auch die biografischen Perspektiven und Lebensstile. Die Kleinfamilie ist nicht mehr unbedingt das höchste Ziel im Leben, denn Frauen verfolgen zunehmend eigene Karriereziele neben oder anstatt der Familie, und auch Männer leben immer öfter allein. Generell kommt es zur Erosion der beruflichen wie auch der familiären Normalbiographie sowie zu biographischen Verschiebungen hin zu einer verlängerten Postadoleszenz und der ‚empty nest‘-Phase. Neben dem ‚Normal-typus‘ Kernfamilie verbreiten sich neue Lebensformen wie Singles, Alleinerzieher, nicht-eheliche Gemeinschaften, Wohngemeinschaften, Wochenendbeziehungen, ‚living together apart‘ etc. Auch durch Zuwanderung aus dem Ausland verändert sich die Bevölkerungsstruktur, und vervielfältigen sich Lebensstile und kulturelle Werthaltungen.¹²²

Nicht zuletzt ist derzeit auch ein Wandel im Bereich der Erwerbsarbeit beobachtbar. Die Flexibilisierung des Arbeitsmarkts verursacht eine Aushöh-

¹²¹ Vgl. Georg 1998; Häußermann & Siebel 1999, Schneider & Spellerberg 1999.

¹²² Vgl. Hradil 2001; Georg 1998.

lung der normalen Erwerbsbiografie hin zu Patchworkbiographien, die von erhöhter Arbeitsmobilität bei vorübergehenden Zeiten der Arbeitslosigkeit, insgesamt längeren Ausbildungszeiten und beruflichen Umorientierungen sowie Erwerbsunsicherheit geprägt sind. Neue Kommunikationstechnologien ermöglichen das Arbeiten fernab vom Büro. Längere Pensionszeiten sowie die allmähliche berufliche Gleichstellung der Frauen bewirken, dass mehr zu Hause gearbeitet wird, und die Hausarbeit gleichmäßiger unter den Haushaltsmitgliedern verteilt wird. In der postindustriellen Erlebnisgesellschaft verschimmt die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit zunehmend.¹²³

2.5.2 Postmaterialistische Kritik an der Eigenheimidee

Dieser soziokulturelle Wandel drückt sich unter anderem auch in einer Veränderung der Wohngewohnheiten bzw. Wohnbedürfnisse großer Teile der Bevölkerung aus. Der Idealtypus Eigenheim wird angesichts der Wende hin zu postmaterialistischen Werten grundsätzlich hinterfragt.

Nicht nur hat sich der Glaube an die materiellen Vorteile des Eigenheims als Kapitalanlage in der Praxis nicht selten als Idealvorstellung herausgestellt¹²⁴. Auch die Hoffnung auf soziale Gleichstellung durch die Verwirklichung des ‚Eigenheims für alle‘ hat sich nicht realisiert. Denn auch wenn immer mehr untere Einkommensschichten sich ein Eigenheim erwirtschaften können, werden die sozio-ökonomischen Ungleichheiten über den Eigenheimmarkt in der räumlichen Segregation der Siedlungsstrukturen reproduziert und zeigen sich im einzelnen etwa in Lage, Ausstattung und Größe der Häuser. Die Abhängigkeit des Mieters vom Hausherrn wird außerdem oft nur durch ein anderes Machtgefälle, nämlich das zwischen Käufer und Bauherrn, Kreditgeber oder Fertighausproduzenten abgelöst. Weiters scheitert die erhoffte Individualität und Selbstbestimmung im Eigenheim in der Praxis oft an den finanziellen Mitteln, so dass meist auf vorgefertigte Einrichtungs- und Haustypen zurückgegriffen wird. Die Normierung und Standardisierung von Wohngeschmack und Wohnformen wird

¹²³ Vgl. Häußermann & Siebel 1999; Hradil 2001.

¹²⁴ Siehe oben erwähnte Beschreibung über die ‚Falle‘ Eigenheim (Bourdieu 1998).

daher in Bezug auf billigere Einfamilienhausgegenden besonders oft beklagt.¹²⁵

Auch von feministischer Seite stellt das Eigenheim den Inbegriff des geschlechtsspezifischen Machtgefälles im täglichen Leben dar, die Isolierung der Hausfrau durch und innerhalb der Wohnung. Denn mit der Verbreitung des Einfamilienhauses entstand sowohl die funktionale Aufteilung der Städte in Wohngegenden und Arbeitsgegenden als auch die Aufteilung des Hausinneren in Räume mit Hausarbeitsfunktionen und solche mit Freizeitfunktionen.¹²⁶

Ebenso aus dem Gesichtspunkt der ökologischen Wende stellt das Eigenheim nicht mehr die ideale Wohnform dar. Aus der Hoffnung auf gesundes Wohnen durch eine Verschmelzung zwischen Natur und Stadt wurde im Endeffekt der Alptraum der Suburbanisierung, der mehr ökologische Probleme geschaffen hat als die ‚unnatürliche Stadt‘ des 19. Jahrhunderts. Fortschreitende Stadterweiterungsplanungen unter dem Leitbild des ‚Gesunden Wohnens für alle‘ durch Auflockerung der Siedlungsstrukturen bringen zunehmende Zersiedelung und Versiegelung der immer spärlicher vorhandene Freiflächen mit sich. Je größer die Entfernungen zwischen Wohnsiedlungen und Agglomerationszentren sind, desto stärker nimmt der Autoverkehr zu, und damit auch Staus und die Forderung nach immer neuen Straßen, um den steigenden Mobilitätserfordernissen gerecht zu werden. Die gesamte Landschaft wird nicht nur kultiviert, sondern auch mit einem Netz an Infrastruktur überzogen, so dass die Technisierung jedes einzelnen freistehenden Hauses immer mehr Ressourcenverbrauch und Umweltverschmutzung mit sich bringt. Aus der Erkenntnis, dass die angestrebte Vermischung von Stadt und Land darauf hinausläuft, dass Natur zur Verwirklichung gesunder Wohnverhältnisse, von Bequemlichkeit und Ästhetik instrumentalisiert und konsumiert wird, ergibt sich die politische Forderung nach Nachhaltigkeit und Umweltverträglichkeit. Raumplanung und Bauweisen sollen stärker an die Natur angepasst bzw. auf die land-

¹²⁵ Vgl. Bourdieu 1998; Häußermann & Siebel 1999.

¹²⁶ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

schaftlichen Ressourcen Rücksicht nehmen, was sich auf dem Eigenheimmarkt in einem Trend hin zu natürlichen Baumaterialien und umweltverträglichen Haushaltstechniken niederschlägt. Die Forderung nach verdichteten Bauweisen scheitert allerdings bislang an der ungebremsen Nachfrage nach dem Eigenheim durch junge Familien mit Kindern. Denn angesichts von Vorteilen wie Lärmverträglichkeit, sauberer Luft, Sicherheit, größeren Wohnflächen, und Gartennutzung treten die ökologischen Langzeitfolgen bei der Entscheidung des Einzelnen für das vorstädtischen Einfamilienhauses oft in den Hintergrund.¹²⁷

2.5.3 Neue Haushaltsformen verändern die Wohnbedürfnisse

Abgesehen von der ideologischen Kritik am Eigenheim ergibt sich aus den kulturell und gesellschaftlich bedingten Veränderungen der Lebensweisen in der Praxis aber, dass neben dem Kernfamilienhaushalt neue Haushaltsformen entstehen. Aufgrund veränderter familiärer Bedingungen, individueller Werthaltungen und Vorlieben wenden sich große Bevölkerungsgruppen wieder dem Wohnen in der Stadt zu. Vor allem Singles sowie Paare ohne Kinder und auch Alleinerzieher entdecken zunehmend die Vorteile der Großstadt. Die für die entstehende Erlebnisgesellschaft typischen ‚neuen Urbaniten‘ schätzen vor allem das breite Kulturangebot sowie die Nähe zum Arbeitsplatz und zu infrastrukturellen Einrichtungen als Vorteile des urbanen Lebens. Demgegenüber wirken suburbane Standorte eher auf Haushalte mit Kindern anziehend.¹²⁸

Allerdings vermehren sich aufgrund steigender Mobilität auch hybride Haushaltsformen. Der typische Pendler, der innerhalb eines Tages zwischen Wohn- und Arbeitsort reist, wird seltener, weil immer mehr Menschen mittlerer und höherer Einkommenschichten ein Leben mit zwei Wohnsitzen vorziehen. So werden zum Beispiel während der Arbeitswoche die Agglomerationsvorteile der Stadtwohnung genutzt und am Wochenende zieht man sich in das Ferienhaus am Land zurück. Mit steigender Arbeitsmobilität werden auch zusätzlich zum ständigen Wohnsitz flexible Zweitwohnun-

¹²⁷ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

¹²⁸ Vgl. Häußermann & Siebel 1999; Schneider & Spellerberg 1999; Andritzl 1999.

gen am Arbeitsort im In- oder Ausland angemietet. Bislang widersprüchliche Lebensziele wie Familienleben, Freundeskreis und berufliche Karriere, Unterhaltung und Fortbildung in der Stadt sowie Ruhe und Entspannung auf dem Land werden zunehmend durch mehrfache Wohnsitzwahl verbunden.¹²⁹

Obwohl also der Traum vom Eigenheim noch immer von 80 Prozent der österreichischen Bevölkerung geträumt wird, entscheiden sich in der Praxis immer mehr Menschen für eine andere Wohnform. Sowie die Wohnform Eigenheim wird auch die dazugehörige Lebensform Kernfamilie immer mehr zum unverwirklichten Ideal modernen Lebens, dessen Verwirklichung in der Praxis immer seltener bzw. immer kurzlebiger wird. Die bislang auch in der Wohnforschung zugrunde gelegten lebenslaufspezifischen Wohnkarrieren vom elterlichen Haushalt über die Mietwohnung in der Stadt bis zum suburbanen Einfamilienhaus, das trotz Auszug der Kinder auch im Alter noch beibehalten wird, werden zunehmend von unvorhergesehenen biographischen Einschnitten unterbrochen. Die Wahrscheinlichkeit familiärer Probleme wie Trennung oder Scheidung sowie von Arbeitsplatzwechseln¹³⁰ machen langfristige Lebensplanungen für Häuslbauer schwierig.

Neben mehr Flexibilität und Mobilität impliziert der Wandel der Wohnbedürfnisse auch eine Wende hin zu ganzheitlicheren Ansprüchen an das

¹²⁹ Vgl. Spiegel 2001.

¹³⁰ Maclennan & Pryce kommen anhand einer Untersuchung der Arbeitsmarkteffekte für europäische Wohnpolitik zu folgendem Ergebnis, dass

“pushing for higher rates of owner-occupancy is questionable given the long-term labour-market trends towards short-term and less-secure employment contracts; (...) labour market connections emphasise the need for a large and efficient private rented sector; (...) overexpansion of the owner-occupied sector, along with associated house price inflation, can serve to restrict aggregate demand, and so exacerbate the growth/inflation trade-off.” (Maclennan & Pryce 1996, S 1863)

Angesichts zunehmender Flexibilisierung der Arbeitsmärkte sowie steigender Arbeitsmobilität im Rahmen der europäischen Integration erscheint also eine Förderung des Eigenheimbaus aus politischer Sicht wenig sinnvoll.

Wohnen. Die exakte Trennlinie zwischen Erwerbsarbeit und Freizeit sowie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit verschwimmt zunehmend, verlegt sich von der Wohnungstür in die Wohnung hinein und aus ihr heraus. Arbeit wird zunehmend auch in der Wohnung erledigt, was sich auf die Ausstattungsanforderungen mit entsprechend abgetrennten Arbeitsräumen und Kommunikationsinfrastruktur genauso auswirkt wie auf die sozialen Interaktionen in und außerhalb der Wohnung. Vielmehr noch bedingt durch kulturelle Veränderungen öffnet sich die Privatsphäre der Wohnung zunehmend dem öffentlichen Leben, offizielle Begegnungen und entferntere Freundschaften werden zunehmend auch in Wohnungen verlagert, während Privatleben und Freundschaften immer mehr an halböffentlichen Orten wie Gaststätten und kulturelle Einrichtungen gelebt und öffentlich inszeniert werden. Mit den Funktionen ändern sich daher auch die Ansprüche an Lage und Aufteilung der Wohnung.¹³¹

Das Einfamilienhaus existiert daher in den Köpfen der Menschen zwar weiterhin als Wohnideal, seine Verwirklichung scheitert aber zunehmend an der mangelnden Flexibilität dieser Wohnform, ihrer fehlenden Anpassungsfähigkeit an die sich ändernden Lebensweisen und Werthaltungen. Der Wandel der Lebensstile impliziert daher langfristig auch eine Abkehr vom Eigenheim hin zur Konzeption neuer flexiblerer Wohnformen.

2.6 Das Lebensstilkonzept als theoretischer Ansatz zur Analyse des Eigenheims

Vor dem Hintergrund der Veränderung von Klassenstrukturen und Werten, wird auch die normative Verbindlichkeit traditioneller Lebensentwürfe abgeschwächt. Die Pluralisierung der Lebensstile impliziert unter anderem auch eine Ausdifferenzierung der Wohnbedürfnisse nach Wohnstandort, Umfeld, Größe und Zuschnitt der Wohnung. Das standardisierte Wohnideal des Einfamilienhaushaltes im Eigenheim entspricht daher immer weniger den vielfältigen Lebensentwürfen und Wohnvorstellungen einer individualisierten postindustriellen Konsum- und Informationsgesellschaft. Eine Studie über das Einfamilienhaus muss daher auch in ihrem theoretischen Ansatz den Veränderungen in der Gesellschaft und im Bewusstsein der Menschen

¹³¹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

Rechnung tragen. Eine traditionell angelegte sozio-ökonomischen Analyse der Gesellschaftsstruktur wird daher erst durch eine ergänzende Untersuchung der Lebensstile den veränderten Anforderungen einer gegenwartsbezogenen und praxisorientierten Analyse der Wohnbedürfnisse gerecht.

2.6.1 *Klassen, Schichten, Lebensstile*

In den Sozialwissenschaften hat sich in den letzten Jahren eine Entwicklung von zuvor rein sozio-ökonomischen Analysen der Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit hin zu einem vermehrten Augenmerk auf mehr kulturell geprägte Ansätze, zusammengefasst unter dem Stichwort Lebensstiluntersuchungen, vollzogen. Die bisherigen soziologische Studien konzentrierten sich eher auf quantitative Merkmale der sozialen Stellung und entsprechende Indikatoren wie Vermögen, Einkommen, Beruf, Bildung, ergänzt etwa durch Alter, Geschlecht und Familienstand. Im Gegensatz dazu vollziehen die mehr kulturell orientierten neueren Ansätze den gesellschaftlichen Wandel weg von durch die Herkunft vorgegebenen Lebensmustern hin zur Individualisierung und Pluralisierung der Lebensentwürfe. Der Fokus liegt daher zunehmend auf individuellen Einstellungen, Werten und ästhetischem Geschmack, die soziale Unterschiede zusätzlich und neben den ökonomischen Merkmalen kulturell prägen.

Die kulturellen Trennlinien wurden lange Zeit als identisch mit der sozio-ökonomischen Teilung in Klassen und Schichten gesehen, doch verbreitet sich mit der Auflösung klassenbedingter Einteilungen zunehmend der akademische Ansatz, dass kulturelle und sozio-ökonomische Unterscheidungsmerkmale zwar möglicherweise zusammenhängen können, jedoch nicht unbedingt als ident zu betrachten sind. Mag diese Unterscheidung auch als rein theoretische Debatte gesehen werden, angesichts der seit Mitte der 70er, Anfang der 80er Jahre statistisch feststellbaren Veränderungen der Gesellschaftsstruktur sowie des damit einhergehenden gesellschaftlichen Wertewandels, erhält sie unbedingt praktische Bedeutung für die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft.

“Zwar haben die Einkommensrelationen sich nur geringfügig verschoben, soziale Mobilitätsprozesse nur eine leichte Verstärkung in den mittleren Segmenten der Schichtung bei gleichzeitigen Schließungsprozessen im

obersten und untersten Bereich erfahren und einer Ausdehnung der höheren Bildung steht eine Entwertung der Abschlüsse und somit eine Verschiebung der 'Ungleichheitssozialisation' vom Bildungs- zum Berufssystem gegenüber. Jedoch spricht andererseits einiges dafür, dass sich trotz dieser größtenteils unveränderten Ungleichheitsrelationen eine Veränderung der 'Semantik' von Ungleichheit vollzogen hat, die für breite Bevölkerungsteile mit einer Zunahme der Freiheitsgrade von Entscheidungen und Wahloptionen sowohl im Bereich alltagsästhetischer Präferenzen als auch biographischer Abläufe und Sequenzen sowie der dominierenden Wertorientierungen und Einstellungen verbunden ist. Diese Verschiebung führt auf der Ebene soziokultureller Vergemeinschaftung, zumindest bei der Mehrheit der mittleren Statuslagen, zu einer horizontalen Differenzierung, die mit einem ausschließlich vertikalen Modell sozio-kultureller Schließungsprozesse nicht in ihrer Gesamtheit erfasst werden kann. Verbunden mit dieser Entwicklung ist (...) eine, wenn auch nur für privilegierte Elemente der sozialen Schichtung zutreffende, Aufwertung des Subjekts gegenüber dem Übergewicht struktureller Vorgaben und eine stärkere selbstreflexive Steuerung von Entscheidungsprozessen. Da ständige singuläre Entscheidungsakte die Informationsverarbeitungskapazität des Individuums überfordern würden, kommt es zur Herausbildung von Routinen, die diese Entscheidungen in Form eines virtuellen Musters, das auf ganz verschiedene Bereiche und Situationen angewandt werden kann, institutionalisieren."¹³²

Pluralisierung der Lebensentwürfe, Individualisierung durch relative Entscheidungsfreiheit des Einzelnen, die Fähigkeit zur Selbstreflexion, horizontale zusätzlich zu vertikaler Differenzierung, symbolische Selbststilisierung und kulturelle Distinktion – dies sind die Elemente einer theoretischen Wende hin zu einem zunehmend qualitativ operierenden Lebensstilansatz in den Sozialwissenschaften. Ausgehend von der rein sozio-ökonomischen Sicht der Klassengesellschaft stellte der Schichtansatz einen ersten Schritt in Richtung einer Analyse von sozialer Pluralisierung, wenn auch noch innerhalb des vertikalen sozio-ökonomischen Unterscheidungssystems, dar.

¹³² Georg 1998, S49-50.

Der Lebensstilansatz betrachtet im Gegensatz dazu das Individuum und seine kulturelle Bedeutung und Interpretation, die es sich selbst aus seiner Position in der Gesellschaft mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger freiwillig zuweist. Aus der relativ freien Wahl von Einstellungsmustern und symbolischen Mitteln zur Selbstinszenierung ergeben sich zusätzlich zur vertikalen Unterscheidung nach sozio-ökonomischen Schichten, horizontale Zugehörigkeiten und Abgrenzungen nach kulturellen Lebensentwürfen. Eine wichtige Rolle für die Herausbildung von Lebensstilgruppen spielt in der gegenwärtigen Konsumgesellschaft die Selbstinszenierung durch Waren und Konsumgüter. Das Individuum wird in seiner kulturellen Selbstinszenierung und daher in seiner Lebensstilentscheidung durch seine ökonomische Situation eingeschränkt. Durch die passive Anpassung, Einübung und letztlich individuell positive Besetzung dieser Verhaltensmuster entstehen Lebensstilgruppen, die sowohl horizontale als auch vertikale Differenzierungen innerhalb der Gesellschaft repräsentieren.¹³³

"Lebensstile sind Alltagspraxis und Ausformung aus tradierter Aneignung und tradierten Werten, normativer Orientierung und sozial konstituierten Deutungsmustern. Sie sind Handlungsvorgaben und Zuständigkeiten, sie sind auch zum Ausdruck gebrachte Perspekte oder Hoffnungslosigkeit. Lebensstile sind die Möglichkeiten, unter bestimmten Existenzbedingungen zurechtzukommen, mehr noch, sie sind jene spezifischen und eigenständigen Ausdrucksformen, sich und anderen gegenüber soziale und mentale Zugehörigkeit zu vermitteln, Identität durch Differenz und Distinktion, durch Aneignung und Abgrenzung, durch Einschluss und Ausschluss zu sichern. Sie sind sowohl Produkte eines kulturellen Eigensinns als auch Symptom des Anpassungsdrucks."¹³⁴

2.6.2 Theoretische Entwicklung des Lebensstilansatzes

Der Lebensstilbegriff koppelt objektive und subjektive Lage des Individuums in der Gesellschaft, definiert über ökonomische, soziale und kulturelle Merkmale. Doch bestehen durchaus unterschiedliche Ansätze in Be-

¹³³ Vgl. Georg 1998; Katschnig-Fasch 1995.

¹³⁴ Katschnig-Fasch 1995, S 44.

zug auf die Freiwilligkeit bzw. die individuelle, ökonomische oder soziale Bedingtheit der kulturellen Ausdrucksformen. Während aus kulturwissenschaftlicher Sicht eher die symbolische Dimension sozialen Handelns im Zentrum des Interesses stehen würde, versucht vorliegende soziologisch orientierte Lebensstilstudie eher die Zusammenhänge zwischen objektiven Strukturmerkmalen und individuell empfundenen Lebensstilen zu erforschen. Der Grad an Freiwilligkeit und Individualität sowie die Stabilität der jeweiligen Lebensentwürfe können dabei vom Ansatz her nicht vorgegeben werden, sie sind vielmehr Teil des Untersuchungsgegenstandes. Zum Zweck einer besseren Orientierung wird im Folgenden ein kurzer Überblick der theoretischen Debatte zum Lebensstilbegriff gegeben.

Als Vordenker des Lebensstilbegriffs könnte Thorstein Veblen bezeichnet werden, der mit ‚The Theory of the Leisure Class‘ 1899 die Entstehung der ästhetischen Geschmacksnormen auf der Grundlage der finanziellen Lebenshaltung der amerikanischen Oberklasse analysierte. Bis heute ist Veblens Werk durch die Erkenntnis der sozialen Symbolik und ästhetischen Funktion von Lebensstilen für soziale Distinktion bedeutend.¹³⁵

In Georg Simmels Kulturkritik der Moderne wird Lebensstil nicht mehr als gruppenspezifisch angesehen, sondern als typisch für eine spezifische Gesellschaft – die der industriellen Großstadt um die Jahrhundertwende. Entpersönlichung durch zunehmende soziale und räumliche Distanz und Ablösung aus den traditionellen Familienstrukturen, Verflachung des Verhältnisses von Subjekt und Stil durch die Dominanz des Geldwerts werden als Merkmale der modernen Gesellschaft identifiziert. Der moderne Lebensstil entsteht daher als subjektive Reaktion auf objektive Gegebenheiten, nämlich aus den subjektiven Verarbeitungsformen der Veränderungen des Wirtschaftslebens. Simmel liefert somit eine kritische Analyse der modernen Konsumgesellschaft, in der materielle Konsumwerte zum Selbstzweck der Lebensstilinszenierung, zum Symbol für individuelle Identität werden. Der moderne Lebensstil entsteht daher sowohl aus der Chance

¹³⁵ Vgl. Georg 1998; Katschnig-Fasch 1995.

zur individuellen Autonomie als auch aus dem Zwang zur individuellen Differenzierung.¹³⁶

Max Webers Konzeption der Lebensführung antizipierte in gewisser Weise bereits die Elemente von Wahlfreiheit und Risiko, die mit der gegenwärtigen Lebensstilkonzeption verbunden sind. Weber stellte die moderne durch die ökonomische Klassenlage definierte Lebensführung der traditionellen durch die ständische Lage geprägten Lebensführung entgegen und schuf damit eine Klassendifferenzierung nach Besitz, Erwerb und Herkunft. Im Gegensatz zu Marxs deterministischem Klassenbegriff, konstituieren Webers Klassen ein durchgängiges Normensystem, das über die Kodierung sozialer Interaktion durch distinktive Praktiken das Handeln von Wirtschaftssubjekten organisiert. In abstrahierter Weise wurde damit die für das gegenwärtige Lebensstilkonzept relevante Unterscheidung zwischen sozio-ökonomischer und sozio-kultureller Schichtung vorweggenommen¹³⁷.

Pierre Bourdieu definiert schließlich den Zusammenhang zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital in seinem Werk über ‚Die feinen Unterschiede‘ grundlegend für die Entwicklung des Lebensstilansatzes. Dem ‚rational choice‘ Ansatz setzt Bourdieu ein Konzept kollektiver Lebensstile

¹³⁶ Vgl. Georg 1998; Katschnig-Fasch 1995.

¹³⁷ Wie noch gezeigt wird, wird die Unterscheidung zwischen ökonomischer und sozialer Schichtung mit Bourdieus Analyse der feinen Unterschiede zum entscheidenden Definitionsmerkmal des Lebensstilkonzepts: *“Weber ist sicherlich der erste Soziologe, der neben einer Schichtung der Gesellschaft nach Berufsgruppen (also objektiven Merkmalen) eine zweite Differenzierung nach Sozialprestige vornimmt. Diese Unterscheidung, die sich bei Bourdieu (...) im ‘Raum der sozialen Dispositionen’ und im ‘Raum der Lebensstile’ wiederfindet, ist bei diesem jedoch theoretisch durch den Habitus verbunden, während bei Weber beide Konzepte relativ unabhängig nebeneinander stehen und Protagonisten zweier unterschiedlicher historischer Entwicklungslinien sind: Die Klassenlage wird durch den Markt generiert, während der Stand die Marktentwicklung hemmt und seine Entstehung feudaler Sozialstruktur verdankt. Während moderne Sozialstrukturtheoretiker (...) Lebensstile gerade als ein Instrument post-traditionaler Sozialstrukturen diskutieren, ist bei Weber der Stand als soziale Gliederungseinheit gerade Ausdruck traditionaler Strukturen und ein Modernisierung hemmendes Element.”* (Georg 1998, S 63).

entgegen, das auf einer sozialen Definition des Geschmacks als kulturelles Kapital basiert. Lebensstile fungieren als horizontale und vertikale Abgrenzungsstrategien der kulturellen und ökonomischen Kapitalfraktionen. Über den Begriff des Habitus schafft Bourdieu zwar eine konzeptionelle Verbindung zwischen sozio-ökonomischen Gesellschaftsprozessen und dem Zustandekommen kultureller Diversifizierung. Durch den Fokus auf unbewusst kollektive Prozesse der Ressourcenoptimierung vernachlässigt das Habitus-Konzept aber die für gegenwärtige Lebensstilansätze wichtigen Dimensionen der selbstreflexiven Lernprozesse, der Individualität und Freiwilligkeit in der Gestaltung des Lebensstils. Bourdieus Habitus weist daher eher Merkmale eines kulturtheoretisch gefassten Klassenbegriffs als die eines individuellen Lebensstilkonzepts auf.¹³⁸

Dagegen stellt Hartmut Lüdtke 1989 eine individualistische Handlungstheorie auf, in der Lebensstile als erfolgswirksame Alltagsroutinen verstanden werden. Aus einem Gleichgewicht zwischen personaler und sozialer Identität, zwischen subjektiver Bedürfnis-Wert-Orientierung des Akteurs und dessen objektiver Ressourcenausstattung entstandene persönliche Handlungsmuster wirken unbewusst identitätsstiftend. Lüdtke definiert daher den Begriff des Lebensstils als

“unverwechselbare Struktur und Form eines subjektiv sinnvollen, erprobten (d.h. zwangsläufig angeeigneten, habitualisierten und bewährten) Kontextes der Lebensorganisation (mit den Komponenten: Ziele bzw. Motivationen, Symbole, Partner, Verhaltensmuster) eines privaten Haushalts (Alleinstehende/r, Wohngruppe, Familie), den dieser mit einem Kollektiv teilt und dessen Mitglieder deswegen einander als sozial ähnlicher wahrnehmen und bewerten“.¹³⁹

¹³⁸ Vgl. Bourdieu 1998; Georg 1998; Katschnig-Fasch 1995.

¹³⁹ Lüdtke 1989: 40, zit. n. Georg 1998, S 75.

Das heißt neben der explizit individuellen Leistung wird auch die kollektive Dimension kleinräumiger symbolischer Gemeinschaften - wie zum Beispiel der Haushalte - als konstitutives Element des Lebensstils angesehen¹⁴⁰.

Demgegenüber stellt sich Gerhard Schulzes Analyse der gegenwärtigen Erlebnisgesellschaft¹⁴¹ als eher kulturwissenschaftlich geprägter hermeneutisch-wissenssoziologischer Ansatz dar. Städtische Milieus bestehen als Wissensgemeinschaften mit gemeinsamen Mustern von Weltdeutung, alltagsästhetischen Stiltypen sowie homogenen Alters- und Bildungsmerkmalen. Im Gegensatz zu den zuvor beschriebenen eher sozio-ökonomischen und kollektiven Ansätzen, handelt es sich bei Schulzes Lebensstilgruppen um frei gewählte, d.h. nicht vorgegebene Zeichengemeinschaften, in denen individualisierte postindustrielle Lebensstile unabhängig von ‚alten Mustern‘ gelebt werden. In der gegenwärtigen Wohlstands- und Erlebnisgesellschaft sind diese ‚neuen Muster‘ nicht mehr wie früher von materieller Knappheit eingeschränkt sondern können unter maximaler Handlungsautonomie des Subjekts ausgelebt werden. Entlang der semantischen Dimensionen der alltagsästhetischen Zeichen Genuss, Distinktion und Lebensphilosophie entwickelt Schulze folgende Alltagsschemata: (1) das Hochkulturschema ist das älteste Milieu und bezieht sich auf Genuss durch Kontemplation, Distinktion durch antibarbarische Orientierung, sowie eine Lebensphilosophie, die geprägt ist durch Streben nach Perfektion; (2) das Trivialschema besteht seit Mitte des 19. Jahrhunderts und orientiert sich an

¹⁴⁰ Lüdtkes Lebensstilkonzept besteht daher aus (1) der sozio-ökonomischen Situation (ökonomisches und soziales Kapital, bestimmt etwa durch die Position in der Arbeitsorganisation, die Haushaltsstruktur oder die Wohnumwelt); (2) der Kompetenz (kulturelles Kapital, bestimmt durch die Beherrschung sozialisatorisch erworbener Codes auf kognitivem, sprachlichem und sozialem Gebiet und deren institutionalisierte Seite wie z.B. Bildungstitel); (3) der Performanz (lebensstilrelevante Praktiken eines Individuums wie z.B. Freizeitaktivitäten, Vereinsmitgliedschaften, Konsumverhalten); (4) der Motivation (subjektive Sinnhaftigkeit aufgrund von persönlichen Bedürfnis-Wert-Orientierungen) (Georg 1998).

¹⁴¹ Schulze erstellte seine Studie der Erlebnisgesellschaft anhand einer 1992 in Nürnberg durchgeführten Untersuchung der städtischen Milieus (Schneider & Spellerberg 1999).

Gemütlichkeit, ist gegen eine Individualität betonende Exzentrik eingestellt, und strebt Harmonie über alles an; (3) das Spannungsschema prägt erst seit den 50er Jahren die Jugendkultur und bewertet Action, antikonventionelle Lebensführung, Selbstinszenierung, Unterhaltung und Selbstverwirklichung als positiv. Für die deutsche Gesellschaft bedeutet dies Mitte der 80er Jahre die Existenz von verschiedenen kulturellen Mischformen entlang eines Kontinuums zwischen Niveaumilieu, Harmoniemilieu, Integrationsmilieu, Selbstverwirklichungsmilieu und Unterhaltungsmilieu. Im Gegensatz zur verbreiteten Definition von Milieus als Verbindung spezifischer räumlicher Gebiete mit sozial-strukturell umrissenen Bevölkerungsgruppen und ihren Werthaltungen und Interaktionsformen, definiert Schulze die Ortsbindung seiner kulturellen Gemeinschaften nicht über den Wohnort, sondern über das gemeinsame Wissen um die Bedeutung bestimmter Orte der Freizeitgestaltung. Die verschiedenen 'Szenen' in der Stadt entstehen zunehmend losgelöst von individuellen Wohngebieten, so dass sich traditionelle urbane Wohmilieus zunehmend auflösen zugunsten einer urbanen Erlebnisgesellschaft, die sich an bestimmten mehr oder weniger öffentlichen Inszenierungs- und Freizeitorten manifestiert¹⁴².

¹⁴² Allerdings, so die Kritik an Schulzes Konzept, können auch diese Freizeitorte nicht losgelöst von den Wohnorten der prägenden Milieus bestehen, womit Schulzes Erkenntnis für die vorliegende Analyse von Wohnbedürfnissen Bedeutung erlangt. Denn obwohl vor allem in entfernteren Wohnlagen vom Fortbestehen traditioneller Wohmilieus ausgegangen werden kann, werden diese im urbanen Raum von auf Freizeitorte bezogenen Erlebnismilieus abgelöst. Wichtig für die Wahl des Wohnorts ist in diesen Milieus nicht nur mehr die Eingebundenheit in eine ortsgebundene sozio-kulturelle Struktur, sondern die verkehrsmäßige Erreichbarkeit der jeweiligen Freizeitstätten wie Gaststätten, Kneipen und Kultureinrichtungen. Im Unterschied zum Lebensstilbegriff setzt der Milieubegriff dabei keine zwangsläufige sozio-ökonomische Rangordnung voraus. Die von Schulze entwickelten Alltags-schemata sind aber sehr wohl auch als Varianten einer schichtspezifischen Differenzierung und daher als Lebensstile zu interpretieren. Inwiefern die Ablösung städtischer Wohmilieus durch kulturelle Erlebnismilieus außerdem mit der anfangs beschriebenen Vertiefung sozial-räumlicher Segregationsprozesse einhergeht, wäre eine interessante empirische Frage. (Vgl. Katschnig-Fasch 1995; Georg 1998; Schneider & Spellerberg 1999).

2.6.3 Lebensstilansatz und Wohnbedürfnisse

Vor dem Hintergrund dieser theoriegeschichtlichen Überlegungen ergibt sich folgende Definition des Lebensstilbegriffs:

“Lebensstile werden aufgefasst als relativ stabile, ganzheitliche und routinisierte Muster der Organisation von expressiv-ästhetischen Wahlprozessen, mit den dimensional Bestandteilen der sozialen Lage, der individuellen und kollektiven Sinnstrukturen und der manifest expressiven Stilisierungsebene.”¹⁴³

Die sozialstrukturelle Verortung von Lebensstilgruppen bewegt sich zwischen den theoretischen Polen der vertikalen berufshomologen Lebensstile und der horizontalen Pluralisierung von Lebensstilen und wird entweder historisch oder empirisch untersucht. Der Lebensstilaspekt der subjektiven Sinnstrukturen entsteht entweder aus der Zugehörigkeit zu Klassen, Schichten bzw. Berufsgruppen oder aus einem individuellen Bedürfnis nach Identitätsstiftung und Distinktion und drückt sich in kollektiven und individuellen Vorstellungen, Wertorientierungen und Einstellungen aus. Die manifeste expressiv-ästhetische Stilisierung des Lebensstils wird anhand alltagsästhetischer Muster des Geschmacks und Konsumstils ablesbar. In folgender schematischen Unterteilung des Lebensstilbegriffs wird dies detailliert wiedergegeben¹⁴⁴:

- ❖ Soziale Lage:
- ❖ Ressourcen und Restriktionen:
 - ❖ Ökonomische Ressourcen
 - ❖ Kulturelle Ressourcen
 - ❖ Soziale Netzwerke
 - ❖ Sozioökonomischer Status
- ❖ Horizontale Merkmale der sozialen Lage:
 - ❖ Geschlecht

¹⁴³ Georg 1998, S 13.

¹⁴⁴ Für eine detaillierte Übersicht der in den verschiedenen Lebensstilstudien vorgenommenen Operationalisierungsschemata siehe Georg 1998, S139.

- ❖ Alter
- ❖ Stellung im Lebenszyklus
- ❖ Kohortenzugehörigkeit
- ❖ Region
- ❖ Wohnumgebung
- ❖ Mentale Ebene:
- ❖ Lebensziele
- ❖ Wertorientierungen
- ❖ Bereichsspezifische Einstellungen
- ❖ Ästhetisch-expressives Verhalten:
- ❖ Kulturkonsum
- ❖ Freizeitverhalten
- ❖ Wohnungsausstattung
- ❖ Ernährungsgewohnheiten
- ❖ Kleidung & Outfit
- ❖ Interaktionsverhalten und Vereinsmitgliedschaften

Im Unterschied zu den herkömmlichen sozio-ökonomischen Untersuchungen sind viele der Elemente des Lebensstilbegriffs relativ schwer empirisch fassbar. Der Forscher kann lediglich sichtbares Verhalten und handlungsleitenden Orientierungen als Ansatzpunkte für Rückschlüsse auf den Lebensstil heranziehen. Trotz der Gefahr empirischer Ungenauigkeit birgt die Lebensstilanalyse aber gerade für die Erforschung von Wohnbedürfnissen entscheidende Vorteile gegenüber herkömmlichen Analyseverfahren. Denn zusätzlich zu den üblichen Indikatoren, die soziale Lage und Wohnsituation miteinander verknüpfen, können auch individuelle Wohnwünsche und deren Zustandekommen auf bestimmte kollektive Deutungsmuster, Werteinstellungen sowie auch Lebensziele zurückgeführt werden. Die Wohnsituation wird somit Teil einer expressiv-ästhetischen Stilisierung des Lebensstils, wozu etwa auch Freizeitverhalten und Konsumgewohnheiten zählen. Der Wunsch nach dem Eigenheim, ob verwirklicht oder nicht, kann so bestimmten Lebensstilgruppen mit bestimmten sozio-ökonomischen

Merkmale, kollektiven¹⁴⁵ Deutungs- und Einstellungsmustern und expressiven Lebensgewohnheiten zugeordnet werden.¹⁴⁶

Gerade die Wahl einer bestimmten Wohnform erfolgt meist nicht aufgrund rationaler Erwägungen von objektiven Bedürfnisse und faktischen Vor- und Nachteilen, denn der Bereich des Wohnens ist emotional hoch aufgeladen. Hier bestimmen eher familiäre Traditionen und kollektive Wertvorstellungen oder gar Vorurteile, subjektiver Geschmack und Lebensentwürfe die Entscheidung für oder gegen das Eigenheim. Es geht dabei um bewusste aber auch unbewusste, um teilweise materiell-rationale aber auch emotionale Prozesse und ästhetische Geschmackvorlieben des Individuums, die jedoch sehr wohl kollektiv verortet werden können. Gerade der Wohnungsmarkt eignet sich daher wenig für eine rein sozio-ökonomische Analyse von Angebot und Nachfrage, von objektiver Wohnversorgung und quantitativen Wohnbedürfnissen. Denn Wohnentscheidungen und Wohnwünsche richten sich wenig nach objektiven Kriterien, sondern sind ein wichtiger Ausdruck des Lebensstils. Im Eigenheim oder auch in der Stadtwohnung, in Wohnlage, Ausstattung und Einrichtung verwirklicht der Einzelne nicht nur die Notwendigkeit eines ‚Dachs über dem Kopf‘, sondern man drückt darin Persönlichkeit, gesellschaftlichen Status, Werte und Lebensvorstellungen aus. Dem Einzelnen mag all dies zwar als individuelle Lebensentscheidung erscheinen, doch dadurch dass die Wohnungsgestaltung von anderen verstanden und gedeutet, ja auch imitiert wird, ist Wohnen Symbol eines kollektiven Lebensstils.

2.7 Lebensstil Eigenheim: einige ausgewählte Hypothesen

Die Frage, inwieweit die Wohnform Eigenheim strukturell bzw. sozio-ökonomisch bedingt ist, bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen objektiven Merkmalen der sozialen Lage und der Wahrscheinlichkeit der

¹⁴⁵ Aus theoretischer Sicht ist neben dem kollektiven Aspekt auch der subjektive Aspekt entscheidend für die Entwicklung des Lebensstils. Doch im Rahmen der vorliegenden sozialwissenschaftlichen Studie liegt das Interesse bei der Erforschung von Lebensstilgruppen, d.h. kollektiven Einstellungen.

¹⁴⁶ Vgl. Schneider & Spellerberg 1999.

Entscheidung für den Eigenheimkauf. Meist werden Indikatoren wie Vermögen, Einkommen, Bildung, Alter, Geschlecht, Familienstand und regionale Herkunft bzw. Wohnort mit der Höhe des Eigenheimanteils an der Gesamtheit der Wohnungen, Haushalte oder pro Kopf korreliert. Der von vielen dieser Studien gewählte rationale Handlungsansatz wird zwar hier nicht geteilt, und auch die Annahme einer rein strukturellen Bestimmtheit¹⁴⁷ des Eigenheimwunsches erscheint im Rahmen der vorliegenden Fragestellung nur wenig sinnvoll. Doch sozio-ökonomische Strukturmerkmale stellen einen wichtigen Bestandteil der Lebensstilanalyse dar, weswegen im folgenden einige solcher ausgewählten Ergebnisse wiedergegeben werden, um sie im Anschluss daran mit den Erkenntnissen aus der Sicht einer eher kulturell geprägten Lebensstilstudie zu konfrontieren.

2.7.1 Sozio-ökonomische Struktur determinanten der Wohnform Eigenheim

Das wohl meist untersuchte Strukturmerkmal bezieht sich auf soziale Unterschiede in der Wohnsituation je nach Ausstattung mit ökonomischem Kapital, zum Beispiel in Form von Einkommen, Vermögen und zunehmend auch Beruf und Bildung. Grundsätzlich kann davon ausgegangen werden, dass der Kostenanteil des Eigenheims sich entgegengesetzt proportional zum Haushaltseinkommen entwickelt, dass aber die verringerte räumliche

¹⁴⁷ Der rational choice Ansatz lässt individuelle Entscheidungen sowie kulturelle Geschmacks- und Werteinstellungen außer acht, und geht meist davon aus, dass Wohnpräferenzen entsprechend der objektiven Bedürfnisse des Haushalts rational entwickelt werden und je nach finanzieller Leistbarkeit der am Wohnungsmarkt angebotenen Wohneinheiten erfüllt werden. Aus marxistischer Sicht könnte dagegen ein automatischer struktureller Zusammenhang zwischen Klassenzugehörigkeit, die sich in Vermögen, Einkommen und Bildungsgrad ausdrückt, und dem Besitz oder Nicht-Besitz eines Einfamilienhauses angenommen werden. Beide Perspektiven vernachlässigen aber den kulturellen Aspekt von Geschmack und ästhetischen Wertzuweisungen, indem sie davon ausgehen, dass der Kauf eines Einfamilienhauses bei steigender Finanzkraft automatisch präferiert wird. Im Gegensatz dazu vertritt Bourdieu die Meinung, dass Wunsch und Verwirklichung zwar strukturell determiniert sind, dies jedoch nicht nur auf sozio-ökonomische Faktoren, sondern auch auf kulturelle Determinanten der Gesellschaftsstruktur zurückzuführen ist.

Mobilität der Hauseigentümer langfristig auch ihre Verdienstoptionen einschränkt.

Eine der ersten sozialkritischen Studien, von Klein 1970 in Deutschland erstellt, unterscheidet den Eigenheimwunsch nach Beruf und Einkommen. Während die Einfamilienhausquote bei einer 'gehobene White-Collar-Schicht' relativ hoch war, brachten die meisten Mitglieder dieser Oberschicht dem Eigenheimbegriff eine relativ geringe emotionale Ladung entgegen, das Wort Heim wurde weniger gebraucht, und die Entscheidung für das Einfamilienhaus wurde eher auf Basis rationaler Überlegungen über die Nachteile von Mietwohnungen getroffen. Dagegen hegte die 'einfache White-Collar Schicht' ein sehr konservatives, geradezu kulthafte Verhältnis zum Eigenheim als Inbegriff für Sicherheit, sozialen Status, Dauerhaftigkeit und den Sinn des Lebens. Die untere 'Blue-Collar Schicht' von Handwerkern, Facharbeitern und ungelerten Arbeitern maß vor allem dem Unabhängigkeitsmotiv den größten Wert zu.¹⁴⁸

In diesem Zusammenhang prägen Häußermann & Siebel den Begriff eines 'investiven Lebensstils', der speziell bei unteren Einkommenschichten aus 'arbeiterspezifischen' Motiven des Eigenheimbaus entspringt.

„Hausbesitz bei Arbeitern ist Reflex einer besonderen Lebensweise, in der Lohnarbeit, Eigenarbeit und Sozialkapital über lange Zeit hin in einer ‚investiven Strategie‘ auf das Ziel des eigenen Hauses hin gebündelt werden. Dies setzt Sesshaftigkeit voraus und hat Sesshaftigkeit zur Folge.“¹⁴⁹

Auch wenn heute der Arbeiterbegriff als Klassenzugehörigkeit nicht mehr völlig zutreffen dürfte, ist die Aussage, dass das Eigenheim für niedrigere Einkommenschichten meist eine Lebensinvestition darstellt durchaus vertretbar. Man baut ein Haus, meist mit Hilfe von Freunden, Kollegen und Verwandten und ist somit langfristig an den Wohnort gebunden, was Arbeitsplatzwechsel mit dem Ziel einer finanziellen Verbesserung räumlich einschränkt. Die Entscheidung für das Eigenheim stellt damit eine lebensstrategische Weiche für alle Familienmitglieder dar, denn die Ressourcen-

¹⁴⁸ vgl. Häußermann & Siebel 1999.

¹⁴⁹ Häußermann & Siebel 1999, S 260.

mobilisierung dafür erfolgt meist durch Eigenarbeit und informelle Hilfeleistungen, für die man sich später auch revanchieren muss. Die Zugehörigkeit zu einem ortsgebundenen sozialen Netz, Reziprozität, Sesshaftigkeit und Zusammenhalt der Familie sind daher vor allem bei weniger bemittelten Haushalten die Bedingungen für den Erwerb eines Eigenheims. Die Motive für den Wunsch nach dem Eigenheim ergeben sich dabei weniger aus einer bewussten Abwägung als aus einer selbstverständlichen Tradition, in der Grundbesitz als Existenzsicherung, Hausbau als Vergegenständlichung des eigenen Fleißes und Vererbbarkeit als Möglichkeit zur Verlängerung der eigenen Existenz in die Lebenszeit der nachfolgenden Generationen verankert ist. Für untere Einkommensschichten ist der Hausbau die einzige Möglichkeit, ihre Ressource Arbeitsvermögen in Kapital umzuwandeln.¹⁵⁰

Höhere Einkommensschichten zahlen für den Kauf eines Eigenheims im Gegensatz dazu eher mit Finanzkapital in Form von Eigenvermögen oder Kreditaufnahme. Das Eigenheim stellt für diese Einkommensschichten nicht nur einen Gebrauchswert, sondern auch einen Tauschwert dar. Es werden daher eher prestigeträchtige Lagen im Hinblick auf demonstrativen Konsum, soziale Abgrenzung und angenehmeres Wohnen bevorzugt. Haushalte mit höheren Einkommen werden durch den Eigenheimerwerb auch weniger in ihrer Mobilität beeinträchtigt, denn einerseits können qualitätsvollere Häuser leichter wieder verkauft werden, andererseits ist es ihnen auch möglich, einen Zweithaushalt zu gründen.¹⁵¹

Auffällig ist, dass hier kulturell geprägte Wohnwünsche auf strukturelle Ungleichheiten zurückgeführt werden, ein Ansatz der auch und vor allem von Bourdieu vertreten wird:

„...die Struktur des Systems von Faktoren (...), die man als strukturelle bezeichnen kann, weil sie, vermittelt über Systeme individueller Vorlieben – die Geschmäcker – die Neigung bestimmen, das Wohnproblem so zu lösen, dass man entweder Eigentümer oder vielmehr Mieter wird. Dabei darf

¹⁵⁰ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

¹⁵¹ Vgl. Häußermann & Siebel 1999.

nicht übersehen werden, dass diese Dispositionssysteme nur in Bezug auf eine bestimmte Marktlage wirksam werden und ebenso nur in Abhängigkeit von den institutionellen Bedingungen des Zugangs zu diesem Markt, d.h. vor allem von den verschiedenen Formen öffentlicher Unterstützungen.“¹⁵²

Obwohl Bourdieus Habitus immer wieder gerne von den Cultural Studies verwendet wird, ist für ihn die Kapitalstruktur, d.h. die spezifische Zusammensetzung aus Wirtschafts-, Kultur- sowie auch Sozialkapital prägend für die Entscheidung für oder gegen den Eigentumserwerb.

2.7.2 Lebensphasen und Eigenheim

Die These vom Wohnen im Eigenheim als lebensphasenspezifisches Phänomen wird anhand einer Reihe von Studien in unterschiedlichen westlichen Industrieländern bestätigt¹⁵³. Nicht nur wachsen mit steigendem Alter und Berufstätigkeit auch die für den Eigenheimerwerb benötigten finanziellen Ressourcen. Außerdem richten sich die Wohnbedürfnisse stark nach der jeweiligen Größe und Art des Haushalts.

„Unter Lebensphasen sollen hier Zeiträume verstanden werden, die sich ergeben, wenn man das Verhalten von Personen während ihres Lebensverlaufs typisiert; unter Haushalts-Lebensphasen sollen dementsprechend Zeiträume verstanden werden, die sich ergeben, wenn man die Erscheinungsformen von Haushalten in der Zeit ihrer Existenz typisiert. Lebensphasen von Haushalten können als Ergebnis der Regelmäßigkeit im Verhalten von Personen aufgefasst werden. Haushalte könnten partiell als Organisationen mit regelhafter Entwicklung aufgefasst werden.“¹⁵⁴

¹⁵² Bourdieu 1998, S 135.

¹⁵³ Mulder & Wagner zeigen dies für West-Deutschland und Niederlande (Mulder & Wagner 1998), Rosser anhand einer Studie von Hochschulabsolventen in Coventry (UK) (Rosser 1999), und Clark et.al. anhand eines Vergleichs der sehr unterschiedlichen Wohnungsmärkte von Deutschland und den USA (Clark et.al. 1997). Auch für den französischen Kontext identifiziert Bourdieu in einer der ersten Studien des Eigenheims lebenszyklische Motive als entscheidend (Bourdieu 1998).

¹⁵⁴ Falk 1998, S 8-9.

Orientiert man sich an der Veränderung der Zahl der Personen in einem Haushalt, so besteht der typische Lebenszyklus aus vier Phasen. Im Anschluss an die Kindheitsphase erfolgt die erste Haushaltsphase mit der Gründung einer von den Eltern unabhängigen Wohneinheit, meist einer kleinen Stadtwohnung, ungefähr im Alter Anfang Zwanzig. In der darauf folgenden Erweiterungsphase erfolgt typischerweise der Zusammenzug mit einem andersgeschlechtlichen Partner in eine komfortablere, größere und stabilere Wohnsituation. Unter dem Gesichtspunkt von Familiengründung und Geburt von Kindern zieht man in dieser Phase vorzugsweise in ein Eigenheim am Stadtrand. Die Konsolidierungs- oder Stagnationsphase dauert meist von der Geburt des letzten Kindes bis zum Auszug des ersten Kindes aus dem elterlichen Haushalt und ergibt keine Veränderungen in Bezug auf Haushaltsgröße oder Mobilität. Die Schrumpfungsphase ist schließlich durch allmähliche Verkleinerung ab dem Unabhängigwerden der Kinder bis zum Erlöschen des Haushalts gekennzeichnet. Doch aufgrund verringerter Mobilitätsfähigkeit im Alter verbleiben die nun kleineren Haushalte oft im zu groß gewordenen ehemaligen Familienwohnsitz.¹⁵⁵

Aufgrund der zuletzt beobachtbaren Verschiebungen von Sozialstrukturen, Werten und Haushaltsformen sind Veränderungen in der altersspezifischen Nachfrage nach Wohnformen zu beobachten. Da es sich bei dem Übergang von einer Lebensphase zur anderen und dementsprechend auch bei der Haushaltsgründung um sehr individuelle Entscheidungen handelt, entspricht das Lebensphasenkonzept, wie es oben dargestellt wurde, höchstens noch einem statistischen Durchschnitt der Bevölkerung. Angesichts von Individualisierung und Flexibilisierung der Lebensläufe kann es aber kaum noch als repräsentativ für die Einschätzung der zukünftigen Entwicklung von Wohnbedürfnissen gelten. Wenn das Lebensphasenkonzept angesichts der Verbreitung alternativer Lebensentwürfe, die statistisch anhand der Zahl von Ehescheidungen, Single-Haushalten, Alleinerziehern, Wohngemeinschaften etc. ablesbar sind, überhaupt noch angewandt wird, so müssen zumindest einige Änderungen berücksichtigt werden. Durchschnittlich verlängert sich die Gründungsphase von ursprüng-

¹⁵⁵ Vgl. Falk 1998.

lich lediglich einigen Übergangsjahren auf bis zu zehn Jahre oder mehr. Bisweilen wird die erste Wohnung auch zur ständigen Wohnung und so in Form von Single-Leben oder ‚Living apart together‘ zu einem alternativen Lebensentwurf. Weiters kommt nach dem Auszug der Kinder vermehrt eine verlängerte ‚empty nest‘-Phase hinzu, in der die ‚jungen Alten‘ entweder als Ehepartner oder alleine verstärkt außenbezogene Aktivitäten entwickeln. Obwohl die meisten in dieser Zeit den nun zu groß gewordenen Familienwohnsitz beibehalten, ziehen viele auch wieder die Nähe städtischer Infrastruktur vor. Daher könnte dieses aufgrund von längerer Erwerbstätigkeit und Auszug der Kinder finanziell besser gestellte Alterssegment in Zukunft verstärkt dazu tendieren, aus den Einfamilienhäusern in periphere Lagen auszuziehen und komfortable Wohnungen in zentralen Innenstadtlagen nachzufragen. Die steigende Nachfrage der gebildeten alleinlebenden Besserverdiener ohne Kinder sowie der ‚jungen Alten‘ stellt ein entstehendes Hochpreissegment des städtischen Wohnungsmarktes dar.¹⁵⁶

Trotzdem wirkt aber immer noch vor allem die Phase der Familiengründung, markiert durch lebensabschnittsbegrenzende Ereignisse wie Hochzeit und Geburt des ersten und zweiten Kindes, als entscheidend für den Wunsch bzw. den tatsächlichen Erwerb eines Eigenheims. Dabei wächst statistisch gesehen die Eigentumsquote meist mit der Zahl der zu betreuenden Kinder.¹⁵⁷ Doch ist nicht immer das tatsächliche Vorhandensein von Kindern sondern eher der Wunsch nach Kindern und Familiengründung für den Eigenheimerwerb entscheidend.¹⁵⁸

“Die Standorte differieren in erster Linie nach dem Vorhandensein von Kindern. Die neuen Haushaltstypen haben im allgemeinen nicht das Bedürfnis, an den Stadtrand zu ziehen (mit Ausnahme von ‚Nobelgebieten‘, ‚Öko-Siedlungen‘ usw.), weil sie keine Freiflächen für Kinder benötigen, sondern eine Infrastruktur, die außerhäusliche Freizeitaktivitäten, Arbeits-

¹⁵⁶ vgl. Falk 1998; Scheider & Spellerberg 1999.

¹⁵⁷ vgl. Bourdieu 1998.

¹⁵⁸ vgl. Häußermann & Siebel 1999.

platz- und Ausbildungsplatznähe sowie kommunikations-freundliche Orte bündelt. Mit dem Vorhandensein von Kindern differiert die Dringlichkeit von Eigenheimen, die Kindern mehr Platz und Bewegungsmöglichkeiten bieten als Mietwohnungen.”¹⁵⁹

Grund für den Zusammenhang von Familiengründung und Eigenheimerwerb ist unter anderem die langfristig unterschiedliche Kostenentwicklung von Eigenheim und Mietwohnung. Bei höherer Fläche und Bewohnerzahl verbessern sich aufgrund fallender Investitionskosten, Betriebskosten und Flächenkosten langfristig die Vorteile der Einfamilienhäuser relativ zu Mietwohnungen. Dies setzt allerdings die Bereitschaft zur Sesshaftigkeit sowie zu einem eher zurückgezogenen Lebensstil in eher peripheren Lagen voraus, was bei Familien meist eher gegeben ist als bei Alleinstehenden und kinderlosen Ehepaaren. Gesundere Umwelt, ein Garten zum Spielen für die Kinder und wenig Einschränkungen durch Nachbarn, Verkehr und Sicherheitsprobleme der Großstadt wiegen gerade für Familien mit Kindern schwerer als der Verzicht auf Mobilität, Kulturangebote und expressiven Lebensstil. Es ist daher anzunehmen, dass das Eigenheim tatsächlich eher in der Lebensplanung jener eine Rolle spielt, die in eher herkömmlichen Lebenszyklen verhaftet sind oder zumindest zum Zeitpunkt des Eigenheimerwerbs von einem eher traditionellen Lebensverlauf ausgehen.

2.7.3 Lebensstilgruppen und Eigenheim

Eine der wenigen Studien, die den hier thematisierten Zusammenhang zwischen Lebensstil und Wohnbedürfnissen untersucht, wurde von Schneider und Spellerberg 1999 in der Bundesrepublik Deutschland durchgeführt. Aufgrund ähnlicher Gegebenheiten kann für den österreichischen Kontext von ähnlichen Hypothesen ausgegangen werden, so dass hier die wichtigsten Ergebnisse aus der Untersuchung der alten Bundesländer vorgestellt werden.

Die Wohnungsnachfrage unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen wurde in Hinblick auf Wohnstandort, Wohnumfeld, Größe und Zuschnitt der Wohnung untersucht, wobei verschiedenen Lebensstilgruppen nicht nur spezifi-

¹⁵⁹ Schneider & Spellerberg 1999, S 60.

sche Wohnsituationen sondern auch Wohnwünsche zugeordnet wurden. Insbesondere wurden die Wohnbedürfnisse nach Ausstattung, Größe, Lage, Infrastruktur und Nachbarschaft identifiziert. Es wurden Diskrepanzen zwischen gewünschten und tatsächlichen Wohnverhältnissen festgestellt, Stadt-Land-Disparitäten untersucht und die Bedingungen für die Bereitschaft zum Wohnungswechsel hinterfragt. Schließlich wurden Umzugswünsche, bevorzugte Wohnstandorte und Wohnverhältnisse nach Lebensstilen, Lebensphasen und sozialem Status unterschieden. Der Lebensstilbegriff als Gesamtheit sichtbaren Verhaltens und handlungsleitender Orientierungen definiert und anhand von Indikatoren aus den Bereichen Freizeitaktivitäten, kulturelle Geschmacksmuster und Lebenszielen operationalisiert. Daraus ergab sich für Westdeutschland eine Lebensstiltypologie mit sehr spezifischen Wohnverhältnissen, Bedürfnissen und Verhaltensmustern auf dem Wohnungsmarkt.¹⁶⁰

Insbesondere trifft die Studie eine sehr detaillierte Unterscheidung zwischen den Lebensstilen der hochkulturell Interessierten, sozial Engagierten (11 Prozent), den Arbeits- und Erlebnisorientierten, vielseitig Aktiven (9 Prozent), den expressiv Vielseitigen (12 Prozent), den sachlich-pragmatisch Qualitätsbewussten (12 Prozent), den hedonistisch Freizeitorientierten (6 Prozent), den Häuslichen mit Interesse für leichte Unterhaltung und Mode (10 Prozent), den Einfach-Lebenden, arbeitsorientierten Häuslichen (13 Prozent), den sicherheitsorientierten, sozial Eingebundenen mit Vorlieben für volkstümliche Kultur und Mode, sowie den traditionellen, zurückgezogen Lebenden (16 Prozent)¹⁶¹. Lediglich die Gruppen der jüngeren, ungebundenen Hedonistisch-Freizeitorientierten sowie die finanzstarke, gut gebildete Gruppe der Arbeits- und Erlebnisorientierten, vielseitig Aktiven zeigen eindeutige Präferenzen für urbanes Wohnen in zentral gelegenen Mietwohnungen. Mit Einschränkung wird dies auch von den Häuslichen mit Interesse für leichte Unterhaltung und Mode sowie von den Sicherheitsorientierten, sozial Eingebundenen mit Vorlieben für volkstümliche Kul-

¹⁶⁰ Vgl. Schneider & Spellerberg 1999.

¹⁶¹ Für eine genaue Beschreibung der Lebensstilgruppen und ihrer spezifischen Wohnbedürfnisse siehe Schneider & Spellerberg 1999, S14-21.

tur und Kleidung geteilt. Alle anderen Lebensstilgruppen bevorzugen das Wohnen im Eigenheim am Land oder am Rande von städtischen Agglomerationen, wobei vor allem ältere Gruppen, trotz empfundener Nachteile der Größe und Lage ihrer Eigenheime, wenig Umzugsbereitschaft aufweisen. Dagegen ergibt sich das Wohnen im Eigenheim bei den expressiv Vielseitigen, den sachlich-pragmatisch Qualitätsbewussten und bei den Einfach-lebenden, arbeitsorientierten Häuslichen eher aus ihrer familiären Situation. Vor allem für jene mit expressivem Lebensstil könnte das Eigenheim daher durchaus nur eine vorübergehende Wohnform darstellen, die nach Auszug der Kinder gegen eine Miet- oder Eigentumswohnung in der Stadt eingetauscht wird. Die traditionellen eher häuslichen Lebensstilgruppen tendieren dagegen zu hoher Sesshaftigkeit und sozialer Gebundenheit im ländlichen bzw. zunehmend auch vorstädtischen Eigenheim.¹⁶²

„Als genereller Trend lassen sich somit die gestiegenen Anforderungen an ein ökologisch sinnvolles Bauen hervorheben. Das Bedürfnis nach Nähe zur Natur ist bei den meisten Lebensstilgruppen zu beobachten, so dass die städtische Dichte anders als bisher gestaltet und bewältigt werden muss. Der Wunsch nach einem Eigenheim ist ebenfalls ungebrochen, dem man durch eine Ausweitung von Eigentumsformen sowie eine veränderte Bauweise und Siedlungsstruktur entgegenkommen kann. Zudem erscheint aufgrund der Vielfalt von Bedürfnissen eine weitergehende Durchmischung verschiedener Funktionen wie Wohnen, Arbeiten und Freizeitgestaltung vorteilhaft, um Wegezeiten zu verkürzen und die Verkehrsbelastung zu reduzieren. Zusätzlich verhindert eine soziale Mischung von Schichten, Lebensphasen und Lebensstilen die Verödung und Stigmatisierung von Wohngebieten. Die Vielfalt von Lebensstilen erfordert in jedem Fall flexiblere Grundrisse und auch ein breites Angebot von Infrastrukturangeboten in den Quartieren. Die Ergebnisse der Analysen haben gezeigt, dass für die jeweilige Lebensstilgruppen spezifische Maßnahmen sinnvoll sind, um die Wohnqualitäten zu steigern.“¹⁶³

¹⁶² Vgl. Schneider & Spellerberg 1999.

¹⁶³ Schneider & Spellerberg 1999, S 21-22.

2.8 Zusammenfassung

Das Eigenheim ist Österreichs beliebteste und verbreitetste Wohnform. Gerade in peripheren ländlichen Gegenden werden immer mehr Einfamilienhäuser gebaut, was angesichts von Zersiedelung und Ressourcenverbrauch zunehmend negativ bewertet wird. Im Rahmen sozio-ökonomischer Prozesse wie Deindustrialisierung, Informatisierung und Migration stellen Suburbanisierung und Gentrifizierung zwei entgegengesetzte Phänomene der gegenwärtigen Siedlungsentwicklung dar. Während ersteres eine Stadtfucht der Mittelschicht in immer mehr neuerbaute Eigenheime an der Peripherie fördert, führt zweiteres zu einer Rückkehr von Teilen der Oberschicht in zentral gelegene Stadtwohnungen. Dementsprechend hat das Eigenheim, unter anderem auch unter dem Einfluss politischer Interessen, einen kulturellen Bedeutungswandel durchgemacht: vom bürgerlichen Wohn- und Erziehungsmodell für die Arbeiterklassen der aufkommenden Moderne zum Ort des Rückzugs breiter Mittelschichten in die abgeschirmte Privatheit und Freizeit mit der Familie. Die aus der symbolischen Bedeutung des Eigenheims resultierenden Widersprüche zwischen Entlastung des täglichen Lebens durch moderne Technik und Geborgenheit im traditionellen Verband der Familie, zwischen Stadt und Land, finden sich in einer Vielfalt architektonischer Stile auf dem Eigenheimmarkt wieder. Der postindustrielle Gesellschafts- und Wertewandel von der Klassengesellschaft hin zu einer kulturellen Vielfalt an mehr individuellen und teilweise freigewählten Lebensstilen stellt nicht nur die Standardisierung des Geschmacks, sondern auch die Normierung der Wohnformen in Frage. Der Normallebenslauf wird abgelöst von der Patchworkbiografie, neben den typischen Kernfamilienhaushalten entstehen neue Haushaltsformen wie Singles, Alleinerzieher, Entfernungsbeziehungen, Wochenendhaushalte, kinderlose Paare oder Wohngemeinschaften. Daher entspricht das Eigenheim als standardisierte und hochstabile Wohn- und Lebensform nicht mehr den vielfältigen Wohnbedürfnissen der postmateriellen Informations- und Erlebnisgesellschaft. Um die sich ändernden Ansprüche an das Wohnen analytisch nachzuvollziehen, muss neben und zusätzlich zu rein quantitativen Untersuchungen sozio-ökonomischer Strukturmerkmale verstärkt Augenmerk auf kulturelle Merkmale des Lebensstils gerichtet werden. Dies ermöglicht zusätzlich zur vertikalen Unterscheidung

der Wohnsituation nach sozialen Schichten eine horizontale Unterscheidung nach kulturellen Lebensstilgruppen. Anhand qualitativer Befragungen wird so mehr auf individuelle Wohnwünsche und die Motive der Entstehung von kollektiven Wohnidealen wie des Eigenheims eingegangen. Aus der internationalen Literatur zu Lebensstilen und Wohnbedürfnissen kann angenommen werden, dass auch in Österreich der Trend dahin geht, dass besser verdienende, gebildete Gruppen im Rahmen des Aufkommens alternativer Haushaltsformen verstärkt komfortable Stadtwohnungen in der Nähe urbaner Arbeits-, Kultur- und Freizeitangebote bevorzugen. In diesen innerstädtischen Lagen treffen sie auf die untersten sozialen Schichten, die allmählich in weniger bevorzugte Randlagen verdrängt werden. Sofern sie es sich leisten können, zieht ein Großteil der aufsteigenden Mittelschichten, vor allem aber Familien mit Kindern in Einfamilienhäuser am Stadtrand oder in entlegene ländliche Gebiete, die allmählich suburbanisiert werden.

Für diejenigen, meist Familien mit Kindern, die aufgrund der Nachteile der Großstadt den Wohntraum Eigenheim auch weiterhin leben wollen, sollten umweltgerechte Technologien, verdichtete Eigenheimsiedlungen und individuell anpassungsfähige Wohnformen zur Verfügung stehen. Vor allem der Partizipation des Nutzers bei Planung und Verwaltung des Eigenheims kommt eine wichtige Rolle zur Adaptierung der Wohnform Eigenheim an die individuellen Bedürfnisse zu. Um allerdings angesichts zunehmender ökologischer, ökonomischer und sozialer Nachteile möglichst viele Menschen von der umweltbelastenden Wohnform Einfamilienhaus abzubringen, ist es notwendig, den Traum vom Eigenheim in der öffentlichen Meinung zu relativieren, das Ideal mit der Realität zu konfrontieren. Vermehrt sollten daher öffentlichkeitswirksame Kampagnen adressatenspezifisch auf die tatsächlichen Vor- und Nachteile des Einfamilienhauses gegenüber urbanen Wohnformen für verschiedene Bevölkerungsgruppen aufklären. Als Reaktion auf den immer noch verbreiteten Wunsch nach dem Eigenheim, sollten vermehrt städtische Wohnformen auf ein ‚Wohnen mit Eigenheimqualität‘ hin entwickelt werden.¹⁶⁴

¹⁶⁴ Vgl. Weeber 2001.

Die Forderung nach sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit findet unter anderem in der stadtplanerischen Diskussion über die Rückkehr zur Urbanität ihren Ausdruck. Verdichtung, Mischung der Wohn- und Arbeitsfunktionen, soziale Komplexität und kulturelle Vielfalt – auch im Zusammenleben mit Migranten und sozialen Randgruppen – sind die Elemente, die in den Agglomerationszentren urbanes Leben entstehen lassen. Gepaart mit flexiblen, individuell anpassbaren Wohnformen, könnten die Agglomerationszentren so zumindest für einige Bevölkerungsgruppen der aufkommenden Erlebnis- und Risikogesellschaft an Wohnqualität gewinnen.¹⁶⁵

Im Folgenden werden schlagwortartig die wichtigsten Ansatzpunkte für eine lebensstilspezifische Wohnungspolitik angeführt. Teilweise bestehen dazu Pilotprojekte und Wohnexperimente, deren Erfahrungen für die Formulierung einer zukunftsweisenden Politik entscheidend sein können ¹⁶⁶:

Flexibilität und individuelle Anpassungsfähigkeit der Wohnformen (flexible Wohnflächen, Wiederverkäuflichkeit, individuelle und kollektive Gestaltung)

- | | |
|---|---|
| ❖ | Weniger langfristige Bindungen an eine Wohnung zur Erleichterung von Mobilität (z.B. durch Anpassung der Finanzierungs- und Rechtsformen) |
| ❖ | Partizipation der Nutzer bei Planung und Verwaltung von Wohngebäuden |
| ❖ | Bauliche Verdichtung bei Auflockerung durch (halb)öffentliche Grünanlagen |
| ❖ | Ökologische Bauweise und Haustechnologien |
| ❖ | Kulturelle Vielfalt und infrastrukturelles Angebot macht Urbanität |
| ❖ | Soziale, kulturelle und funktionale Mischung in den Innenstädten (Verhinderung von sozialräumlicher Segmentierung, von Gettoisierung von Migrantenwohngebieten sowie ausschließlicher Büro- und Geschäftsnutzung der Innenstädte) |

¹⁶⁵ Vgl. Hoffmann-Axthelm 1993.

¹⁶⁶ Einige Wohnprojekte, die international als Vorzeigebispiele neuer Siedlungsformen gelten, sind zum Beispiel die autofreie Siedlung in Wien Floridsdorf, die Sargfabrik in Wien, kommunal geförderte Gruppenselbsthilfeprojekte in Mannheim, kommunal gesteuerte Baulandmobilisierung in Dortmund, Gemeinschaftseigentum Haus-Heyden-Hof in Aachen, Ökologische Siedlung Gerolsäcker in Karlsruhe etc. (Andritzl 1999; Difu 2001).

- ❖ Altengerechte Wohnformen (kleine gutausgestattete Wohnungen in zentralen Lagen mit Serviceangeboten)
- ❖ Kindgerechtes Wohnen auch in der Stadt (Lärmschutz, betreute Spielplätze, Kindergärten, Grünanlagen, autofreie Straßen)
- ❖ Themenspezifische Wohnprojekte wie Kindgerechtes Wohnen, Altenwohnen, Autofreie Siedlung, ‚Künstlerisches‘ Wohnen in verdichteten Lagen
- ❖ Mehr öffentlich nutzbare Grünanlagen in der Stadt
- ❖ Privatheit im Außenbereich mit individuellen Gestaltungsmöglichkeiten (z.B. eigenes Gemüsebeet, geschützte Terrasse)
- ❖ Vielfältigere Haus- und Wohnungsgrößen in derselben Lage
- ❖ Neue Rechtsformen wie Eigentümergemeinschaften
- ❖ Öffentliche Finanzierungshilfen von urbanem Wohneigentum für junge Familien
- ❖ Öffentliche Preisgestaltung bei der Mobilisierung und Widmung von Bauland
- ❖ Mediation und Beratungsangebote für gemeinschaftliche, partizipative Wohnformen
- ❖ Aufklärungskampagnen über Vor- und Nachteile des Eigenheims
- ❖ Raumplanerische Lösung auf Länder- bzw. Bundesebene zur Koordination des Wettbewerbs der Gemeinden um Neuzuzüge

Teil 3: Anhang

3.1 Stichprobenplan

Insgesamt wurden 494 Interviews in Wien, Niederösterreich und der Steiermark durchgeführt. Bei der Auswahl der zu befragenden Personen haben wir, um eine hinreichende Variabilität zu erzielen, folgende Schichtungskriterien angewendet:

- | | |
|---|---|
| ❖ | Wohntyp: Wohnung / Einfamilienhaus / Reihenhaus |
| ❖ | Lage: Stadt / Umland / Land |

Daraus ergab sich folgender Raster, die eingetragenen Zellbesetzungen entsprechen den in der jeweiligen Subgruppe durchgeführten quantitativen Interviews.

Darstellung 12: Stichprobe nach Wohntyp und Lage

	Wohnung	Reihenhaus	EFH	Summe
Stadt	100	0	25	125
Umland	104	89	108	301
Land	8	1	59	68
Summe	212	90	192	494

Aufgrund der Komplexität des Fragebogens haben wir – anders als ursprünglich geplant, Face-To-Face-Interviews durchführen. Aufgrund dieser Tatsache konnte keine Zufallsstichprobe realisiert werden. Wir haben aus in der Steiermark und in Niederösterreich neben den beiden großen Städten Wien und Graz Ortschaften ausgewählt, die ein bestimmtes Kriterium erfüllen, nämlich einen besonders hohen und einen besonders niedrigen Zuzug in den letzten Jahren.

Darstellung 13: Orte, in denen Interviews durchgeführt wurden

	Steiermark	Niederösterreich
Stadt	Graz	Wien
Umland	Hart bei Graz	Leopoldsdorf
	Seiersberg	
Land	St. Bartholomä	Hohenau
	Stiwoll	

Darstellung 14: Daten über die ausgewählten Orte

	Einwohner (2001)	Zuwachs seit 1869	Ø Zuwachs Pol. Bezirk	Ø Zuwachs Bundesland	Entfernung zum Zentrum (Graz/Wien)	Partei des Bgm.
Hart bei Graz	4.193	604%	230%	165%	9 km	SPÖ
Seiersberg	5.974	950%	230%	165%	9 km	SPÖ
St. Bartholomä	1.399	136%	230%	165%	23 km	ÖVP
Stiwoll	703	98%	230%	165%	26 km	ÖVP
Leopoldsdorf	3.451	311%	267%	144%	13 km	SPÖ
Hohenau	2.771	133%	164%	144%	70 km	SPÖ

Durch diese zwei Kriterien kommen wir zu unterschiedlichen Typen von Einfamilienhausbesitzern: In Orten mit hohem Zuzug wohnen die "Suburbanisierer", die "Zuzügler". In den Orten mit niedrigem Zuzug kommen wir zu den "Alteingesessenen", zu den ländlichen Lebensstiltypen. Als Vergleichsgruppen haben wir in der Stadt und im Umland auch jene befragt, die in Wohnungen wohnen.

3.2 Qualitative Interviews, Phase 1

Margarethe Havel

Insgesamt wurden 13 Interviews mit Experten (Architekten, Raumplaner, Verantwortlichen von Baumärkten, Finanzierungsberatern, Politikern und Raumplanern und 8 Interviews mit Bewohnern durchgeführt, um einen ersten Überblick über das Thema zu erhalten.

Im Folgenden wird auf die wichtigsten Aspekte, die sich aus den Interviews ergeben haben, eingegangen. Die theoretischen Überlegungen von Monika de Frantz aus Teil 1, Kap. 4-8 werden dabei miteinbezogen.

Das **Hauptmotiv** für den Wunsch nach einem Einfamilienhaus mit Garten im Grünen zieht sich in unterschiedlicher Ausprägung durch alle gesell-

schaftlichen Gruppen: Der Wunsch nach dem eigenen Einfamilienhaus sei „**ein Bedürfnis, das tief im Menschen verankert ist**“ und stark mit ideellen Werten aufgeladen ist. Autonomievorstellungen, Abenteuer und Eigenbau sind dabei wichtige Aspekte, die oft mit der Vorstellung vom Einfamilienhaus konform gehen. Dies haben auch die Experten gezeigt, die zu einem großen Teil selbst im Einfamilienhaus leben und dieser Wohnform großes Verständnis entgegenbringen. In das Haus, das man erwirbt, projiziert man seine Träume und Wunschvorstellungen. Auch wenn die Realität ganz anders aussieht, denkt man immer noch in den Kategorien dieser Wunschvorstellung.

Einen großen ideellen Wert des freistehenden Einfamilienhauses stellt die **Individualität** dar. „Freistehend“ wird oft mit „individuell“ gleichgesetzt. Auch wenn in den Ballungen der freistehenden Einfamilienhäuser dieses Synonym nicht mehr zutreffend ist, lässt sich diese Ideologie nur schwer ausräumen.

Der **eigene Garten** als privates Refugium ist ein weiteres Motiv für das Einfamilienhaus. Hier kommen zwei gegensätzliche Betrachtungsweisen klar zum Ausdruck. Zum einen die Betrachtungsweise der Gartenbesitzer, die den Garten des freistehenden Einfamilienhauses als frei verfügbaren Raum sehen. Auf der anderen Seite stehen die Aussagen der Experten aus den Bereichen Architektur und Raumplanung, die dem Grünanteil des freistehenden Einfamilienhauses kein gutes Zeugnis ausstellen. Denn dem quadratmetermäßig hohen Grünraum steht ein oft sehr geringer real nutzbarer Garten gegenüber. Durch Bebauungsvorschriften wird die real nutzbare Gartenfläche des freistehenden Einfamilienhauses meist sehr gering. Im Vergleich dazu wird ausgeführt, kann bei verdichteten Bauweisen die Gartenfläche optimal genutzt werden, sodass der quantitative Gartenanteil beinahe ident ist mit dem real nutzbaren Grünraum.

Wenn man oben genannte Motive, die für das Einfamilienhaus sprechen, betrachtet, ist oft eine Diskrepanz zwischen Idealvorstellung und Realität zu erkennen. Das Einfamilienhaus ist stark durch positive Bilder besetzt. Diese Bilder kommen in den Marketingstrategien von Baumärkten und Fertighausfirmen bewusst zum Einsatz, um eben diese Schere zwischen wahrgenommenem und gewünschtem Produkt zu schließen.

Ein wesentlicher Aspekt in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Ausprägungen unserer Wohnbedürfnisse wurde von der Expertin aus dem Bereich Raumplanung angesprochen. Unsere Wohnvorstellungen sind abhängig von unserer Wohnbiografie. Das bedeutet, dass wir „sehr stark **von den Wohnbildern geprägt** sind, in denen wir als Kind gelebt haben.“ Eine Möglichkeit, dieser Prägung zu begegnen, sei, eine „Wohnbildung“ in Schulen anzubieten, die andere Wohnformen, als die persönlich erlebbaren, näher bringt.

Als großer Vorteil des Einfamilienhauses im Vergleich mit anderen Wohnformen, gilt die Möglichkeit der **Mitsprache im Planungsprozess**. Die Partizipation der Nutzer bei Planung und Verwaltung von Wohngebäuden zählt im Theorieteil bereits zu den Forderungen für eine lebensstilspezifische Wohnungspolitik.

Für **ökologische, energiesparende Bauweisen** erwarten die Experten künftig eine starke Nachfrage. Schließlich sind die Energiekosten im Steigen begriffen. Eingesparte Energiekosten als Pensionsvorsorge und eine bessere Vermarktung energiesparender Wohnformen werden als mögliche Strategien auf dem Sektor der Bauökologie genannt. Verdichtete Wohnprojekte in ökologischer Bauweise zu errichten, wird auch im theoretischen Teil dieser Arbeit gefordert.

Da der Wunsch nach einem Einfamilienhaus nicht an bestimmte gesellschaftliche Gruppen gebunden ist, existieren Kriterien, an denen **sozio-ökonomische Ungleichheiten** unter den Hausbesitzern ablesbar sind. Ein Kriterium, an dem sich sozio-ökonomische Unterschiede äußern, ist die Lage. So ziehen einkommensschwache Haushalte in Gegenden mit niedrigen Grundstückspreisen. Meist greifen diese Haushalte auf vorgefertigte Haustypen zurück. Haushalte mit höherem Einkommen hingegen lassen ihr Haus von einem Planer in teureren Wohngegenden errichten. Diese Entwicklung ist an dem hohen Anteil an Fertigteilhäusern und selbsterrichteten Häusern in den Umlandgemeinden östlich Wiens und dem hohen Anteil an Bauherrn, die den Hausbau an Planer vergeben, in Umlandgemeinden im Süden Wiens abzulesen.

Das Wohnen im Einfamilienhaus wird immer noch in Abhängigkeit von bestimmten **Lebensphasen** gesehen. Als Jugendlicher mit wenig Geld aber

mit hohem Freiheitsdrang zieht man in eine Wohnung vorzugsweise in der Stadt. Zum Zeitpunkt der Familiengründung zieht man in ein Einfamilienhaus am Stadtrand.

In der „Schrumpfungsphase“, die mit dem Auszug der Kinder beginnt, ist gegenwärtig der Trend zu beobachten, wieder in eine Stadtwohnung zu ziehen oder sich ein kleineres Haus am Land zu kaufen.

Bedingt durch geänderte Wohnansprüche - wie etwa dem steigenden Anteil an Singles oder alleinstehenden älteren Menschen, denen ein eigenes Haus zu groß ist - steigt der Bedarf nach neuen Wohnformen. Das führt zu höherer Nachfrage nach Senioren- oder Singlewohnungen.

Hier gilt es, ländliche Siedlungstraditionen den aktuellen Wohnansprüchen anzupassen und auf Funktionsteilung und die Bereitstellung sozialer Infrastruktur besonderen Wert zu legen.

Auf **raumplanerischer Ebene** erscheinen zwei Punkte wichtig für zielgruppenspezifische Angebote im verdichteten Wohnbau.

Der Finanzausgleich bestimmt entscheidend unsere Siedlungsentwicklung. Denn er führt zur Konkurrenz um Einwohner zwischen den österreichischen Gemeinden, da der Anteil an den Bundesabgaben von der Einwohnerzahl abhängt. Solange an diesem System nichts geändert wird, werden die Zuzugsgemeinden kaum nach qualitativen Lösungen in der Siedlungsentwicklung suchen.

Kritik wird auch am österreichischen Fördersystem geübt, das sich an Rahmenbedingungen der 50er Jahre nach wie vor orientiert. Damals galt es, der Landflucht entgegenzuarbeiten und den ländlichen Raum zu stärken. Bis heute wurden die Förderungen nur minimal adaptiert. Eine Angleichung an aktuelle raumplanerische Bedingungen könnte eine qualitative Siedlungsentwicklung der Zuzugsgemeinden fördern.

Die Befragung der BewohnerInnen von Einfamilienhäusern, Reihenhäusern und Wohnungen, im Umland oder in der Stadt, zeigte, wie schwierig die Motive für eine spezifische Wohnform erheben sind. Die Wohnbedürfnisse, Wünsche und Erwartungen der InterviewpartnerInnen in den unterschiedlichen Wohnformen unterscheiden sich nicht wesentlich. In vielen Fällen

sind es nicht rationale Gründe, warum die eine oder andere Wohnform bevorzugt wird.

3.3 Qualitative Interviews, Phase 2

Aus der statistischen Auswertung der quantitativen Interviews haben sich noch einige spezielle Fragen zu den latenten Motiven ergeben. Um hier einerseits eine qualitative Absicherung der statistischen Ergebnisse zu erzielen und um andererseits die Zahlen auch „transparenter“ machen zu können, wurden weitere Personen interviewt. Nachdem der Fokus des empirischen Berichtes auf den beiden Lebensstilen „urban Etablierte“ und „urbane Aufsteiger“ lag, wurden auch Vertreter dieser beiden Lebensstile interviewt. Auch das Thema der Interviews war sehr eng umgrenzt: wir haben uns thematisch streng an den quantitativen statistischen Ergebnissen orientiert: Es ging ausschließlich um die latenten Motive für die Wohnungsentscheidung, um die emotionale Komponente der Wohnform. Die Ergebnisse sind in den Bericht über die empirischen Ergebnisse (Teil 1) eingebunden. Mit folgenden Personen wurden etwa einstündige qualitative Tiefeninterviews geführt:

- | | |
|---|---|
| ❖ | P1, urbaner Etabliert, männlich, 56, Einfamilienhaus, hoher Beamter |
| ❖ | P2, urbaner Aufsteiger, männlich, 33, Einfamilienhaus, Assistent |
| ❖ | P3, urban Etabliert, weiblich, 45, Einfamilienhaus, Anwältin |
| ❖ | P4, urbane Aufsteigerin, weiblich, 37, Wohnung, Wissenschaftlerin |

3.4 Literatur

Michael Andritzl. Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute, in: Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eigenheimverein e.V.: Geschichte des Wohnens – Wüstenrot; Ludwigsburg / Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt: Ludwigsburg 1999, S.617-686. (Andritzl 1999)

Pierre Bourdieu et al. Eine sichere Geldanlage für die Familie. Das Einfamilienhaus: Produktspezifika und Logik des Produktionsfeldes. in: Pierre Bourdieu et al. Der Einzige und sein Eigenheim. Hamburg: VSA-Verlag 1998. (Bourdieu 1998)

Pierre Bourdieu. Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999. (Bourdieu 1999)

Manuel Castells. *The Informational City*. Oxford: Blackwell 1989. (Castells 1989)

W. Clark, M. Deurloo, F. Dieleman. Entry to home-ownership in Germany: some comparisons with the United States. *Urban Studies*, vol.34, no.1, 1997, pp.7-19. (Clark 1997)

Edwin Deutsch. *Wohnungsfinanzierung und intergenerationelle Vermögensbildung. Wohnungspolitik zwischen Markt, Familie und sozialem Auftrag*. Wien: Linde 1999. (Deutsch 1999)

Difu. *Wohnen in der Stadt. Urbane Wohnformen im Eigentum (Konferenzunterlagen)*. Berlin: Difu 2001. (Difu 2001)

Wilhelm Falk. *Wohnen im Lebenslauf. Die Wirkungen der deutschen Wohnungspolitik*. Amsterdam: Fakultas 1998. (Falk 1998)

Robert Fishman. *Bourgeois Utopias: Visions of Suburbia (1987)*, in: Susan Fainstein, Scott Campbell. *Readings in Urban Theory*. Oxford: Blackwell: 1997, S. 23-60. (Fishman 1997)

Ingeborg Flagge. *Über Architekturideen und Wohnträume, über Zumutungen und Banalitäten im Wohnungsbau nach 1945*, in: Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eigenheimverein e.V.: *Geschichte des Wohnens*. Ludwigsburg / Stuttgart: Wüstenrot; Deutsche Verlagsanstalt 1999, S.807-947. (Flagge 1999)

Jost, Frank: *Roter Faden. Gartenstadt. Stadterweiterungsplanungen von Howards garden city bis zur 'Neuen Vorstadt*. Berlin: Mensch & Buch Verlag 1999. (Jost 1999)

Jürgen Friedrichs. *Gentrification*, in: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske + Budrich 2000, S. 57-66 (Friedrichs 2000)

Paul Gans. *Urban population change in large cities in Germany, 1980-94*, *Urban Studies*, Vol 37, No.9, 2000, S.1497-1512. (Gans 2000)

Werner Georg. *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie*. Opladen: Leske & Budrich 1998. (Georg 1998)

Erving Goffman. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1973. (Goffman 1973)

Craig Gurney. Lowering the Drawbridge: A case study of analogy and metaphor in the social construction of home-ownership, *Urban Studies*, Vol 36, No.10, 1999, S.1705-22. (Gurney 1999)

Richard Harris, Peter Larkham. Suburban Foundation, Form and Function. in: diess. (Hrsg.): *Changing Suburbs: Foundation, Form and Function*. – E & FN: New York 1999, S. 1-31. (Harris 1999)

Hartmut Häußermann, Walter Siebel. *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. Weinheim / München: Juventa 1996 (Häußerman 1996)

Fred Hirsch. *Die sozialen Grenzen des Wachstums*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1980. (Hirsch 1980)

Dieter Hoffmann-Axthelm. *Die Dritte Stadt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. (Hoffman 1993)

Ebenezer Howard. 'Author's Introduction' and 'The Town-Country Magnet' (aus: *Garden Cities of Tomorrow*, 1898), in: LeGates, Richard; Stout, Frederic: *The City Reader* – Routledge: London & New York 2000, S. 321-329.

Stefan Hradil. wohn:wandel – Strukturwandel. Einführung in den Kongress – in: Schader-Stiftung (Hrsg.): *wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens* – Darmstadt: Schader-Stiftung 2001, S.10-20 (Hradil 2001)

Carl Gustav Jung. *Traum und Traumdeutung*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2001. (Jung 2001).

Elisabeth Katschnig-Fasch. *Städtische Lebensstile. Kulturelle Praxis und Zeichen im gegenwärtigen Wohnen*. Habilitation. Graz: Karl-Franzens-Universität 1995. (Katschnig-Fasch 1995)

Verena Knast. *Die Dynamik der Symbole. Grundlagen der Jungschen Psychotherapie*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002.

Rainer Mackensen. Urban decentralization processes in Western Europe. – in: Summers, Anita; Cheshire, Paul; Senn, Lanfranco: Urban Change in the United States and Western Europe. Comparative Analysis and Policy. Washington DC: The Urban Institute Press 1993, S 299-323. (Mackensen 1993)

Duncan Maclennan. Decentralization and residential choices in European cities: the roles of state and market. in: Summers, Anita; Cheshire, Paul; Senn, Lanfranco: Urban Change in the United States and Western Europe. Comparative Analysis and Policy. Washington DC: The Urban Institute Press 1993, S 529-551. (Maclennan 1993)

Duncan Maclennan, Gwilyn Pryce. Global Economic Change, Labour Market Adjustment and the Challenges for European Housing Policies. Urban Studies, Vol 33, no.10, 1996, S 1849-1865. (Duncan 1996)

Peter Moser, Eva Stocker. Einfamilienhaus und verdichtete Wohnformen – eine Motivenanalyse. Ein Projektbericht im Rahmen der Programmlinie „Haus der Zukunft“. Erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie. Wien 2001. (Moser 2001)

Winfried Moser, Markus Müller, Dieter Reicher, Werner Nussmüller. Wohnzufriedenheit und architektonische Innovation in der Steiermark seit den 60er Jahren. Projektbericht, erstellt im Auftrag der steiermärkischen Landesregierung. Graz 2000. (Moser 2000)

Clara Mulder; Michael Wagner. First-time home-ownership in the family life course: a west German-Dutch Comparison. Urban Studies, vol.35, no. 4, 1998, pp.687-713. (Mulder 1998)

Mike Rosser. Determinants of graduates' demand for housing. Applied Economic Letters 1999, 6, S 139-142. (Rosser 1999)

Saskia Sassen. The Global City (1991), in: Susan Fainstein, Scott Campbell. Readings in Urban Theory. Oxford: Blackwell 1997, S.61-71. (Sassen 1991)

Axel Schildt, Arnold Sywottek. Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt / New York: Campus 1988. (Schildt 1988)

Norbert F. Schneider, Kerstin Hartmann, Ruth Limmer. Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätserfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar? Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Mainz / Bamberg 2001. (Schneider 2001)

Nicole Schneider, Annette Spellerberg. Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opladen: Leske+Budrich 1999. (Schneider 1999)

Walter Siebel. Urbanität, in: Hartmut Häußermann (Hrsg.). Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen: Leske + Budrich 2000, S 264-271. (Siebel 2000)

Thomas Sieverts (2000): Die >Zwischenstadt< als Feld metropolitaner Kultur – eine neue Aufgabe – in: Ursula Keller (Hrsg.). Perspektiven metropolitaner Kultur . Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000, S 193-225. (Sieverts 2000)

Edward Soja. Taking Los Angeles Apart: Towards a Postmodern Geography (aus: Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory) in: Richard LeGates, Frederic Stout. The City Reader. London / New York: Routledge 2000, S 180-192. (Soja 2000)

Annette Spellerberg. Lebensstile und Wohnprofile: Trends. Einige empirische Befunde. in: Schader-Stiftung (Hrsg.). wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens. Darmstadt: Schader-Stiftung 2001. (Spellerberg 2001)

Annette Spellerberg. Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin: Edition Sigma 1996. (Spellerberg 1996)

Erika Spiegel. Demografische Entwicklung – Haushaltsstrukturen – Wohnmilieus, Konferenzbeitrag 'Wohnen in der Stadt. Urbane Wohnformen im Eigentum': Berlin 18.-20. Juni 2001. (Spiegel 2001)

Statistik Austria. Demographisches Jahrbuch 1999. Wien: Verlag Österreich 2000 (Statistik Austria 2000)

Statistik Austria. Wohnen. Wohnbaustatistik und Wohnungserhebung des Mikrozensus 1999. Wien: Verlag Österreich 2001. (Statistik Austria 2001)

Dietmar Steiner. *Wir Häuslbauer – Bauen in Österreich*. Wien: Architektur Zentrum 1998. (Steiner 1998)

Margret Tränkle. *Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik*, in: Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eigenheimverein e.V.: *Geschichte des Wohnens*. Ludwigsburg / Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1999, S 687-806. (Tränkle 1999)

Leo Van den Berg. *The urban life cycle and the role of a market oriented revitalization policy in Western Europe*. - in: Anita Summers, Paul Cheshire, Lanfranko Senn. *Urban Change in the United States and Western Europe. Comparative Analysis and Policy*. Washington DC: The Urban Institute Press 1993, S 553-571. (Van den Berg 1993)

Roland Weber. *Wohnen als Grundbedürfnis des Menschen und die Gestaltung der Wohnungspolitik aus der Sicht der Parteien*. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien 1998. (Weber 1998)

Rotraud Weeber (2001). *Good Practice – Beispiele für Wohnen im Eigentum* - Konferenzbeitrag *Wohnen in der Stadt. Urbane Wohnformen im Eigentum*. Berlin: 18.-20. Juni 2001. (Weeber 2001)

Zinganel (2001): www.eigen-heim.at. (Zinganel 2001)

3.5 Genaue Beschreibung der Lebensstile

Die Beschreibung jeder Lebensstilgruppe besteht aus drei Teilen: Zuerst gibt es eine Interpretation von Mittelwertsvergleichen und Kreuztabellen und dann wurden zwei Regressionsanalysen gerechnet (mit den Einzelvariablen und mit den Faktoren). In die regressionsanalytischen Beschreibungen gingen nur jene Faktoren ein, die entsprechend hohe signifikante Werte aufwiesen, was dort beschrieben wird, ist also das, was diese Gruppen am stärksten auszeichnet.

3.5.1 Ländlich etablierter Typ

Mittelwerte und Kreuztabellen

Bei dieser Gruppe handelt es sich am ehesten um Personen, die aus einem ländlichen Umfeld kommen. Die Personengruppe ist weiblich dominiert. Altersmäßig befinden sich diese Personen im mittleren Feld – das Durchschnittsalter liegt knapp unter 50 Jahren. Das Haushaltseinkommen

dieser Personen liegt im unteren Bereich – der Mittelwert liegt im Bereich zwischen 1500 und 2200 €. Das Ausbildungsniveau ist eher gering. Ca. 2/3 dieser Personen lebt mit einem Partner gemeinsam in der Wohnung/Haus – diese Beziehungen sind jene, die am längsten andauern. Relativ hoch ist der Anteil von Hausfrauen und Pensionisten in dieser Gruppe. Der Anteil der Haushalte, in denen auch Kinder wohnen entspricht ungefähr dem Durchschnitt.

Fernsehen/Musik/Bücher: Die Häufigkeit des Lesens bewegt sich bei diesen Personen im Durchschnittsbereich. Sie lesen im Gegensatz zu den anderen Gruppen vor allem Gedichte, Biografien, Ärzte- und Schicksalsromane. Musikalisch bevorzugen sie Blas- und Marschmusik sowie Schlagermusik, aber auch klassische Musik. Im Fernsehen bevorzugen sie Unterhaltungsserien, Heimatfilme, sowie Quizsendungen und Fernsehshows.

Freizeitaktivitäten: In der Freizeit besuchen diese Personen im Gegensatz zu den anderen Gruppen die Kirche und Gemeindeveranstaltungen, üben aber auch künstlerische Tätigkeiten aus. Der Computer wird in der Freizeit nicht verwendet.

Möblierung/Kleidungsstil: Diesbezüglich ist diese Personengruppe nicht einheitlich. Es gibt sowohl jene, die bequeme Kleidung bevorzugen aber auch extravagante. Genau so ist es bei der Möblierung.

Allgemeine Lebenseinstellung: Diese Personen führen im Gegensatz zu anderen Personengruppen eher ein Leben für die Familie und fühlen sich verpflichtet, hilfsbedürftigen Personen zu helfen. Sie neigen dazu, an das Schicksal zu glauben und denken, dass das Leben deswegen nicht im voraus planbar ist. Berufliche Träume haben sich für diese Personen eher nicht erfüllt, weswegen sie ihre Wohnung als Rückzugsgebiet sehen, wo sie ihr wahres „Ich“ entfalten können.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe bevorzugt Schlagermusik und lehnt Opern sowie klassische Musik ab. Im Fernsehen werden Unterhaltungsserien bevorzugt und Horrorfilme abgelehnt. Bevorzugte Literatur sind Romane und Krimis sowie Biographien.

In der Freizeit besucht diese Gruppe Gemeindeveranstaltungen, verbringt keine Zeit vor dem Computer und macht auch keine Wanderausflüge. Außerdem möchten diese Menschen vieles an ihrer eigenen Persönlichkeit ändern. Die Kleidung soll bequem jedoch qualitativ hochwertig sein.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe bevorzugt traditionelle Musik und Unterhaltungsfilme. Im Fernsehen sehen sie gerne Shows und Sportsendungen und geben an, anspruchsvolle Literatur zu lesen, aber auch Schundromane. In der Freizeit betreiben sie zivilgesellschaftliche Tätigkeiten aber keine normale Freizeitunterhaltung. Lieber wird die Freizeit vorm Fernseher oder der Stereoanlage verbracht. Die Möblierung kann eine Extravaganz aufweisen. Im Leben sind sie jedoch resigniert und fühlen eine Ohnmacht in der Berufswelt. Die Kleidung kann durchaus modisch sein.

3.5.2 Jugendliche Hedonisten

Mittelwerte und Kreuztabellen

Diese Personengruppe ist eher städtisch geprägt und ist männlich dominiert. Altersmäßig handelt es sich hier um die jüngste Gruppe – das Durchschnittsalter liegt bei ca. 30 Jahren. Trotz dessen, dass diese Personen relativ jung sind, liegt das durchschnittliche Haushaltseinkommen ca. gleich wie bei Gruppe 1, aber dennoch im unteren Bereich. Das Ausbildungsniveau ist entsprechend dem Alter etwas höher, dennoch in einem geringer als bei anderen Gruppen. Da diese Personen noch relativ jung sind, finden sich hier die meisten Personen, die alleine leben – dies ist ca. die Hälfte. 2/3 dieser Personen sind auch noch Kinderlos oder leben mit diesen nicht in einem gemeinsamen Haushalt. Im Vergleich zu den anderen Lebensstilgruppen finden sich hier die meisten Arbeiter und Hilfskräfte. Dominierend ist jedoch das Angestelltenverhältnis.

Fernsehen/Musik/Bücher: Diese Gruppe von Personen liest relativ wenig – die einzige Lektüre in der sich diese Gruppe über dem Durchschnitt befindet sind Comics. An Musikarten wird das ganze Spektrum an moderner Musik bevorzugt: House/Techno, Punk/Heavy Metal, Rockmusik und Popmusik. Im Fernsehen werden vor allem Horror- und Actionfilme bevorzugt und Sportsendungen verfolgt.

Freizeitaktivitäten: Diese Personen verbringen ihre Freizeit überdurchschnittlich oft vor dem Computer oder in Bars und Lokalen sowie vor dem Fernseher. Auch das Kino genießt einen hohen Stellenwert. Die Freizeit wird oft gemeinsam mit Freunden verbracht. Kulturveranstaltungen und künstlerische Tätigkeiten werden als Mittel der Freizeitgestaltung eher abgelehnt. Ebenso Wanderausflüge und Vorträge und Kurse.

Möblierung/Kleidungsstil: Bei der Kleidung wird ein moderner, jugendlicher Stil bevorzugt. Die Möbel sollen eher preiswert sein.

Allgemeine Lebenseinstellung: Diese Personen genießen das Leben in vollen Zügen denken jedoch, dass sie noch einiges an sich selbst ändern möchten. Im Berufsleben zeigen sie ein leicht resignatives Verhalten und könne sich dabei nicht ganz entfalten. Im allgemeinen sind diese Personen jedoch sehr öffentlich orientiert und benötigen kein „Nest“ als Rückzugsgebiet.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe bevorzugt Horrorfilme und liest keine Gedichte. Diese Menschen glauben nicht, dass sie ihr ungezwungenes Ich nur zu Hause entfalten können. Außerdem bevorzugen sie qualitativ hochwertige Kleidung.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe bevorzugt moderne Musik und konsumiert keine Unterhaltungsfilm, dafür jedoch Actionfilme aber keine Informationssendungen. Anspruchsvolle Literatur lesen sie nicht. In der Freizeit legen sie auch keinen Wert auf den Konsum von Kunst und Kultur. Die Möblierung muss nicht zweckmäßig sein. Im Leben verspüren sie eine leichte Resignation und Ohnmacht am Arbeitsplatz.

3.5.3 Jung familiärer Typ

Mittelwerte und Kreuztabellen

Diese Lebensstilgruppe ist ebenfalls eher urban charakterisiert. Dominiert ist diese Gruppe von Frauen. Es handelt sich ebenfalls um eine relativ junge Personengruppe – das Durchschnittsalter liegt bei ca. 30 Jahren. Das Haushalteinkommen liegt in einem mittleren Bereich, bei ca. 2200 € im Monat. Das Bildungsniveau ist relativ hoch – ca. die Hälfte aller Personen

hat eine Matura. 4/5 aller Personen lebt mit einem Partner gemeinsam und rund 60 Prozent haben Kinder im Haushalt. Der größte Teil dieser Personen befindet sich in einem Angestelltenverhältnis. In dieser Lebensstilgruppe befinden sich jedoch die meisten Personen, die sich in Karenz befinden – d.h. diese Personengruppe befindet sich gerade in der Haushalts- und Familiengründungsphase.

Fernsehen/Musik/Bücher: Diese Gruppe liest dem Durchschnitt entsprechend viel. Bevorzugt werden gegenüber anderen Gruppen vor allem Romane und Krimis, aber auch Arzt und Schicksalsromane. Musikalisch wird vor allem Popmusik bevorzugt. Im Fernsehen werden Komödien, Unterhaltungsserien, Actionfilme sowie Quizsendungen und Fernsehshows bevorzugt.

Freizeitaktivitäten: In der Freizeit bevorzugt diese Gruppe eher Kinobesuche und sowie Fernsehen, daneben spielen auch künstlerische Aktivitäten eine Rolle und die gemeinsame Freizeitgestaltung mit Freunden.

Möblierung/Kleidungsstil: Bezüglich Kleidung und Möblierung unterscheiden sich diese Personen nicht maßgeblich vom Durchschnitt. Sie bevorzugen jedoch eher jugendliche, moderne Kleidung sowie pflegeleicht praktische und preiswerte Möblierung.

Allgemeine Lebenseinstellung: Diese Personen unterscheiden sich von den anderen vor allem dadurch, dass sie sich eher nicht für Hilfsbedürftige einsetzen und das Leben in vollen Zügen genießen. Sie wollen kein bescheidenes Leben führen, leben aber eher keinen öffentlichen Lebensstil.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe lehnt Schlagermusik ab und sieht sich gerne Unterhaltungsserien und Komödien im Fernsehen an. Diese Menschen lesen gerne Romane und Krimis sowie Arztromane und Schicksalsromane. In der Freizeit besuchen nicht so gerne Bars und Lokale, dafür können sie sich für künstlerische Tätigkeiten begeistern. Auch verbringen sie ihre freie Zeit mit Freunden. Ihre allgemeine Lebenseinstellung ist, dass sie das Leben genießen.

Sie verspüren keine Resignation am Arbeitsplatz, denken jedoch, dass sie oft nur zu Hause ihr ungezwungenes Ich entfalten können.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe bevorzugt moderne Musik und lehnt traditionelle Musik ab. Sie sehen am liebsten Unterhaltungsfilm jedoch keine Infosendungen und lesen keine anspruchsvolle Literatur, lieber schon Schundromane. Sie betreiben in der Freizeit keine zivilgesellschaftlichen Tätigkeiten, schätzen jedoch Familie und Garten und HIFI Erlebnis in der Freizeit. Sie leben eher familiär und zurückgezogen. Sie sind nicht altruistisch. Auf modische Kleidung legen sie keinen Wert.

3.5.4 *Urbaner Aufsteiger*

Mittelwerte und Kreuztabellen

Diese Personengruppe ist relativ stark urban geprägt. Es dominieren die Männer in dieser Gruppe. Das Durchschnittsalter liegt bei ca. 40 Jahren. Es handelt sich hier um eine sehr gut verdienende Gruppe – das durchschnittliche Haushaltseinkommen liegt im Bereich zwischen 2200 und 2900 € im Monat. Bezüglich Ausbildung liegen diese Personen im Spitzenbereich – rund 70 Prozent dieser Personen hat eine Matura. Rund drei Viertel dieser Personen lebt mit einem Partner gemeinsam und fast ebenso viele Personen haben Kinder im Haushalt. Diese Personengruppe hat den höchsten Selbständigenanteil, ist jedoch dominiert durch leitende Angestellte.

Fernsehen/Musik/Bücher: Diese Personengruppe liest überdurchschnittlich viel. Bevorzugt werden im Gegensatz zu den anderen Personen vor allem Sach- und Fachbücher, klassische Literatur, Biographien. Überdurchschnittlich oft wird Rock- und Popmusik gehört. Unterhaltungsserien lehnen diese Personen eher ab. Sie sehen sich lieber Dokumentationen und Nachrichtensendungen im Fernsehen an.

Freizeitaktivitäten: In der Freizeit besuchen diese Personen überdurchschnittlich oft Vorträge und Kurse und Kulturveranstaltungen. Sie verbringen ihre Freizeit jedoch auch überdurchschnittlich oft vor dem Computer, gehen ins Kino oder in Bars und Lokale und gestalten ihre Freizeit öfters gemeinsam mit Freunden.

Möblierung/Kleidungsstil: Die Kleidung soll bei diesen Personen jugendlich modern, aber auch qualitativ hochwertig sein. Bei der Möblierung versuchen sie ihre Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Allgemeine Lebenseinstellung: Diese Personen sind im Gegensatz zu den anderen sehr selbstsicher. Sie können ihre Interessen in allen Lebensbereichen vertreten und kümmern sich wenig um gesellschaftliche Zwänge. Sie gehen in ihrer Arbeit auf und genießen das Leben in vollen Zügen. Diese Personen sind eher nicht familiär eingestellt.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe von Personen kann sich nicht für Unterhaltungsserien begeistern, bevorzugt dafür den Besuch von Kulturveranstaltungen in der Freizeit. Die Möblierung sollte pflegeleicht und praktisch sein. Sie sind nicht der Meinung, dass ihre Ideen am Arbeitsplatz nicht in die Realität umgesetzt werden. Die Kleidung sollte qualitativ hochwertig sowie praktisch und zweckmäßig sein.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe bevorzugt moderne Musik, lehnt Unterhaltungsfilm ab, bevorzugt dafür Actionfilme. Sieht sich im Fernsehen gegenüber den anderen Gruppen auch eher Informationssendungen an. Als Lektüre wird eher anspruchsvolle Literatur bevorzugt. In der Freizeit haben Unterhaltung sowie Kunst und Kultur einen höheren Stellenwert als bei den anderen Gruppen. Möblierung soll zweckmäßig, aber zum Teil auch extravagant sein. Diese Gruppe verspürt eher keine Ohnmacht am Arbeitsplatz, dafür sind diese Personen eher selbstsicher und egozentrisch und weniger altruistisch. Kleidung soll zweckmäßig, zum Teil aber auch modisch sein.

3.5.5 Ländlich familiärer Typ

Mittelwerte und Kreuztabellen

Diese Lebensstilgruppe hat einen relativ hohen Anteil an Personen, die am Land leben. Männer und Frauen finden sich zum gleich großen Anteil in dieser Gruppe. Das durchschnittliche Alter dieser Personen liegt bei ca. 50 Jahren. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen dieser Personen befindet sich bei ca. 2200 € im Monat. Diese Lebensstilgruppe hat den geringsten Anteil an Maturanten. Diese Lebensstilgruppe hat den höchsten Anteil an Personen, die mit einem Partner gemeinsam leben, in rund 60 Prozent der Haushalte leben auch Kinder. Es dominieren Pensionisten in dieser Lebensstilgruppe.

Fernsehen/Musik/Bücher: Diese Personengruppe liest sehr wenig – es gibt keine Genres die sie im Gegensatz zu den anderen Personengruppen bevorzugen würden. Ihr Musikstil ist Blas- und Marschmusik sowie Schlagermusik. Im Fernsehen bevorzugen sie Komödien und Unterhaltungsserien sowie Heimatfilme und Sportsendungen als auch Fernsehshows und Quizsendungen.

Freizeitaktivitäten: Die Freizeit verbringen diese Personen nicht mit Freunden gemeinsam. Kino sowie Vorträge und Kurse besuchen sie eher nicht in der Freizeit. Am ehesten besuchen sie noch die Kirche, Vereinsveranstaltungen und Gemeindeveranstaltungen. Familie und Garten hat ebenfalls einen überdurchschnittlichen Stellenwert.

Möblierung/Kleidungsstil: Die Kleidung soll vor allem praktisch und zweckmäßig sowie bequem sein. Die Möblierung soll eher pflegeleicht und praktisch sowie preiswert sein.

Allgemeine Lebenseinstellung: Diese Personen geben an, eher ein bescheidenes Leben zu führen. Sie sind eher familiär eingestellt und setzen sich eher für Hilfsbedürftige ein. Diese Personen glauben an das Schicksal und denken, dass es deswegen oft nicht sinnvoll ist im voraus zu planen. Generell leben sie eher einen zurückgezogenen Lebensstil.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe bevorzugt im Fernsehen Komödien. Liest keine klassische Literatur und auch keine Romane und Krimis, keine Arzt- und Schicksalsromane und keine Biographien – sie zeichnet sich also dadurch aus, dass keine Bücher gelesen werden. In der Freizeit besucht diese Gruppe keine Vorträge und Kurse. Außerdem will diese Gruppe keine Möbel die die eigene Persönlichkeit zum Ausdruck bringen. Dafür sind sie jedoch bereit Hilfsbedürftigen zur Seite zu stehen.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe bevorzugt eher traditionelle Musik. Im Fernsehen werden gerne Unterhaltungsfilm konsumiert. Anspruchsvolle Literatur, aber auch Unterhaltungsliteratur und Schundromane werden eher abgelehnt. Diese Personen sind eher nicht resigniert im Leben, sie zeigen eher altruistische

Züge. Bei der Kleidung bevorzugen sie eher zweckmäßige Kleidungsstücke.

3.5.6 Ländlich zurückgezogener Typ

Mittelwerte und Kreuztabellen

Diese Personengruppe hat einen relativ hohen Anteil von Personen, die am Land leben. Sie ist männlich dominiert und das durchschnittliche Alter liegt über 50 Jahren. Das Haushaltseinkommen dieser Personen ist das geringste und liegt bei ca. 1500 €. Das Ausbildungsniveau ist relativ gering. Drei Viertel aller leben mit einem Partner gemeinsam, der Anteil jener, die keine Kinder im Haushalt haben ist relativ hoch und liegt bei 60 Prozent. Es dominieren die Pensionisten in dieser Gruppe.

Fernsehen/Musik/Bücher: Dies ist jene Personengruppe, die am wenigsten liest. So liegen sie auch bei fast allen Genres unter dem Durchschnitt. Musikalisch bevorzugen sie Blas- und Marschmusik sowie Schlagermusik. Im Fernsehen werden vor allem Heimatfilme und Sportsendungen angesehen.

Freizeitaktivitäten: Im Gegensatz zur vorigen Lebensstilgruppe pflegt diese Gruppe mehr gesellschaftliche Aktivitäten in der Freizeit. So wird der Stammtisch, Sportveranstaltungen, Parteiveranstaltungen und die Kirche überdurchschnittlich oft genannt. Eher abgelehnt werden künstlerische Tätigkeiten, der Besuch von Kulturveranstaltungen, Kinobesuch sowie Vorträge und Kurse und vor allem der Computer als Mittel der Freizeitgestaltung.

Möblierung/Kleidungsstil: Die Kleidung dieser Personen soll vor allem praktisch und zweckmäßig sein, die Möblierung eher pflegeleicht und praktisch sowie preiswert. Sie lehnen moderne Kleidung sowie Möblierung die die Persönlichkeit zum Ausdruck bringen eher ab.

Allgemeine Lebenseinstellung: Diese Personen meinen, ihr ungezwungenes „Ich“ nur zu Hause entfalten zu können. So sehen sie ihre eigene Wohnung als Rückzugsgebiet. Diese Personen können nicht in der Arbeit aufgehen und sehen sich durch gesellschaftliche Zwänge in ihrem Handeln bestimmt. Das Leben in vollen Zügen zu genießen geben sie seltener an als die anderen Personengruppen.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe sieht sich keine Dokumentationen und keine Komödien im Fernsehen an. Sie macht in der Freizeit auch keine künstlerischen Tätigkeiten und trifft sich nicht mit Freunden. Die Freizeit wird eher am Stammtisch verbracht. Die Kleidung soll weder qualitativ hochwertig noch jung und modern sein.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe lehnt moderne Musik eher ab und bevorzugt traditionelle Musik. Im Fernsehen werden im Gegensatz zu den anderen Personen eher Shows- und Sportsendungen verfolgt. Unterhaltungsfilm und Infosendungen werden eher abgelehnt. In der Freizeit werden eher zivilgesellschaftliche Tätigkeiten verfolgt. Unterhaltung sowie Familie und Garten haben einen geringeren Stellenwert als bei anderen Personen. Die Möblierung soll eher nicht extravagant sein. Im Leben sind sie eher nicht altruistisch. Modische Kleidung lehnen sie eher ab.

3.5.7 Urban etablierter Typ

Mittelwerte und Kreuztabellen

Diese Gruppe ist am stärksten urban geprägt. Es dominieren die Frauen in dieser Gruppe. Das Durchschnittsalter dieser Personen liegt bei ca. 40 Jahren. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen dieser Personengruppe ist das höchste – es liegt bei rund 3000 € im Monat. Auch das Ausbildungsniveau dieser Personengruppe ist das höchste – rund 80 Prozent haben Maturaniveau. Diese Personengruppe ist relativ familiär – 80 Prozent leben mit einem Partner gemeinsam und 65 Prozent haben Kinder im Haushalt. In dieser Gruppe dominieren die leitenden Angestellten.

Fernsehen/Musik/Bücher: Dies ist jene Personengruppe, die eindeutig am meisten liest. Bevorzugt wird klassische Literatur, aber auch Sach- und Fachbücher sowie Biographien. Arzt- und Schicksalsromane als auch Comics werden eher abgelehnt. Der bevorzugte Musikstil ist eindeutig die klassische Musik. Beim Fernsehverhalten charakterisiert sich heraus, dass diese Personen deutlich öfters angeben, Nachrichtensendungen sowie Dokumentationen anzusehen.

Freizeitverhalten: Deutlich öfter als andere Personen geben diese an, in der Freizeit Kulturveranstaltungen sowie Vorträge und Kurse zu besuchen. Daneben spielt noch der Computer sowie künstlerische Tätigkeiten eine Rolle. Eher abgelehnt werden Fernsehen und Sportveranstaltungen.

Möblierung/Kleidungsstil: Diese Personen sind vor allem dadurch charakterisiert, dass sie praktische, preiswerte, pflegeleichte Kleidung und Möblierung eher ablehnen. Leicht über dem Durchschnitt liegen sie bei exklusiven und die Persönlichkeit ausdrückenden Möbeln.

Allgemeine Lebenseinstellung: Hier weichen diese Personen nicht stark vom Durchschnitt ab. Die stärksten Ausprägungen sind, dass sie eher kein bescheidenes Leben führen wollen und öffentlich orientiert sind, das heißt ihre Wohnung nicht als Rückzugsgebiet benötigen.

Regressionsanalyse (Einzelvariablen)

Diese Gruppe sieht sich keine Sportsendungen im Fernsehen an und auch keine Actionfilme. Sie geht nicht ins Kino und verbringt die Freizeit im Allgemeinen nicht vor dem Fernseher. Möblierung soll nicht preiswert und pflegeleicht sein und muss auch nicht Ruhe und Wärme ausstrahlen. Diese Gruppe gibt an ein bescheidenes Leben zu führen. Diese Menschen denken nicht, dass sie etwas an sich ändern sollen und sind zufrieden mit ihrem Leben. Auch verspüren sie keine Resignation am Arbeitsplatz. Die Kleidung muss nicht bequem, dafür jedoch jugendlich und modern sein.

Regressionsanalyse (Faktoren)

Diese Gruppe lehnt moderne als auch traditionelle Musik eher ab. Im Fernsehen werden eher Infosendungen konsumiert, Actionfilme sowie Show und Sportsendungen im Gegensatz zu den anderen Personen eher abgelehnt. Die Lektüre soll eher aus anspruchsvoller Literatur bestehen. Zivilgesellschaftliche Tätigkeiten werden in der Freizeit eher nicht ausgeübt, ebenso steht der Fernseher in der Freizeit nicht im Vordergrund. Diese Personen führen eher einen altruistischen Lebensstil. Bei der Kleidung legen sie eher keinen Wert auf Zweckmäßigkeit.

3.6 Faktoranalysen

In diesem Kapitel findet der interessierte Leser die detaillierten Faktoranalysen. Sämtliche Fragen, aus denen die Lebensstile hervorgegangen sind,

wurden nach inhaltlichen Kriterien klassifiziert, und es wurden Faktoranalysen für jede einzelne Subgruppe gerechnet. Um die Lesbarkeit zu vereinfachen, wurden positive Faktorladungen über 0,6 fett gedruckt.

Darstellung 15: Faktormatrizen für die Berechnung der Lebensstile

	Musik	
	modern	volkstüml.
Schlagermusik	0,003	0,834
Popmusik	0,711	-0,201
Oper/klassische Musik	-0,326	-0,176
Rockmusik	0,762	-0,205
Blas-, Marschmusik	-0,173	0,815
Punk/Heavy Metal	0,699	-0,040
House/Techno	0,681	-0,034

	Fernsehen			
	Unterh.	Action	Info	Show/Sp.
Fernsehsows/Quiz	0,424	-0,021	0,062	0,604
Sportsendung	-0,263	0,302	0,253	0,744
Dokumentationen	0,013	-0,107	0,834	-0,059
Heimatfilme	0,234	-0,199	-0,142	0,663
Actionfilme	0,100	0,862	-0,088	0,078
Horrorfilme	0,079	0,834	-0,067	-0,087
Unterhaltungsserien	0,812	0,105	-0,034	0,271
Komödien	0,852	0,096	0,067	-0,025
Nachrichtensendungen	0,033	-0,037	0,825	0,115

	Lesen		
	anspr.	trivial	Unterh.
klass. Literatur	0,702	-0,141	0,119
Romane/Krimi	0,114	0,451	0,629
Sach-, Fachbücher	0,387	-0,532	-0,109
Arztromane/Schicksalsromane	0,064	0,831	-0,156
esoterische Bücher	0,501	0,171	-0,343
Biographien	0,685	-0,157	0,059
Comics	0,042	-0,183	0,763
Gedichte	0,705	0,087	0,043

	Freizeit				
	Veranst.	Unterh.	Kunst/Kult.	Familie	Hifi
Bars/Lokale	0,201	0,673	-0,008	-0,305	0,078
Kulturveranstaltungen	0,120	0,182	0,723	-0,040	-0,028
Kino	-0,065	0,670	0,164	-0,007	0,119
Kirche	0,384	-0,493	0,257	0,108	0,130
Vereine	0,675	-0,050	0,170	0,052	-0,134
Vorträge/Kurse	0,080	0,170	0,690	0,037	-0,221
Parteiveranstaltungen	0,566	-0,134	-0,035	-0,150	-0,002
Sportveranstaltungen	0,624	0,193	-0,073	0,010	0,063
Gemeindeveranstaltungen	0,662	-0,105	0,033	0,367	0,019
Daheim bei der Familie	-0,003	0,128	-0,049	0,809	-0,046
Computer	-0,116	0,626	-0,025	0,146	-0,073
Garten	0,063	-0,158	0,183	0,540	-0,045
künstlerische Tätigkeit	-0,161	-0,098	0,586	0,199	0,115
Wander-/Ausflüge	-0,013	-0,066	0,400	0,356	0,398
Fernsehen/Video	0,068	0,136	-0,377	0,004	0,609
Musik hören	-0,120	0,112	0,059	-0,092	0,799
mit Freunden zusammen	0,130	0,610	0,192	-0,059	0,235
Stammtisch	0,524	0,132	-0,105	-0,428	-0,125

	Einrichtung	
	zweckm.	extravag.
pflegerleicht; praktisch	0,786	-0,082
preiswert	0,744	-0,199
exklusiv	-0,216	0,681
Persönlichkeit zum Ausdruck	-0,013	0,852
Ruhe; Wärme	0,457	0,403

	Lebenseinstellung				
	resigniert	frustriert	familiär	selbsts.	altr.
bescheidenes Leben	0,075	0,134	0,402	-0,258	0,505
Leben für die Familie	0,002	-0,275	0,630	-0,270	0,287
Hilfsbedürftige	0,004	0,018	-0,037	0,011	0,782
genieße das Leben	0,018	-0,068	-0,009	0,737	-0,234
bei der Arbeit aufgehen	-0,307	-0,272	0,009	0,351	0,256
nicht kümmern - gesell. Zwänge	-0,050	-0,079	-0,103	0,672	0,155
Leben von anderen bestimmt	0,609	0,091	-0,118	-0,070	0,154
im voraus planen	0,329	0,046	0,096	0,118	0,536
Situation	0,707	0,172	0,225	-0,023	-0,087
Interessen vertreten	-0,482	-0,098	0,133	0,485	0,060
Zeit nicht durchschauen	0,660	-0,012	0,098	-0,015	0,178
vieles an mir ändern	0,364	0,492	-0,141	-0,229	0,107
Ideen umgesetzt in die Praxis	-0,007	0,721	0,032	-0,155	0,019
Betrieb läuft ohne mich auch weiter	-0,290	0,549	0,188	0,117	0,140
Arbeit ordentlich erledigen	0,180	0,658	-0,083	-0,068	-0,018
berufliche Träume	0,322	0,626	0,191	-0,038	-0,026
Rückzugsgebiet	-0,064	0,086	0,792	0,188	-0,065
ungezwungenes Ich	0,347	0,255	0,534	-0,135	0,059

	Kleidung	
	zweckm.	modisch
bequem	0,861	-0,054
elegant	-0,247	0,763
qualitativ hochwertig	-0,010	0,722
jugendlich; modern	-0,004	0,637
praktisch; zweckmäßig	0,850	-0,099

3.7 Die Korrespondenzanalyse

Rainer Rosegger

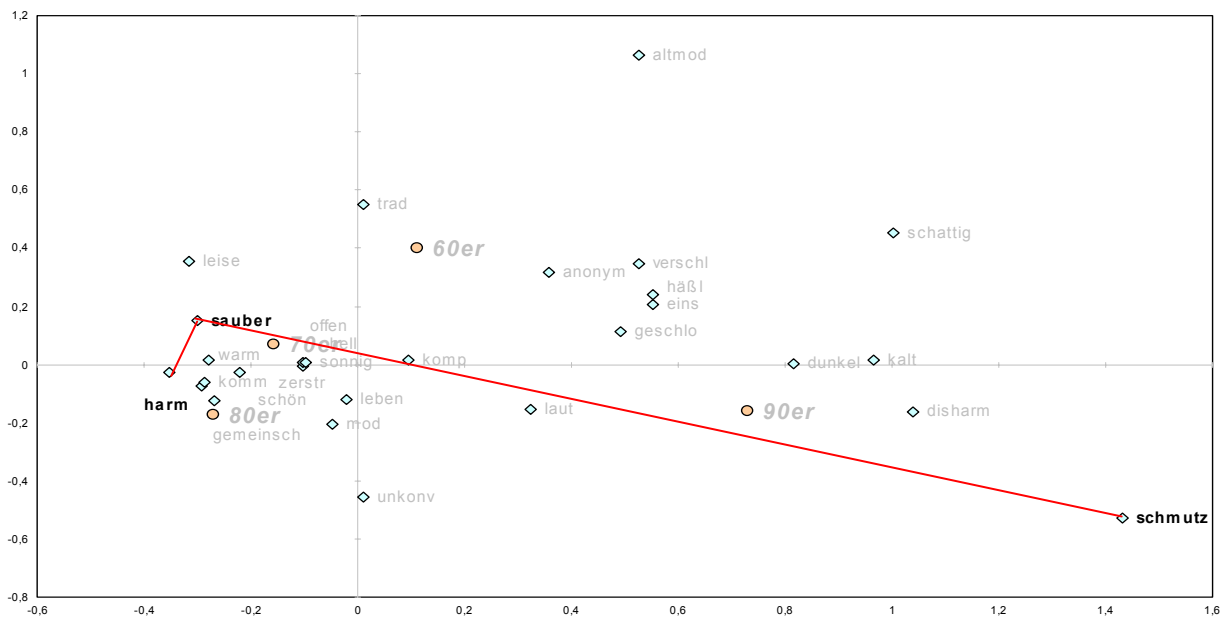
Die Korrespondenzanalyse, ein exploratives, multivariates Verfahren, hat seit den Lebensstilanalysen von Pierre Bourdieu an Popularität gewonnen und ist vor allem in Frankreich verbreitet. Das Verfahren eignet sich vor allem für die Analyse von nominal skalierten Daten und die grafische Darstellung von Kontingenztabellen. So können Strukturen in mehrdimensionalen Daten gefunden und beschrieben werden.

Bei der Interpretation des Plots ist auf die Unterscheidung zwischen Spaltenvariablen (die zu beschreibenden drei Gruppen: hier die Häuser) und Zeilenvariablen (die Merkmale mit denen die Gruppen beschrieben werden) zu achten.

Spaltenvariablen bzw. Zeilenvariablen können innerhalb der jeweiligen Gruppen über metrische Distanzen interpretiert werden. Das heißt, je näher zwei Gruppen aneinander liegen, desto ähnlicher sind sie sich und vi-

ce versa. (Beispiel: Grünflächen verschönern und Bäume pflanzen liegen sehr eng beieinander, d. h. die Befragten haben auf diese beiden Fragen fast die selben Antworten gegeben). In dem untenstehenden Beispiel kann man z. B. erkennen, dass die Attribute sauber und harmonisch (als Beurteilung einer Siedlung) nahe beieinander liegen, während schmutzig weit davon entfernt ist.¹⁶⁷

Darstellung 16: Interpretation der Korrespondenzanalyse – Grafik I



Die Beziehung zwischen Gruppen und den Merkmalen (zwischen den Häusern und den Sanierungswünschen) ist anhand des Winkels, ausgehend vom Koordinatenursprung, zwischen den beiden Punkten festgesetzt: je kleiner dieser Winkel, desto eher trifft diese Beschreibung auf eine Gruppe zu. Weiterführende Interpretationen der Ergebnisse erfolgen über numerische Ergebnisse, welche in dieser Arbeit zwar in die Beschreibungen einfließen, jedoch nicht gesondert ausgewiesen werden.

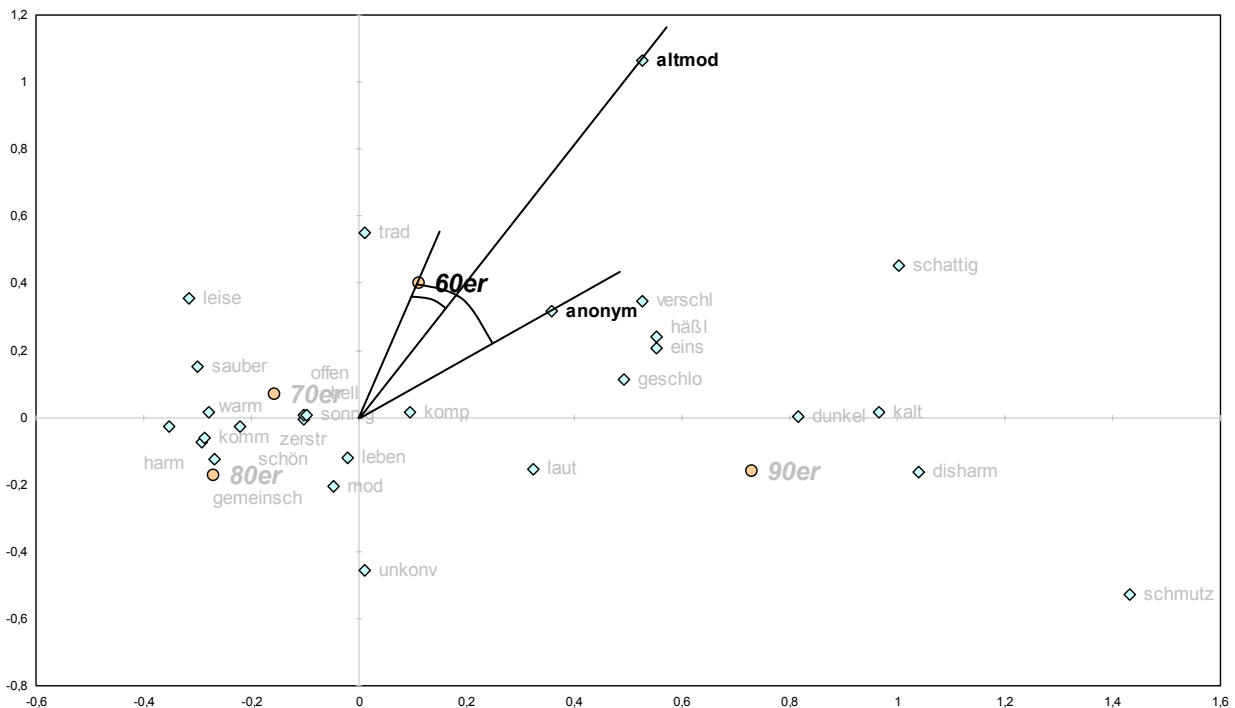
In dem untenstehenden Beispiel¹⁶⁸ trifft zum Beispiel die Beschreibung „altmodisch“ auf die Bauten der 60er Jahre eher zu als die Beschreibung

¹⁶⁷ Daten aus: Moser 1999.

¹⁶⁸ Daten aus: Moser 1999.

„anonym“. Wichtig ist, dass in diesem Fall *nicht* die Distanzen beachtet werden (anonym ist näher bei 60er als altmodisch!).

Darstellung 17: Interpretation der Korrespondenzanalyse – Grafik II



Darüber hinaus ist bei der Interpretation der Grafiken noch zu berücksichtigen, dass Werte, die dem Zentrum (dem Koordinatenursprung) sehr nahe sind, ein geringeres Gewicht am Zustandekommen des Eigenschaftsraumes besitzen.

3.8 Erhebungsbögen

Auf den folgenden Seiten finden sie die verwendeten Erhebungsbögen. Es sind dies:

Quantitative Befragung: Je ein Fragebogen für Einfamilienhäuser, Reihenhäuser, Wohnungen und ein Beobachtungsbogen

Qualitative Befragung: Erhebungsbögen für Experten und Bewohner. Die Fragebögen für die einzelnen Experten und Bewohner differieren leicht je nach interviewter Person. Sie finden hier drei Fragebögen: 1. Qualitative Phase Experten, 1. Qual. Phase Bewohner, 2. Qualitative Phase Bewohner.

A) Einfamilienhaus⁽³⁾ B) Graz⁽¹⁾ Wien⁽²⁾ C) Stadt⁽¹⁾ Umland⁽²⁾

D1) Interviewer: _____ D2) Interview-Nr.: _____

Grüß Gott. Mein Name ist XXX. Ich komme von der Firma Scan und mache im Auftrag des Verkehrsministeriums eine Umfrage zu ihrer allgemeinen Wohn- und Lebenssituation. Würden sie mir bitte 15 Minuten ihrer Zeit dafür opfern?

E) Interviewte Person ist: männlich⁽¹⁾ weiblich⁽²⁾

F) Zu Beginn möchte ich Sie fragen, ob sie sich derzeit noch hauptsächlich in der Ausbildung befinden (darunter fallen keine Weiterbildungskurse und Kurse für Arbeitslose).

Ja⁽¹⁾ (Interview abbrechen) Nein⁽²⁾

G) Dürfte ich Sie gleich zu Beginn des Interviews nach ihrem Alter fragen, ohne dabei unhöflich zu erscheinen? _____ Jahre (wenn unter 20 oder über 70, Interview abbrechen)

W1) Haben Sie Ihr Haus... (Mehrfachantworten sind möglich!)

- gemietet⁽¹⁾ neu gekauft (Erstbezieher)⁽⁵⁾
 selbst gebaut⁽²⁾ gebraucht gekauft⁽⁶⁾
 in Mietkauf bezogen⁽³⁾ geschenkt bekommen / geerbt⁽⁷⁾
 Grundstück war geschenkt (geerbt)⁽⁴⁾

W2) Seit wann leben Sie schon in diesem Haus? Seit _____ Jahr(en)

W3) Wie lange wollen Sie in diesem Haus bleiben? Für nicht länger als ...

- ein Jahr⁽¹⁾ länger⁽⁴⁾
 fünf Jahre⁽²⁾ für immer⁽⁵⁾ (springe zu Frage W6)
 zehn Jahre⁽³⁾ weiß nicht⁽⁶⁾

W4) Wenn Sie aus diesem Haus ausziehen, in welche Wohnform würden Sie zukünftig am liebsten ziehen?

- Wohnung⁽¹⁾ Reihenhaus⁽³⁾ weiß nicht⁽⁵⁾
 Einfamilienhaus⁽²⁾ sonstiges⁽⁴⁾

W5) Und wo sollte dieser neue Wohnort am besten sein?

- in der Stadt⁽¹⁾ am Land⁽³⁾
 am Stadtrand oder in der Stadtumgebung⁽²⁾ weiß nicht⁽⁴⁾

W6) Weshalb wohnen Sie eigentlich in einem Haus und nicht in einer Wohnung? Wie sehr treffen folgende Gründe dafür für Sie zu? Ich wohne in einem Haus, weil ...

Trifft auf mich ...	stark zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ...es langfristig billiger ist als Miete zu zahlen.	1	2	3	4
b) ...ich in einer Wohnung zu wenig Platz habe.	1	2	3	4
c) ...ich nur in einem Haus meine Vorstellungen von einem guten Wohnen verwirklichen kann.	1	2	3	4
d) ...die Lebensqualität in einem Haus besser ist als in einer Wohnung.	1	2	3	4
e) ...ich in einer Wohnung nicht mein eigener Herr (eigene „Frau“) sein kann.	1	2	3	4
f) ...ich mich in einer Wohnung nicht wohl fühle.	1	2	3	4
g) ...ich gerne Freunde zu mir nach Hause einlade.	1	2	3	4
h) ...ich hier selbst bestimmen kann, was geändert oder neu hinzukommen soll.	1	2	3	4
Inwieweit stimmen Sie folgenden beiden Aussagen zu?				
i) Ich achte darauf, dass meine Wohnung immer sauber und aufgeräumt ist. Jedes Ding hat seinen Platz.	1	2	3	4
j) Zwischendurch herrscht Unordnung, aber ich kann großzügig darüber hinwegsehen.	1	2	3	4

W7) Was war der Hauptgrund dafür, dass sie in dieses Haus gezogen sind? (Stichwort)

W8) Wie stolz sind Sie darauf, in diesem Haus zu leben?

1	2	3	4	5
sehr stolz	stolz	teils/teils	weniger stolz	überhaupt nicht stolz

W9) Wie stolz sind Sie darauf, in diesem Bezirk/Ort zu leben?

1	2	3	4	5
sehr stolz	stolz	teils/teils	weniger stolz	überhaupt nicht stolz

W10) Wie beurteilen Sie Ihren Wohnbezirk/Wohnort? Ist er besser oder schlechter als die anderen Bezirke/Orte der Umgebung, oder ist er gleich (gut) wie andere Bezirke/Orte?

1	2	3
besser	gleich	schlechter

W11) Wenn Sie an die Raumplanung (Verkehr, Wohnen, Wirtschaft) in Ihrer Stadt/in Ihrem Ort denken, glauben Sie, dass die unterschiedlichen Interessen der Bürger zufriedenstellend berücksichtigt werden?

1	2	3	4	5
voll und ganz	eher schon	teils/teils	eher nicht	überhaupt nicht

Ich möchte ihnen nun einige Fragen zu ihren Lebensgewohnheiten stellen:

1) Werden Ihre Kleider regelmäßig gebügelt?

- Ja, fast alle ⁽¹⁾ nur das Notwendigste ⁽²⁾ (fast) nie ⁽³⁾

2) Wie oft werden Ihre Fenster geputzt? _____ mal pro _____

3) Wie oft wird Ihre Wohnung gesaugt? _____ mal pro _____

4) Wie oft wird Ihr Auto gewaschen? _____ mal pro _____ habe kein Auto

5) Wen laden Sie oft zu sich nach Hause zum Essen ein?

- Verwandte ⁽¹⁾ Nachbarn ⁽⁴⁾ einen Vorgesetzten/Chef ⁽⁷⁾
 Freunde ⁽²⁾ Geschäftspartner ⁽⁵⁾ niemanden ⁽⁸⁾
 Arbeitskollegen ⁽³⁾ Freunde von Freunden ⁽⁶⁾

6) Was schätzen Sie: Wie lange brauchen Sie/oder Ihr Partner in der Regel für die Vorbereitung eines solchen Essens? _____ Stunden

7) Betrachten Sie nun Ihren Freundeskreis. Was würden Sie schätzen...

a) Wie viel Prozent Ihres gesamten Freundeskreises leben so wie Sie hauptsächlich in einer Wohnung? _____ %

b) Wie viel Prozent Ihres Freundeskreises leben in einem Haus? _____ %

c) Gibt es einen Rest? Wenn ja: wie lebt der Rest? _____

8) Nun schauen wir, in welcher Gegend Ihr Freundeskreis lebt. Wie viel Prozent davon leben hauptsächlich...

a) Am Land/in einer Kleinstadt: _____ %

b) In der Stadtnähe: _____ %

c) In den Außenbezirken der Stadt (Randbezirke): _____ %

d) In den inneren Bezirken der Stadt (alte Vorstadt): _____ %

9) Was würden Sie sagen? Geben Sie – gemessen an ihrem Haushaltseinkommen – viel Geld für die Inneneinrichtung oder Accessoires in ihrer Wohnung aus?

- Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

11) Haben Sie an der Eingangstür mehr als ein Schloss oder ein besonderes Sicherheits-schloss? Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

12) Kommen wir jetzt zu Ihrer allgemeinen Wohnzufriedenheit. Inwieweit sind diese Sätze für Sie richtig? (1 = absolut richtig, 5 = stimme gar nicht zu, 6 = weiß nicht)

	1	2	3	4	5	6
a) Falls ich umziehen müsste, würde ich genauso wohnen wollen wie jetzt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
b) Ich würde anderen Leuten diese Wohnung empfehlen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
c) Ich würde anderen Leuten empfehlen, in diese Gegend zu ziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
d) Ich bin glücklich mit dieser Wohnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
e) Ich bin zufrieden mit meiner Situation am Arbeitsplatz.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
f) Ich bin zufrieden mit meinem Privatleben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

13) Nun geht es um Ihre kulturellen Interessen. Sagen Sie mir bitte, ob Sie sich für die folgenden **Musikarten**: sehr stark, stark, teils/teils, weniger oder gar nicht interessieren.

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Schlagermusik	1	2	3	4	5
b) Popmusik	1	2	3	4	5
c) Oper oder klassische Musik	1	2	3	4	5
d) Rockmusik	1	2	3	4	5
e) Blas- oder Marschmusik	1	2	3	4	5
f) Punk oder Heavy Metal	1	2	3	4	5
g) House oder Techno	1	2	3	4	5

14) Haben Sie ein Lied (eine Musikgruppe, einen Sänger, eine Sängerin), das (die, den) Sie besonders gern hören?

15) Wenn Sie an das **Fernsehangebot** denken, für welche Sendungen interessieren Sie sich?

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Fernsehshows, Quizsendung	1	2	3	4	5
b) Sportsendungen	1	2	3	4	5
c) Dokumentationen	1	2	3	4	5
d) Heimatfilme	1	2	3	4	5
e) Actionfilme	1	2	3	4	5
f) Horrorfilme	1	2	3	4	5
g) Unterhaltungsserien	1	2	3	4	5
h) Komödien	1	2	3	4	5
i) Nachrichtensendungen	1	2	3	4	5

16) Lesen Sie in Ihrer Freizeit Bücher? oft manchmal selten nie (Springe zu Frage 18)

17) Wenn Sie **Bücher** lesen, wie stark interessieren Sie sich da für ...

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Klassische Literatur (z.B. Goethe, Mann)	1	2	3	4	5
b) Unterhaltungsromane, Krimis	1	2	3	4	5
c) Sach- oder Fachbücher	1	2	3	4	5
d) Arztromane, Schicksalsromane	1	2	3	4	5
e) Esoterische Bücher	1	2	3	4	5
f) Biographien	1	2	3	4	5
g) Comics	1	2	3	4	5
h) Gedichte	1	2	3	4	5

18) Wie oft lesen Sie wo Bücher?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Parks	1	2	3	4
b) Kaffeehäuser	1	2	3	4
c) Öffentliche Verkehrsmitteln	1	2	3	4
d) Arbeitsplatz	1	2	3	4
e) Bibliothek	1	2	3	4
f) Lesegemeinschaften	1	2	3	4

19) Wie oft hören Sie wo Musik?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Daheim	1	2	3	4
b) Im Auto	1	2	3	4
c) Mit dem Walkman	1	2	3	4
d) Am Arbeitsplatz	1	2	3	4
e) Bei Konzerten	1	2	3	4

20) Wie oft sind sie in ihrer Freizeit an folgenden Orten? Wie oft führen Sie folgende Tätigkeiten aus?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Bars/Lokale	1	2	3	4
b) Kulturveranstaltungen	1	2	3	4
c) Kino	1	2	3	4
d) Kirche	1	2	3	4
e) Vereine	1	2	3	4
f) Vorträge/Kurse	1	2	3	4
g) Parteiveranstaltungen	1	2	3	4

h) Sportveranstaltungen	1	2	3	4
i) Veranstaltungen der Gemeinde	1	2	3	4
j) Daheim bei der Familie	1	2	3	4
k) vorm Computer	1	2	3	4
l) im Garten	1	2	3	4
m) künstlerische Tätigkeiten oder basteln	1	2	3	4
n) Wandern, Ausflüge, Spazieren	1	2	3	4
o) Fernsehen, Video schauen	1	2	3	4
p) Musik hören	1	2	3	4
q) mit Freunden zusammen	1	2	3	4
r) Stammtisch	1	2	3	4

21) Angenommen Sie gewinnen heute abend in einem Fernsehquiz ganz überraschend den Hauptpreis. Sie können sich einen von vier Urlaubsangeboten zu jeweils den selben Wert aussuchen. Für welches der Angebote würden Sie sich entscheiden?

- Einen All-Inklusiv-Urlaub in einem Club am Meer. ⁽¹⁾
- Kulturreise in eine internationalen Metropole. ⁽²⁾
- Einen Wellnessurlaub am Bauernhof in Österreich. ⁽³⁾
- Eine Abenteuerreise mit dem Jeep durch ein touristisch noch kaum erschlossenes Gebiet der Erde. ⁽⁴⁾

22) Hier finden Sie nun einige Aussagen zu Möbeln. Sagen Sie mir bitte, ob diese Aussagen auf Sie ganz, eher, eher nicht oder gar nicht zutreffen.

Meine Wohnungseinrichtung soll vor allem ...

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ... pflegeleicht, praktisch und zweckmäßig sein.	1	2	3	4
b) ... preiswert sein.	1	2	3	4
c) ... exklusiv sein.	1	2	3	4
d) ... meine Persönlichkeit zum Ausdruck bringen.	1	2	3	4
d) ... Ruhe, Wärme und Gemütlichkeit ausstrahlen.	1	2	3	4

23) Sagen Sie mir nun bitte zu jeder Aussage, die ich Ihnen vorlese, ob diese auf Sie voll und ganz zutrifft, eher zutrifft, eher nicht zutrifft oder gar nicht zutrifft.

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) Ich führe ein einfaches und bescheidenes Leben.	1	2	3	4
b) Ich lebe ganz für meine Familie.	1	2	3	4
c) Ich setzte mich aktiv für Hilfsbedürftige ein (nicht beruflich).	1	2	3	4
d) Ich genieße das Leben in vollen Zügen.	1	2	3	4

e) Ich gehe in meiner Arbeit auf.	1	2	3	4
f) Ich kümmere mich nicht um gesellschaftliche Zwänge.	1	2	3	4
g) Mein Leben und mein Alltag werden in <u>zu vielen</u> Bereichen von anderen Menschen bestimmt.	1	2	3	4
h) Oft ist es nicht sinnvoll im voraus zu planen, da häufig das Schicksal dazwischen kommt.	1	2	3	4
i) Ich weiß öfters überhaupt nicht, was ich in einer bestimmten Situation machen soll.	1	2	3	4
j) Gewöhnlich kann ich meine Interessen so gut vertreten, dass ich dabei das erreiche, was ich will.	1	2	3	4
k) In der heutigen Zeit durchschaue ich nicht mehr, was eigentlich passiert.	1	2	3	4
l) Ich möchte vieles an mir ändern.	1	2	3	4
j) Meine Ideen werden am Arbeitsplatz kaum aufgenommen und in die Praxis umgesetzt.	1	2	3	4
k) Im Grunde genommen bin ich davon überzeugt, dass mein Betrieb auch ohne mich gleich weiterlaufen würde.	1	2	3	4
l) Mein Chef/meine Kollegen sollte(n) die eigene Arbeit ordentlich erledigen, anstatt immer an mir herumzunörgeln.	1	2	3	4
m) Früher habe ich mir von meiner Arbeit viel erwartet. Leider konnten aber eine Menge meiner beruflichen Träume nicht erfüllt werden.	1	2	3	4
n) Meine Wohnung/Haus ist für mich mein <u>wichtigstes</u> Rückzugsgebiet.	1	2	3	4
o) Ich habe oft das Gefühl, nur daheim mein „wahres Ich“ ungezwungen entfalten zu können.	1	2	3	4

24) Was bedeutet für Sie Ihr Haus? Bitte antworten sie in einem Satz ganz spontan.

Mein Haus bedeutet mir ...

25) Kommen wir nun zu der Kleidung. Wenn Sie daheim sind, was tragen Sie oft tagsüber?

(Mehrfachantworten möglich)

- | | |
|---|---|
| <input type="checkbox"/> Straßenkleidung ⁽¹⁾ | <input type="checkbox"/> nur Unterwäsche ⁽⁴⁾ |
| <input type="checkbox"/> Trainingsanzug/Hausanzug ⁽²⁾ | <input type="checkbox"/> nur Pyjama ⁽⁵⁾ |
| <input type="checkbox"/> Sonstige bequeme Freizeitmode ⁽³⁾ | <input type="checkbox"/> Arbeitskleidung für die Haus/Gartenarbeit ⁽⁶⁾ |

26) Wie sehr treffen folgende Aussagen zur Bekleidung auf Sie zu?

Meine Kleidung sollte vor allem ...

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ... bequem sein.	1	2	3	4
b) ... elegant sein.	1	2	3	4
c) ... qualitativ hochwertig sein.	1	2	3	4
d) ... jugendlich, modern sein.	1	2	3	4
e) ... praktisch, zweckmäßig sein.	1	2	3	4

Zum Schluss stelle ich Ihnen noch allgemeine Fragen.

27) In welcher Gegend sind Sie eigentlich hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Kleinstadt ⁽¹⁾
 im Außenbezirk einer großen Stadt ⁽³⁾
 am Land ⁽²⁾
 in der Umlandgemeinde einer großen Stadt ⁽⁴⁾
 im urbanen Bereich einer großen Stadt ⁽⁵⁾

28) In welchem Wohnungstyp sind Sie hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Wohnung ⁽¹⁾
 in einem Bauernhaus ⁽³⁾
 in einem Einfamilienhaus ⁽²⁾
 sonst wie: _____

29) Leben Sie in dieser Wohnung ...

- allein ⁽¹⁾
 mit den Eltern ⁽²⁾
 mit einem Partner/einer Partnerin (**auch Partnerblatt**) ⁽³⁾
 mit Ihren Kindern, wenn ja: mit wie vielen: ___ Kinder ⁽⁴⁾
 in einer Wohngemeinschaft mit nicht Verwandten ⁽⁵⁾
 sonstwie: _____

30) Mit wie vielen Personen in ihrem Betrieb sind Sie ungefähr per „du“?

mit _____ mit (fast) allen

31) Welchen Beruf üben Sie aus? (bei Unverständnis, genau nachfragen!)

Beruf: _____

- selbständig⁽¹⁾
 Karenz⁽²⁾
 Pensionist⁽³⁾
 arbeitslos⁽⁴⁾
 Hausfrau⁽⁵⁾ (**Springe zu Frage 36**)

32) In welcher politischen Gemeinde ist ihr Arbeitsplatz? Gemeinde: _____

33) Wie groß ist der Betrieb, in dem Sie arbeiten? [Bei KarenzbezieherInnen, Pensionisten oder Arbeitslosen fragen: wie groß war der Betrieb ...] (Bei erster zutreffender Antwort zur nächsten Frage weitergehen)

- Ein-Mann(Frau)-Betrieb ⁽¹⁾
 Betrieb mit unter 100 Mitarbeitern ⁽⁵⁾
 Zwei-Mann(Frau)-Betrieb ⁽²⁾
 Betrieb mit unter 1000 Mitarbeitern ⁽⁶⁾
 Betrieb mit unter 10 Mitarbeitern ⁽³⁾
 Betrieb mit mehr als 1000 Mitarbeitern ⁽⁷⁾
 Betrieb mit unter 20 Mitarbeitern ⁽⁴⁾

34) Welche Position in der Hierarchie Ihres Betriebes haben sie inne? Ich möchte Ihnen dazu die übliche Dreiteilung von Oben, Mitte und Unten vorgeben. Welcher dieser drei Ebenen würden Sie sich zuordnen?

- Oben ⁽¹⁾
 Mitte ⁽²⁾
 Unten ⁽³⁾

35) Gibt es Personen außerhalb des Betriebs, denen Sie beruflich untergeordnet sind?

- Ja ⁽¹⁾
 Nein ⁽²⁾

36) Was ist Ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?

- Volksschule ⁽¹⁾
 BHS ⁽⁵⁾
 Hauptschule ⁽²⁾
 AHS ⁽⁶⁾
 Polytechnikum ⁽³⁾
 Fachhochschule ⁽⁷⁾
 Berufsbildende mittlere Schule ⁽⁴⁾
 Universität ⁽⁸⁾

37) Ich zeige ihnen nun eine Tabelle, auf denen mögliche monatliche Nettohaushaltseinkommen verzeichnet sind. Würden sie mir bitte den Anfangsbuchstaben nennen, für das Einkommen, das am ehesten auf ihren Haushalt zutrifft. **Bitte Tafel zeigen!**

Buchstabe: _____

BESTEN DANK FÜR DAS INTERVIEW!

Wenn der Befragte einen Partner/eine Partnerin hat, auch Partnerblatt ausfüllen!

P1) Wie lange leben Sie schon mit ihrem Partner/ihrer Partnerin zusammen?

- Seit weniger als einem Jahr ⁽¹⁾
 mehr als fünf Jahre ⁽³⁾
 Mehr als ein Jahr ⁽²⁾
 mehr als zehn Jahre ⁽⁴⁾

P2) In welcher Gegend ist Ihr Partner/Partnerin eigentlich hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Kleinstadt ⁽¹⁾
 im Außenbezirk einer großen Stadt ⁽³⁾
 am Land ⁽²⁾
 in der Umlandgemeinde einer großen Stadt ⁽⁴⁾

im urbanen Bereich einer großen Stadt ⁽⁵⁾

P3) In welchem Wohnungstyp ist er/sie hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Wohnung ⁽¹⁾ in einem Bauernhaus ⁽³⁾
 in einem Einfamilienhaus ⁽²⁾ sonst wie: _____ ⁽⁴⁾

P4) Welchen Beruf übt er/sie aus? (bei Unverständnis, genau nachfragen!)

Beruf: _____

selbständig⁽¹⁾ Karenz⁽²⁾ Pensionist⁽³⁾ arbeitslos⁽⁴⁾ Hausfrau⁽⁵⁾ **(Springe zu Frage 36)**

P5) In welcher politischen Gemeinde ist sein/ihr Arbeitsplatz? Gemeinde: _____

P6) Wie groß ist der Betrieb, in dem er/sie arbeitet? [Bei KarenzbezieherInnen, Pensionisten oder Arbeitslosen fragen: wie groß war der Betrieb ...] (Bei erster zutreffender Antwort zur nächsten Frage weitergehen)

- Ein-Mann(Frau)-Betrieb ⁽¹⁾ Betrieb mit unter 100 Mitarbeitern ⁽⁵⁾
 Zwei-Mann(Frau)-Betrieb ⁽²⁾ Betrieb mit unter 1000 Mitarbeitern ⁽⁶⁾
 Betrieb mit unter 10 Mitarbeitern ⁽³⁾ Betrieb mit mehr als 1000 Mitarbeitern ⁽⁷⁾
 Betrieb mit unter 20 Mitarbeitern ⁽⁴⁾

P7) Welche Position in der Hierarchie seines/ihrer Betriebes hat er/sie inne? Ich möchte ihnen dazu die übliche Dreiteilung von Oben, Mitte und Unten vorgeben. Welcher dieser drei Ebenen würde er/sie sich zuordnen?

Oben ⁽¹⁾ Mitte ⁽²⁾ Unten ⁽³⁾

P8) Gibt es Personen außerhalb des Betriebs, denen er/sie beruflich untergeordnet ist?

Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

P9) Was ist seine/ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?

- Volksschule ⁽¹⁾ BHS ⁽⁵⁾
 Hauptschule ⁽²⁾ AHS ⁽⁶⁾
 Polytechnikum ⁽³⁾ Fachhochschule ⁽⁷⁾
 Berufsbildende mittlere Schule ⁽⁴⁾ Universität ⁽⁸⁾

BESTEN DANK FÜR DAS INTERVIEW!

A) Reihenhäuser⁽²⁾ B) Graz⁽¹⁾ Wien⁽²⁾ C) Stadt⁽¹⁾ Umland⁽²⁾

D1) Interviewer: _____ D2) Interview-Nr.: _____

Grüß Gott. Mein Name ist XXX. Ich komme von der Firma Scan und mache im Auftrag des Verkehrsministeriums eine Umfrage zu ihrer allgemeinen Wohn- und Lebenssituation. Würden sie mir bitte 15 Minuten ihrer Zeit dafür opfern?

E) Interviewte Person ist: männlich⁽¹⁾ weiblich⁽²⁾

F) Zu Beginn möchte ich Sie fragen, ob sie sich derzeit noch hauptsächlich in der Ausbildung befinden (darunter fallen keine Weiterbildungskurse und Kurse für Arbeitslose).

Ja⁽¹⁾ (Interview abbrechen) Nein⁽²⁾

G) Dürfte ich Sie gleich zu Beginn des Interviews nach ihrem Alter fragen, ohne dabei unhöflich zu erscheinen? _____ Jahre (wenn unter 20 oder über 70, Interview abbrechen)

W1) Handelt es sich bei Ihrer Wohnung um eine:

- Mietwohnung⁽¹⁾ gekaufte Wohnung⁽³⁾
 Mietkaufwohnung⁽²⁾ geschenkte (geerbte) Wohnung⁽⁴⁾

W2) Seit wann leben Sie schon in dieser Wohnung? Seit _____ Jahr(en)

W3) Wie lange wollen Sie noch in dieser Wohnung bleiben? Für nicht länger als ...

- ein Jahr⁽¹⁾ länger⁽⁴⁾
 fünf Jahre⁽²⁾ für immer⁽⁵⁾ (springe zu Frage W6)
 zehn Jahre⁽³⁾ weiß nicht⁽⁶⁾

W4) Wenn Sie aus dieser Wohnung ausziehen, in welche Wohnform würden Sie zukünftig am liebsten ziehen?

- Wohnung⁽¹⁾ Reihenhäuser⁽³⁾ weiß nicht⁽⁵⁾
 Einfamilienhaus⁽²⁾ sonstiges⁽⁴⁾

W5) Und wo sollte dieser neue Wohnort am besten sein?

- in der Stadt⁽¹⁾ am Land⁽³⁾
 am Stadtrand oder in der Stadtumgebung⁽²⁾ weiß nicht⁽⁴⁾

W6) Weshalb wohnen Sie eigentlich in einem Reihenhaus und nicht in einem Einfamilienhaus oder in einer Wohnhauswohnung? Wie sehr treffen folgende Gründe dafür auf Sie zu?

Ich wohne in einem Reihenhaus, weil ...

Trifft auf mich ...	stark zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ...ich mir kein Einfamilienhaus leisten will oder kann.	1	2	3	4
b) ...ich in einer Wohnung in einem Wohnhaus zu wenig Platz habe.	1	2	3	4
c) ... ich in einer Wohnung in einem Wohnhaus nicht mein eigener Herr (eigene „Frau“) sein kann.	1	2	3	4
d) ... ich hier selbst bestimmen kann, was geändert oder neu hinzukommen soll.	1	2	3	4
Inwieweit stimmen Sie folgenden beiden Aussagen zu?				
d) Ich achte darauf, dass meine Wohnung immer sauber und aufgeräumt ist. Jedes Ding hat seinen Platz.	1	2	3	4
e) Zwischendurch herrscht Unordnung, aber ich kann großzügig darüber hinwegsehen.	1	2	3	4

W7) Was war der Hauptgrund dafür, dass sie in diese Wohnung gezogen sind? (Stichwort)

W8) Wie stolz sind Sie darauf, in dieser Wohnung/diesem Reihenhaus zu leben?

1	2	3	4	5
sehr stolz	stolz	teils/teils	weniger stolz	überhaupt nicht stolz

W9) Wie stolz sind Sie darauf, in diesem Bezirk/Ort zu leben?

1	2	3	4	5
sehr stolz	stolz	teils/teils	weniger stolz	überhaupt nicht stolz

W10) Wie beurteilen Sie Ihren Wohnbezirk/Wohnort? Ist er besser oder schlechter als die anderen Bezirke/Orte der Umgebung, oder ist er gleich (gut) wie andere Bezirke/Orte?

1	2	3
besser	gleich	schlechter

W11) Wenn Sie an die Raumplanung (Verkehr, Wohnen, Wirtschaft) in Ihrer Stadt/in Ihrem Ort denken, glauben Sie, dass die unterschiedlichen Interessen der Bürger zufriedenstellend berücksichtigt werden?

1	2	3	4	5
voll und ganz	eher schon	teils/teils	eher nicht	überhaupt nicht

Ich möchte ihnen nun einige Fragen zu ihren Lebensgewohnheiten stellen:

1) Werden Ihre Kleider regelmäßig gebügelt?

- Ja, fast alle ⁽¹⁾ nur das Notwendigste ⁽²⁾ (fast) nie ⁽³⁾

2) Wie oft werden Ihre Fenster geputzt? _____ mal pro _____

3) Wie oft wird Ihre Wohnung gesaugt? _____ mal pro _____

4) Wie oft wird Ihr Auto gewaschen? _____ mal pro _____ habe kein Auto

5) Wen laden Sie oft zu sich nach Hause zum Essen ein?

- Verwandte ⁽¹⁾ Nachbarn ⁽⁴⁾ einen Vorgesetzten/Chef ⁽⁷⁾
 Freunde ⁽²⁾ Geschäftspartner ⁽⁵⁾ niemanden ⁽⁸⁾
 Arbeitskollegen ⁽³⁾ Freunde von Freunden ⁽⁶⁾

6) Was schätzen Sie: Wie lange brauchen Sie/oder Ihr Partner in der Regel für die Vorbereitung eines solchen Essens? _____ Stunden

7) Betrachten Sie nun Ihren Freundeskreis. Was würden Sie schätzen...

a) Wie viel Prozent Ihres gesamten Freundeskreises leben so wie Sie hauptsächlich in einer Wohnung? _____ %

b) Wie viel Prozent Ihres Freundeskreises leben in einem Haus? _____ %

c) Gibt es einen Rest? Wenn ja: wie lebt der Rest? _____

8) Nun schauen wir, in welcher Gegend Ihr Freundeskreis lebt. Wie viel Prozent davon leben hauptsächlich...

a) Am Land/in einer Kleinstadt: _____ %

b) In der Stadtnähe: _____ %

c) In den Außenbezirken der Stadt (Randbezirke): _____ %

d) In den inneren Bezirken der Stadt (alte Vorstadt): _____ %

9) Was würden Sie sagen? Geben Sie – gemessen an ihrem Haushaltseinkommen – viel Geld für die Inneneinrichtung oder Accessoires in ihrer Wohnung aus?

- Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

11) Haben Sie an der Eingangstür mehr als ein Schloss oder ein besonderes Sicherheitschloss? Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

12) Kommen wir jetzt zu Ihrer allgemeinen Wohnzufriedenheit. Inwieweit sind diese Sätze für Sie richtig? (1 = absolut richtig, 5 = stimme gar nicht zu, 6 = weiß nicht)

	1	2	3	4	5	6
a) Falls ich umziehen müsste, würde ich genauso wohnen wollen wie jetzt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
b) Ich würde anderen Leuten diese Wohnung empfehlen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
c) Ich würde anderen Leuten empfehlen, in diese Gegend zu ziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
d) Ich bin glücklich mit dieser Wohnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
e) Ich bin zufrieden mit meiner Situation am Arbeitsplatz.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
f) Ich bin zufrieden mit meinem Privatleben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

13) Nun geht es um Ihre kulturellen Interessen. Sagen Sie mir bitte, ob Sie sich für die folgenden **Musikarten**: sehr stark, stark, teils/teils, weniger oder gar nicht interessieren.

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Schlagermusik	1	2	3	4	5
b) Popmusik	1	2	3	4	5
c) Oper oder klassische Musik	1	2	3	4	5
d) Rockmusik	1	2	3	4	5
e) Blas- oder Marschmusik	1	2	3	4	5
f) Punk oder Heavy Metal	1	2	3	4	5
g) House oder Techno	1	2	3	4	5

14) Haben Sie ein Lied (eine Musikgruppe, einen Sänger, eine Sängerin), das (die, den) Sie besonders gern hören?

15) Wenn Sie an das **Fernsehangebot** denken, für welche Sendungen interessieren Sie sich?

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Fernsehshows, Quizsendung	1	2	3	4	5
b) Sportsendungen	1	2	3	4	5
c) Dokumentationen	1	2	3	4	5
d) Heimatfilme	1	2	3	4	5
e) Actionfilme	1	2	3	4	5
f) Horrorfilme	1	2	3	4	5
g) Unterhaltungsserien	1	2	3	4	5
h) Komödien	1	2	3	4	5
i) Nachrichtensendungen	1	2	3	4	5

16) Lesen Sie in Ihrer Freizeit Bücher? oft manchmal selten nie (Springe zu Frage 18)

17) Wenn Sie **Bücher** lesen, wie stark interessieren Sie sich da für ...

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Klassische Literatur (z.B. Goethe, Mann)	1	2	3	4	5
b) Unterhaltungsromane, Krimis	1	2	3	4	5
c) Sach- oder Fachbücher	1	2	3	4	5
d) Arztromane, Schicksalsromane	1	2	3	4	5
e) Esoterische Bücher	1	2	3	4	5
f) Biographien	1	2	3	4	5
g) Comics	1	2	3	4	5
h) Gedichte	1	2	3	4	5

18) Wie oft lesen Sie wo Bücher?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Parks	1	2	3	4
b) Kaffeehäuser	1	2	3	4
c) Öffentliche Verkehrsmitteln	1	2	3	4
d) Arbeitsplatz	1	2	3	4
e) Bibliothek	1	2	3	4
f) Lesegemeinschaften	1	2	3	4

19) Wie oft hören Sie wo Musik?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Daheim	1	2	3	4
b) Im Auto	1	2	3	4
c) Mit dem Walkman	1	2	3	4
d) Am Arbeitsplatz	1	2	3	4
e) Bei Konzerten	1	2	3	4

20) Wie oft sind sie in ihrer Freizeit an folgenden Orten? Wie oft führen Sie folgende Tätigkeiten aus?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Bars/Lokale	1	2	3	4
b) Kulturveranstaltungen	1	2	3	4
c) Kino	1	2	3	4
d) Kirche	1	2	3	4
e) Vereine	1	2	3	4

f) Vorträge/Kurse	1	2	3	4
g) Parteiveranstaltungen	1	2	3	4
h) Sportveranstaltungen	1	2	3	4
i) Veranstaltungen der Gemeinde	1	2	3	4
j) Daheim bei der Familie	1	2	3	4
k) vorm Computer	1	2	3	4
l) im Garten	1	2	3	4
m) künstlerische Tätigkeiten oder basteln	1	2	3	4
n) Wandern, Ausflüge, Spazieren	1	2	3	4
o) Fernsehen, Video schauen	1	2	3	4
p) Musik hören	1	2	3	4
q) mit Freunden zusammen	1	2	3	4
r) Stammtisch	1	2	3	4

21) Angenommen Sie gewinnen heute abend in einem Fernsehquiz ganz überraschend den Hauptpreis. Sie können sich einen von vier Urlaubsangeboten zu jeweils den selben Wert aussuchen. Für welches der Angebote würden Sie sich entscheiden?

- Einen All-Inklusiv-Urlaub in einem Club am Meer. ⁽¹⁾
- Kulturreise in eine internationalen Metropole. ⁽²⁾
- Einen Wellnessurlaub am Bauernhof in Österreich. ⁽³⁾
- Eine Abenteuerreise mit dem Jeep durch ein touristisch noch kaum erschlossenes Gebiet der Erde. ⁽⁴⁾

22) Hier finden Sie nun einige Aussagen zu Möbeln. Sagen Sie mir bitte, ob diese Aussagen auf Sie ganz, eher, eher nicht oder gar nicht zutreffen.

Meine Wohnungseinrichtung soll vor allem ...

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ... pflegeleicht, praktisch und zweckmäßig sein.	1	2	3	4
b) ... preiswert sein.	1	2	3	4
c) ... exklusiv sein.	1	2	3	4
d) ... meine Persönlichkeit zum Ausdruck bringen.	1	2	3	4
d) ... Ruhe, Wärme und Gemütlichkeit ausstrahlen.	1	2	3	4

23) Sagen Sie mir nun bitte zu jeder Aussage, die ich Ihnen vorlese, ob diese auf Sie voll und ganz zutrifft, eher zutrifft, selten zutrifft oder gar nicht zutrifft.

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) Ich führe ein einfaches und bescheidenes Leben.	1	2	3	4

b) Ich lebe ganz für meine Familie.	1	2	3	4
c) Ich setzte mich aktiv für Hilfsbedürftige ein (nicht beruflich).	1	2	3	4
d) Ich genieße das Leben in vollen Zügen.	1	2	3	4
e) Ich gehe in meiner Arbeit auf.	1	2	3	4
f) Ich kümmere mich nicht um gesellschaftliche Zwänge.	1	2	3	4
g) Mein Leben und mein Alltag werden in <u>zu vielen</u> Bereichen von anderen Menschen bestimmt.	1	2	3	4
h) Oft ist es nicht sinnvoll im voraus zu planen, da häufig das Schicksal dazwischen kommt.	1	2	3	4
i) Ich weiß öfters überhaupt nicht, was ich in einer bestimmten Situation machen soll.	1	2	3	4
j) Gewöhnlich kann ich meine Interessen so gut vertreten, dass ich dabei das erreiche, was ich will.	1	2	3	4
k) In der heutigen Zeit durchschaue ich nicht mehr, was eigentlich passiert.	1	2	3	4
l) Ich möchte vieles an mir ändern.	1	2	3	4
j) Meine Ideen werden am Arbeitsplatz kaum aufgenommen und in die Praxis umgesetzt.	1	2	3	4
k) Im Grunde genommen bin ich davon überzeugt, dass mein Betrieb auch ohne mich gleich weiterlaufen würde.	1	2	3	4
l) Mein Chef/meine Kollegen sollte(n) die eigene Arbeit ordentlich erledigen, anstatt immer an mir herumzunörgeln.	1	2	3	4
m) Früher habe ich mir von meiner Arbeit viel erwartet. Leider konnten aber eine Menge meiner beruflichen Träume nicht erfüllt werden.	1	2	3	4
n) Meine Wohnung/Haus ist für mich mein <u>wichtigstes</u> Rückzugsgebiet.	1	2	3	4
o) Ich habe oft das Gefühl, nur daheim mein „wahres Ich“ ungezwungen entfalten zu können.	1	2	3	4

24) Was bedeutet für Sie ihre Wohnung? Bitte antworten sie in einem Satz ganz spontan.

Meine Wohnung bedeutet mir ...

25) Kommen wir nun zu der Kleidung. Wenn Sie daheim sind, was tragen Sie oft tagsüber?

(Mehrfachantworten möglich)

- Straßenkleidung ⁽¹⁾
 nur Unterwäsche ⁽⁴⁾
 Trainingsanzug/Hausanzug ⁽²⁾
 nur Pyjama ⁽⁵⁾
 Sonstige bequeme Freizeitmode ⁽³⁾
 Arbeitskleidung für die Haus/Gartenarbeit ⁽⁶⁾

26) Wie sehr treffen folgende Aussagen zur Bekleidung auf Sie zu?

Meine Kleidung sollte vor allem ...

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ... bequem sein.	1	2	3	4
b) ... elegant sein.	1	2	3	4
c) ... qualitativ hochwertig sein.	1	2	3	4
d) ... jugendlich, modern sein.	1	2	3	4
e) ... praktisch, zweckmäßig sein.	1	2	3	4

Zum Schluss stelle ich Ihnen noch allgemeine Fragen.

27) In welcher Gegend sind Sie eigentlich hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Kleinstadt ⁽¹⁾
 im Außenbezirk einer großen Stadt ⁽³⁾
 am Land ⁽²⁾
 in der Umlandgemeinde einer großen Stadt ⁽⁴⁾
 im urbanen Bereich einer großen Stadt ⁽⁵⁾

28) In welchem Wohnungstyp sind Sie hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Wohnung ⁽¹⁾
 in einem Bauernhaus ⁽³⁾
 in einem Einfamilienhaus ⁽²⁾
 sonst wie: _____

29) Leben Sie in dieser Wohnung ...

- allein ⁽¹⁾
 mit den Eltern ⁽²⁾
 mit einem Partner/einer Partnerin (**auch Partnerblatt**) ⁽³⁾
 mit Ihren Kindern, wenn ja: mit wie vielen: ___ Kinder ⁽⁴⁾
 in einer Wohngemeinschaft mit nicht Verwandten ⁽⁵⁾
 sonstwie: _____

30) Mit wie vielen Personen in ihrem Betrieb sind Sie ungefähr per „du“?

mit _____ mit (fast) allen

31) Welchen Beruf üben Sie aus? (bei Unverständnis, genau nachfragen!)

Beruf: _____

- selbständig⁽¹⁾
 Karenz⁽²⁾
 Pensionist⁽³⁾
 arbeitslos⁽⁴⁾
 Hausfrau⁽⁵⁾ (**Springe zu Frage 36**)

32) In welcher politischen Gemeinde ist ihr Arbeitsplatz? Gemeinde: _____

33) Wie groß ist der Betrieb, in dem Sie arbeiten? [Bei KarenzbezieherInnen, Pensionisten oder Arbeitslosen fragen: wie groß war der Betrieb ...] (Bei erster zutreffender Antwort zur nächsten Frage weitergehen)

- Ein-Mann(Frau)-Betrieb ⁽¹⁾ Betrieb mit unter 100 Mitarbeitern ⁽⁵⁾
 Zwei-Mann(Frau)-Betrieb ⁽²⁾ Betrieb mit unter 1000 Mitarbeitern ⁽⁶⁾
 Betrieb mit unter 10 Mitarbeitern ⁽³⁾ Betrieb mit mehr als 1000 Mitarbeitern ⁽⁷⁾
 Betrieb mit unter 20 Mitarbeitern ⁽⁴⁾

34) Welche Position in der Hierarchie Ihres Betriebes haben sie inne? Ich möchte Ihnen dazu die übliche Dreiteilung von Oben, Mitte und Unten vorgeben. Welcher dieser drei Ebenen würden Sie sich zuordnen?

- Oben ⁽¹⁾ Mitte ⁽²⁾ Unten ⁽³⁾

35) Gibt es Personen außerhalb des Betriebs, denen Sie beruflich untergeordnet sind?

- Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

36) Was ist Ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?

- Volksschule ⁽¹⁾ BHS ⁽⁵⁾
 Hauptschule ⁽²⁾ AHS ⁽⁶⁾
 Polytechnikum ⁽³⁾ Fachhochschule ⁽⁷⁾
 Berufsbildende mittlere Schule ⁽⁴⁾ Universität ⁽⁶⁾

37) Ich zeige ihnen nun eine Tabelle, auf denen mögliche monatliche Nettohaushaltseinkommen verzeichnet sind. Würden sie mir bitte den Anfangsbuchstaben nennen, für das Einkommen, dass am ehesten auf ihren Haushalt zutrifft. **Bitte Tafel zeigen!**

Buchstabe: _____

BESTEN DANK FÜR DAS INTERVIEW!

Wenn der Befragte einen Partner/eine Partnerin hat, auch Partnerblatt ausfüllen!

P1) Wie lange leben Sie schon mit ihrem Partner/ihrer Partnerin zusammen?

- Seit weniger als einem Jahr ⁽¹⁾ mehr als fünf Jahre ⁽³⁾
 Mehr als ein Jahr ⁽²⁾ mehr als zehn Jahre ⁽⁴⁾

P2) In welcher Gegend ist Ihr Partner/Partnerin eigentlich hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Kleinstadt ⁽¹⁾ im Außenbezirk einer großen Stadt ⁽³⁾
 am Land ⁽²⁾ in der Umlandgemeinde einer großen Stadt ⁽⁴⁾

im urbanen Bereich einer großen Stadt ⁽⁵⁾

P3) In welchem Wohnungstyp ist er/sie hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Wohnung ⁽¹⁾ in einem Bauernhaus ⁽³⁾
 in einem Einfamilienhaus ⁽²⁾ sonst wie: _____ ⁽⁴⁾

P4) Welchen Beruf übt er/sie aus? (bei Unverständnis, genau nachfragen!)

Beruf: _____

selbständig⁽¹⁾ Karenz⁽²⁾ Pensionist⁽³⁾ arbeitslos⁽⁴⁾ Hausfrau⁽⁵⁾ (**Springe zu Frage 36**)

P5) In welcher politischen Gemeinde ist sein/ihr Arbeitsplatz? Gemeinde: _____

P6) Wie groß ist der Betrieb, in dem er/sie arbeitet? [Bei KarenzbezieherInnen, Pensionisten oder Arbeitslosen fragen: wie groß war der Betrieb ...] (Bei erster zutreffender Antwort zur nächsten Frage weitergehen)

- Ein-Mann(Frau)-Betrieb ⁽¹⁾ Betrieb mit unter 100 Mitarbeitern ⁽⁵⁾
 Zwei-Mann(Frau)-Betrieb ⁽²⁾ Betrieb mit unter 1000 Mitarbeitern ⁽⁶⁾
 Betrieb mit unter 10 Mitarbeitern ⁽³⁾ Betrieb mit mehr als 1000 Mitarbeitern ⁽⁷⁾
 Betrieb mit unter 20 Mitarbeitern ⁽⁴⁾

P7) Welche Position in der Hierarchie seines/ihrer Betriebes hat er/sie inne? Ich möchte ihnen dazu die übliche Dreiteilung von Oben, Mitte und Unten vorgeben. Welcher dieser drei Ebenen würde er/sie sich zuordnen?

- Oben ⁽¹⁾ Mitte ⁽²⁾ Unten ⁽³⁾

P8) Gibt es Personen außerhalb des Betriebs, denen er/sie beruflich untergeordnet ist?

- Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

P9) Was ist seine/ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?

- Volksschule ⁽¹⁾ BHS ⁽⁵⁾
 Hauptschule ⁽²⁾ AHS ⁽⁶⁾
 Polytechnikum ⁽³⁾ Fachhochschule ⁽⁷⁾
 Berufsbildende mittlere Schule ⁽⁴⁾ Universität ⁽⁸⁾

BESTEN DANK FÜR DAS INTERVIEW!

A) WOHNUNG⁽¹⁾ B) Graz⁽¹⁾ Wien⁽²⁾ C) Stadt⁽¹⁾ Umland⁽²⁾

D1) Interviewer: _____ D2) Interview-Nr.: _____

Grüß Gott. Mein Name ist XXX. Ich komme von der Firma Scan und mache im Auftrag des Verkehrsministeriums eine Umfrage zu ihrer allgemeinen Wohn- und Lebenssituation. Würden sie mir bitte 15 Minuten ihrer Zeit dafür opfern?

E) Interviewte Person ist: männlich⁽¹⁾ weiblich⁽²⁾

F) Zu Beginn möchte ich Sie fragen, ob sie sich derzeit noch hauptsächlich in der Ausbildung befinden (darunter fallen keine Weiterbildungskurse und Kurse für Arbeitslose).

Ja⁽¹⁾ (Interview abbrechen) Nein⁽²⁾

G) Dürfte ich Sie gleich zu Beginn des Interviews nach ihrem Alter fragen, ohne dabei unhöflich zu erscheinen? _____ Jahre (wenn unter 20 oder über 70, Interview abbrechen)

W1) Handelt es sich bei Ihrer Wohnung um eine:

- Mietwohnung⁽¹⁾ gekaufte Wohnung⁽³⁾
 Mietkaufwohnung⁽²⁾ geschenkte (geerbte) Wohnung⁽⁴⁾

W2) Seit wann leben Sie schon in dieser Wohnung? Seit _____ Jahr(en)

W3) Wie lange wollen Sie noch in dieser Wohnung bleiben? Für nicht länger als ...

- ein Jahr⁽¹⁾ länger⁽⁴⁾
 fünf Jahre⁽²⁾ für immer⁽⁵⁾ (springe zu Frage W6)
 zehn Jahre⁽³⁾ weiß nicht⁽⁶⁾

W4) Wenn Sie aus dieser Wohnung ausziehen, in welche Wohnform würden Sie zukünftig am liebsten ziehen?

- Wohnung⁽¹⁾ Reihenhaus⁽³⁾ weiß nicht⁽⁵⁾
 Einfamilienhaus⁽²⁾ sonstiges⁽⁴⁾

W5) Und wo sollte dieser neue Wohnort am besten sein?

- in der Stadt⁽¹⁾ am Land⁽³⁾
 am Stadtrand oder in der Stadtumgebung⁽²⁾ weiß nicht⁽⁴⁾

W6) Weshalb wohnen Sie eigentlich in einer Wohnung und nicht in einem Haus? Wie sehr treffen folgende Gründe dafür auf Sie zu?

Ich wohne in einer Wohnung, weil ...

Trifft auf mich ...	stark zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ...ich mich nicht um alles selber kümmern muss.	1	2	3	4
b) ...ich mir kein Haus leisten will oder kann.	1	2	3	4
c) ...ich mich nur in einer Wohnung wohl fühle.	1	2	3	4
Inwieweit stimmen Sie folgenden beiden Aussagen zu?				
d) Ich achte darauf, dass meine Wohnung immer sauber und aufgeräumt ist. Jedes Ding hat seinen Platz.	1	2	3	4
e) Zwischendurch herrscht Unordnung, aber ich kann großzügig darüber hinwegsehen.	1	2	3	4

W7) Was war der Hauptgrund dafür, dass sie in diese Wohnung gezogen sind? (Stichwort)

W8) Wie stolz sind Sie darauf, in dieser Wohnung zu leben?

1	2	3	4	5
sehr stolz	stolz	teils/teils	weniger stolz	überhaupt nicht stolz

W9) Wie stolz sind Sie darauf, in diesem Bezirk/Ort zu leben?

1	2	3	4	5
sehr stolz	stolz	teils/teils	weniger stolz	überhaupt nicht stolz

W10) Wie beurteilen Sie Ihren Wohnbezirk/Wohnort? Ist er besser oder schlechter als die anderen Bezirke/Orte der Umgebung, oder ist er gleich (gut) wie andere Bezirke/Orte?

1	2	3
besser	gleich	schlechter

W11) Wenn Sie an die Raumplanung (Verkehr, Wohnen, Wirtschaft) in Ihrer Stadt/in Ihrem Ort denken, glauben Sie, dass die unterschiedlichen Interessen der Bürger zufriedenstellend berücksichtigt werden?

1	2	3	4	5
voll und ganz	eher schon	teils/teils	eher nicht	überhaupt nicht

Ich möchte ihnen nun einige Fragen zu ihren Lebensgewohnheiten stellen:

1) Werden Ihre Kleider regelmäßig gebügelt?

Ja, fast alle ⁽¹⁾ nur das Notwendigste ⁽²⁾ (fast) nie ⁽³⁾

2) Wie oft werden Ihre Fenster geputzt? _____ mal pro _____

3) Wie oft wird Ihre Wohnung gesaugt? _____ mal pro _____

4) Wie oft wird Ihr Auto gewaschen? _____ mal pro _____ habe kein Auto

5) Wen laden Sie oft zu sich nach Hause zum Essen ein?

- Verwandte ⁽¹⁾ Nachbarn ⁽⁴⁾ einen Vorgesetzten/Chef ⁽⁷⁾
 Freunde ⁽²⁾ Geschäftspartner ⁽⁵⁾ niemanden ⁽⁸⁾
 Arbeitskollegen ⁽³⁾ Freunde von Freunden ⁽⁶⁾

6) Was schätzen Sie: Wie lange brauchen Sie/oder Ihr Partner in der Regel für die Vorbereitung eines solchen Essens? _____ Stunden

7) Betrachten Sie nun Ihren Freundeskreis. Was würden Sie schätzen...

- a) Wie viel Prozent Ihres gesamten Freundeskreises leben so wie Sie hauptsächlich in einer Wohnung? _____ %
b) Wie viel Prozent Ihres Freundeskreises leben in einem Haus? _____ %
c) Gibt es einen Rest? Wenn ja: wie lebt der Rest? _____

8) Nun schauen wir, in welcher Gegend Ihr Freundeskreis lebt. Wie viel Prozent davon leben hauptsächlich...

- a) Am Land/in einer Kleinstadt: _____ %
b) In der Stadtnähe: _____ %
c) In den Außenbezirken der Stadt (Randbezirke): _____ %
d) In den inneren Bezirken der Stadt (alte Vorstadt): _____ %

9) Was würden Sie sagen? Geben Sie – gemessen an ihrem Haushaltseinkommen – viel Geld für die Inneneinrichtung oder Accessoires in ihrer Wohnung aus?

- Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

11) Haben Sie an der Eingangstür mehr als ein Schloss oder ein besonderes Sicherheits-schloss? Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

12) Kommen wir jetzt zu Ihrer allgemeinen Wohnzufriedenheit. Inwieweit sind diese Sätze für Sie richtig? (1 = absolut richtig, 5 = stimme gar nicht zu, 6 = weiß nicht)

	1	2	3	4	5	6
a) Falls ich umziehen müsste, würde ich genauso wohnen wollen wie jetzt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
b) Ich würde anderen Leuten diese Wohnung empfehlen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
c) Ich würde anderen Leuten empfehlen, in diese Gegend zu ziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
d) Ich bin glücklich mit dieser Wohnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
e) Ich bin zufrieden mit meiner Situation am Arbeitsplatz.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
f) Ich bin zufrieden mit meinem Privatleben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

13) Nun geht es um Ihre kulturellen Interessen. Sagen Sie mir bitte, ob Sie sich für die folgenden **Musikarten**: sehr stark, stark, teils/teils, weniger oder gar nicht interessieren.

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Schlagermusik	1	2	3	4	5
b) Popmusik	1	2	3	4	5
c) Oper oder klassische Musik	1	2	3	4	5
d) Rockmusik	1	2	3	4	5
e) Blas- oder Marschmusik	1	2	3	4	5
f) Punk oder Heavy Metal	1	2	3	4	5
g) House oder Techno	1	2	3	4	5

14) Haben Sie ein Lied (eine Musikgruppe, einen Sänger, eine Sängerin), das (die, den) Sie besonders gern hören?

15) Wenn Sie an das **Fernsehangebot** denken, für welche Sendungen interessieren Sie sich?

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Fernsehshows, Quizsendung	1	2	3	4	5
b) Sportsendungen	1	2	3	4	5
c) Dokumentationen	1	2	3	4	5
d) Heimatfilme	1	2	3	4	5
e) Actionfilme	1	2	3	4	5
f) Horrorfilme	1	2	3	4	5
g) Unterhaltungsserien	1	2	3	4	5
h) Komödien	1	2	3	4	5
i) Nachrichtensendungen	1	2	3	4	5

16) Lesen Sie in Ihrer Freizeit Bücher? oft manchmal selten nie (**Springe zu Frage 18**)

17) Wenn Sie **Bücher** lesen, wie stark interessieren Sie sich da für ...

Interessiere mich ...	sehr stark	stark	teils/teils	weniger	gar nicht
a) Klassische Literatur (z.B. Goethe, Mann)	1	2	3	4	5
b) Unterhaltungsromane, Krimis	1	2	3	4	5
c) Sach- oder Fachbücher	1	2	3	4	5
d) Arztromane, Schicksalsromane	1	2	3	4	5
e) Esoterische Bücher	1	2	3	4	5
f) Biographien	1	2	3	4	5
g) Comics	1	2	3	4	5
h) Gedichte	1	2	3	4	5

18) Wie oft lesen Sie wo Bücher?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Parks	1	2	3	4
b) Kaffeehäuser	1	2	3	4
c) Öffentliche Verkehrsmitteln	1	2	3	4
d) Arbeitsplatz	1	2	3	4
e) Bibliothek	1	2	3	4
f) Lesegemeinschaften	1	2	3	4

19) Wie oft hören Sie wo Musik?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Daheim	1	2	3	4
b) Im Auto	1	2	3	4
c) Mit dem Walkman	1	2	3	4
d) Am Arbeitsplatz	1	2	3	4
e) Bei Konzerten	1	2	3	4

20) Wie oft sind sie in ihrer Freizeit an folgenden Orten? Wie oft führen Sie folgende Tätigkeiten aus?

	oft	manchmal	selten	nie
a) Bars/Lokale	1	2	3	4
b) Kulturveranstaltungen	1	2	3	4
c) Kino	1	2	3	4
d) Kirche	1	2	3	4
e) Vereine	1	2	3	4
f) Vorträge/Kurse	1	2	3	4
g) Parteiveranstaltungen	1	2	3	4
h) Sportveranstaltungen	1	2	3	4
i) Veranstaltungen der Gemeinde	1	2	3	4
j) Daheim bei der Familie	1	2	3	4
k) vorm Computer	1	2	3	4
l) im Garten	1	2	3	4
m) künstlerische Tätigkeiten oder basteln	1	2	3	4
n) Wandern, Ausflüge, Spazieren	1	2	3	4
o) Fernsehen, Video schauen	1	2	3	4
p) Musik hören	1	2	3	4
q) mit Freunden zusammen	1	2	3	4
r) Stammtisch	1	2	3	4

21) Angenommen Sie gewinnen heute abend in einem Fernsehquiz ganz überraschend den Hauptpreis. Sie können sich einen von vier Urlaubsangeboten zu jeweils den selben Wert aussuchen. Für welches der Angebote würden Sie sich entscheiden?

- Einen All-Inklusiv-Urlaub in einem Club am Meer. ⁽¹⁾
- Kulturreise in eine internationalen Metropole. ⁽²⁾
- Einen Wellnessurlaub am Bauernhof in Österreich. ⁽³⁾
- Eine Abenteuerreise mit dem Jeep durch ein touristisch noch kaum erschlossenes Gebiet der Erde. ⁽⁴⁾

22) Hier finden Sie nun einige Aussagen zu Möbeln. Sagen Sie mir bitte, ob diese Aussagen auf Sie ganz, eher, eher nicht oder gar nicht zutreffen.

Meine Wohnungseinrichtung soll vor allem ...

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ... pflegeleicht, praktisch und zweckmäßig sein.	1	2	3	4
b) ... preiswert sein.	1	2	3	4
c) ... exklusiv sein.	1	2	3	4
d) ... meine Persönlichkeit zum Ausdruck bringen.	1	2	3	4
d) ... Ruhe, Wärme und Gemütlichkeit ausstrahlen.	1	2	3	4

23) Sagen Sie mir nun bitte zu jeder Aussage, die ich Ihnen vorlese, ob diese auf Sie voll und ganz zutrifft, eher zutrifft, selten zutrifft oder gar nicht zutrifft.

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) Ich führe ein einfaches und bescheidenes Leben.	1	2	3	4
b) Ich lebe ganz für meine Familie.	1	2	3	4
c) Ich setze mich aktiv für Hilfsbedürftige ein (nicht beruflich).	1	2	3	4
d) Ich genieße das Leben in vollen Zügen.	1	2	3	4
e) Ich gehe in meiner Arbeit auf.	1	2	3	4
f) Ich kümmere mich nicht um gesellschaftliche Zwänge.	1	2	3	4
g) Mein Leben und mein Alltag werden in <u>zu vielen</u> Bereichen von anderen Menschen bestimmt.	1	2	3	4
h) Oft ist es nicht sinnvoll im voraus zu planen, da häufig das Schicksal dazwischen kommt.	1	2	3	4
i) Ich weiß öfters überhaupt nicht, was ich in einer bestimmten Situation machen soll.	1	2	3	4
j) Gewöhnlich kann ich meine Interessen so gut vertreten, dass ich dabei das erreiche, was ich will.	1	2	3	4
k) In der heutigen Zeit durchschaue ich nicht mehr, was eigentlich passiert.	1	2	3	4

l) Ich möchte vieles an mir ändern.	1	2	3	4
j) Meine Ideen werden am Arbeitsplatz kaum aufgenommen und in die Praxis umgesetzt.	1	2	3	4
k) Im Grunde genommen bin ich davon überzeugt, dass mein Betrieb auch ohne mich gleich weiterlaufen würde.	1	2	3	4
l) Mein Chef/meine Kollegen sollte(n) die eigene Arbeit ordentlich erledigen, anstatt immer an mir herumzunörgeln.	1	2	3	4
m) Früher habe ich mir von meiner Arbeit viel erwartet. Leider konnten aber eine Menge meiner beruflichen Träume nicht erfüllt werden.	1	2	3	4
n) Meine Wohnung/Haus ist für mich mein <u>wichtigstes</u> Rückzugsgebiet.	1	2	3	4
o) Ich habe oft das Gefühl, nur daheim mein „wahres Ich“ ungezwungen entfalten zu können.	1	2	3	4

24) Was bedeutet für Sie ihre Wohnung? Bitte antworten sie in einem Satz ganz spontan.
Meine Wohnung bedeutet mir ...

25) Kommen wir nun zu der Kleidung. Wenn Sie daheim sind, was tragen Sie oft tagsüber?
(Mehrfachantworten möglich)

- Straßenkleidung ⁽¹⁾
 nur Unterwäsche ⁽⁴⁾
 Trainingsanzug/Hausanzug ⁽²⁾
 nur Pyjama ⁽⁵⁾
 Sonstige bequeme Freizeitmode ⁽³⁾
 Arbeitskleidung für die Haus/Gartenarbeit ⁽⁶⁾

26) Wie sehr treffen folgende Aussagen zur Bekleidung auf Sie zu?

Meine Kleidung sollte vor allem ...

Trifft auf mich persönlich ...	ganz zu	eher zu	eher nicht zu	gar nicht zu
a) ... bequem sein.	1	2	3	4
b) ... elegant sein.	1	2	3	4
c) ... qualitativ hochwertig sein.	1	2	3	4
d) ... jugendlich, modern sein.	1	2	3	4
e) ... praktisch, zweckmäßig sein.	1	2	3	4

Zum Schluss stelle ich Ihnen noch allgemeine Fragen.

27) In welcher Gegend sind Sie eigentlich hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Kleinstadt ⁽¹⁾
 im Außenbezirk einer großen Stadt ⁽³⁾
 am Land ⁽²⁾
 in der Umlandgemeinde einer großen Stadt ⁽⁴⁾
 im urbanen Bereich einer großen Stadt ⁽⁵⁾

28) In welchem Wohnungstyp sind Sie hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Wohnung ⁽¹⁾
 in einem Bauernhaus ⁽³⁾
 in einem Einfamilienhaus ⁽²⁾
 sonst wie: _____

29) Leben Sie in dieser Wohnung ...

- allein ⁽¹⁾
 mit den Eltern ⁽²⁾
 mit einem Partner/einer Partnerin (**auch Partnerblatt**) ⁽³⁾
 mit Ihren Kindern, wenn ja: mit wie vielen: ___ Kinder ⁽⁴⁾
 in einer Wohngemeinschaft mit nicht Verwandten ⁽⁵⁾
 sonstwie: _____

30) Mit wie vielen Personen in ihrem Betrieb sind Sie ungefähr per „du“?

mit _____ mit (fast) allen

31) Welchen Beruf üben Sie aus? (bei Unverständnis, genau nachfragen!)

Beruf: _____

- selbständig⁽¹⁾
 Karenz⁽²⁾
 Pensionist⁽³⁾
 arbeitslos⁽⁴⁾
 Hausfrau⁽⁵⁾ (**Springe zu Frage 36**)

32) In welcher politischen Gemeinde ist ihr Arbeitsplatz? Gemeinde: _____

33) Wie groß ist der Betrieb, in dem Sie arbeiten? [Bei KarenzbezieherInnen, Pensionisten oder Arbeitslosen fragen: wie groß war der Betrieb ...] (Bei erster zutreffender Antwort zur nächsten Frage weitergehen)

- Ein-Mann(Frau)-Betrieb ⁽¹⁾
 Betrieb mit unter 100 Mitarbeitern ⁽⁵⁾
 Zwei-Mann(Frau)-Betrieb ⁽²⁾
 Betrieb mit unter 1000 Mitarbeitern ⁽⁶⁾
 Betrieb mit unter 10 Mitarbeitern ⁽³⁾
 Betrieb mit mehr als 1000 Mitarbeitern ⁽⁷⁾
 Betrieb mit unter 20 Mitarbeitern ⁽⁴⁾

34) Welche Position in der Hierarchie Ihres Betriebes haben sie inne? Ich möchte Ihnen dazu die übliche Dreiteilung von Oben, Mitte und Unten vorgeben. Welcher dieser drei Ebenen würden Sie sich zuordnen?

- Oben ⁽¹⁾ Mitte ⁽²⁾ Unten ⁽³⁾

35) Gibt es Personen außerhalb des Betriebs, denen Sie beruflich untergeordnet sind?

- Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

36) Was ist Ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?

- Volksschule ⁽¹⁾ BHS ⁽⁵⁾
 Hauptschule ⁽²⁾ AHS ⁽⁶⁾
 Polytechnikum ⁽³⁾ Fachhochschule ⁽⁷⁾
 Berufsbildende mittlere Schule ⁽⁴⁾ Universität ⁽⁸⁾

37) Ich zeige ihnen nun eine Tabelle, auf denen mögliche monatliche Nettohaushaltseinkommen verzeichnet sind. Würden sie mir bitte den Anfangsbuchstaben nennen, für das Einkommen, dass am ehesten auf ihren Haushalt zutrifft. **Bitte Tafel zeigen!**

Buchstabe: _____

BESTEN DANK FÜR DAS INTERVIEW!

Wenn der Befragte einen Partner/eine Partnerin hat, auch Partnerblatt ausfüllen!

P1) Wie lange leben Sie schon mit ihrem Partner/ihrer Partnerin zusammen?

- Seit weniger als einem Jahr ⁽¹⁾ mehr als fünf Jahre ⁽³⁾
 Mehr als ein Jahr ⁽²⁾ mehr als zehn Jahre ⁽⁴⁾

P2) In welcher Gegend ist Ihr Partner/Partnerin eigentlich hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Kleinstadt ⁽¹⁾ im Außenbezirk einer großen Stadt ⁽³⁾
 am Land ⁽²⁾ in der Umlandgemeinde einer großen Stadt ⁽⁴⁾
 im urbanen Bereich einer großen Stadt ⁽⁵⁾

P3) In welchem Wohnungstyp ist er/sie hauptsächlich aufgewachsen?

- in einer Wohnung ⁽¹⁾ in einem Bauernhaus ⁽³⁾
 in einem Einfamilienhaus ⁽²⁾ sonst wie: _____ ⁽⁴⁾

P4) Welchen Beruf übt er/sie aus? (bei Unverständnis, genau nachfragen!)

Beruf: _____

selbständig⁽¹⁾ Karenz⁽²⁾ Pensionist⁽³⁾ arbeitslos⁽⁴⁾ Hausfrau⁽⁵⁾ **(Springe zu Frage 36)**

P5) In welcher politischen Gemeinde ist sein/ihr Arbeitsplatz? Gemeinde: _____

P6) Wie groß ist der Betrieb, in dem er/sie arbeitet? [Bei KarenzbezieherInnen, Pensionisten oder Arbeitslosen fragen: wie groß war der Betrieb ...] (Bei erster zutreffender Antwort zur nächsten Frage weitergehen)

- | | |
|---|--|
| <input type="checkbox"/> Ein-Mann(Frau)-Betrieb ⁽¹⁾ | <input type="checkbox"/> Betrieb mit unter 100 Mitarbeitern ⁽⁵⁾ |
| <input type="checkbox"/> Zwei-Mann(Frau)-Betrieb ⁽²⁾ | <input type="checkbox"/> Betrieb mit unter 1000 Mitarbeitern ⁽⁶⁾ |
| <input type="checkbox"/> Betrieb mit unter 10 Mitarbeitern ⁽³⁾ | <input type="checkbox"/> Betrieb mit mehr als 1000 Mitarbeitern ⁽⁷⁾ |
| <input type="checkbox"/> Betrieb mit unter 20 Mitarbeitern ⁽⁴⁾ | |

P7) Welche Position in der Hierarchie seines/ihres Betriebes hat er/sie inne? Ich möchte ihnen dazu die übliche Dreiteilung von Oben, Mitte und Unten vorgeben. Welcher dieser drei Ebenen würde er/sie sich zuordnen?

Oben ⁽¹⁾ Mitte ⁽²⁾ Unten ⁽³⁾

P8) Gibt es Personen außerhalb des Betriebs, denen er/sie beruflich untergeordnet ist?

Ja ⁽¹⁾ Nein ⁽²⁾

P9) Was ist seine/ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?

- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> Volksschule ⁽¹⁾ | <input type="checkbox"/> BHS ⁽⁵⁾ |
| <input type="checkbox"/> Hauptschule ⁽²⁾ | <input type="checkbox"/> AHS ⁽⁶⁾ |
| <input type="checkbox"/> Polytechnikum ⁽³⁾ | <input type="checkbox"/> Fachhochschule ⁽⁷⁾ |
| <input type="checkbox"/> Berufsbildende mittlere Schule ⁽⁴⁾ | <input type="checkbox"/> Universität ⁽⁸⁾ |

BESTEN DANK FÜR DAS INTERVIEW!

Beobachtungsbogen zu Fragebogennummer: _____

Außen

Nur bei Einfamilienhäusern:

Straßenseitig hoher Zaun/Hecke: Ja
Von einem hohen Zaun/Hecke umschlossen: Ja
Großer Garten: Ja

Stil des Hauses: Villenstil Nachkriegsstil (50er-60er Jahre)
 Bungalow Fertigteilhaus
 alpenländisch Modern (z.B. mit Flachdach)
 80er-90er Jahre (z.B. Erker)

Für alle Typen:

Gesamtzustand des Hauses:
 renovierungsbedürftig
 gut
 perfekt

Vorhänge vor allen Fenstern, die straßenseitig einsichtig sind
Viel Glas als Außenfassade

Innen

Inneneinrichtung: bürgerlich (Stilmöbeln) Nachkriegsstil (50er-60er Jahre)
 alpenländisch modern-trendig
 modern-herkömmlich

Fragebogen Experten, 1. Qualitative Phase

Der Wohnbund Steiermark führt im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie eine Studie durch, in der es um das Thema Einfamilienhaus geht. Das Einfamilienhaus ist der Traum der meisten Österreicher, aber diese Wohnform verbraucht auch viele Ressourcen (Boden, Infrastruktur) und verursacht ein höheres Verkehrsaufkommen. Ziel der Studie ist es einerseits, herauszufinden, welche spezifischen sozialen Gruppen (Lebensstilgruppen) verstärkt zum Einfamilienhaus tendieren. Andererseits sollen die **Elemente des Einfamilienhauses** identifiziert werden, die diese Wohnform so attraktiv machen. Sie sind Experte, wenn es um die Realisierung dieser Träume geht. Aus diesem Grund möchten wir Ihnen einige Fragen stellen. Das Interview dauert etwa eine halbe Stunde.

1. Wie würden Sie die Personen beschreiben, die zu Ihnen kommen, um sich den Traum vom Einfamilienhaus zu erfüllen? Lassen sich diese Menschen irgendwie charakterisieren, haben sie besondere Merkmale? (zB Persönlichkeitstyp, Lebensstil; welche Berufsgruppen bzw. Altersgruppen sind besonders vertreten?)
2. Rund 70% der Österreicher geben an, dass das Einfamilienhaus die beste Wohnform ist. Was glauben Sie steckt hinter diesem Wunsch von fast drei Viertel der Österreicher, welche Motive und Bedürfnisse gibt es da? (zB. Eigentum, uneingeschränkte Verfügbarkeit, individuelles Planen, ökologisches Bauen....)
3. Können sie etwas über die Motive der Leute sagen, die aus der Stadt ins Umland abwandern? (zB. Grünraum, Garten, Erholung, Freizeit, Raumqualität, Eigentum, Ruhe....)
4. Welche großen Vorteile des freistehenden Einfamilienhauses werden eigentlich gesehen, wie werden die Nachteile bewertet? (werden sie ÜBERHAUPT bewertet). Sind den Leuten die wahren Kosten (der Errichtung und laufende Kosten) eines freistehenden Einfamilienhauses bewußt?
5. Es gibt den Film „Hinterholz 8“ (*beschreiben, wenn er nicht kennt*). Wie überzeichnet ist dieser Film eigentlich? Wie häufig kommt es vor, dass sich die Leute mit dem Hausbau finanziell überfordern oder die Probleme des Hausbaus unterschätzen? Kommen Städter mit Luftschlossräumen, die sich kaum realisieren lassen, sind Leute vom Land da realistischer?
6. Was kann das Einfamilienhaus bieten, was eine verdichtete Wohnform nicht zu bieten hat? Ist das Wohnen in verdichteten Wohnformen am Land eine „Zwischenwohnform“ nur solange, bis man sich das eigene Haus leisten kann?
7. Was könnte eine Gemeinde tun, um den Anteil der verdichteten Wohnformen zu erhöhen? Wie könnte eine Gemeinde die Attraktivität verdichteter Wohnformen erhöhen und welche Personengruppen müssten angesprochen werden?
8. Fällt Ihnen zu diesem Thema noch etwas ein, worüber wir noch nicht gesprochen haben? – Danke für das Gespräch!

Fragebogen Bewohner, 1. Qualitative Phase

Was machen Sie beruflich?

Sie wohnen in einem Reihenhaus in einem Außenbezirk Wiens. Wie lange wohnen Sie schon hier, was waren die Gründe hierher zu ziehen?

Weshalb haben Sie sich für die Wohnform „Reihenhaus“ entschieden?

Gab es die Möglichkeit mitzugestalten?

Wie sind Sie bei der Wohnungssuche vorgegangen? Wie haben Sie nach dem Haus gesucht?

Ist die Erreichbarkeit von Nahversorgung, Verkehrsanbindung, Infrastruktur, etc. zufriedenstellend oder gibt es aus Ihrer Sicht Mängel?

Sind Sie hier zufrieden oder haben Sie die Absicht, in absehbarer Zeit wieder die Wohnung zu wechseln?

Können Sie Ihre Wohnbiographie erzählen, d.h. alle Wohnsituationen, die sie erlebt haben und an die Sie sich erinnern können (auch als Kind), beschreiben? Was war an diesen Situationen gut oder schlecht?

Welche Wohnform würden Sie als die beste beurteilen?

Haben Sie Kontakt zu Ihren Nachbarn?

Pflegen Sie diesen auch?

Wie wichtig ist in Ihrem Leben die Selbstbestimmung? Wie wichtig ist die Wohnform in diesem Zusammenhang?

Welche Wohnform verbinden Sie mit Selbstbestimmung?

Wieviele Leute wohnen in Ihrem Haus?

Wie wichtig ist das Haus für den beruflichen Ausgleich?

Was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Benutzen Sie, um zum Arbeitsplatz zu kommen ein Auto?

Sehen Sie fern – welchen Sendungen sehen Sie?

Haben sie ein Lieblingsbuch? Oder einen Autor, oder eine bestimmte Richtung?

Welche Musik hören Sie?

Haben Sie einen Lieblingsfilm?

Was ist wichtig in Ihrem Leben? Haben Sie Träume, die Sie noch verwirklichen wollen?

Fragebogen Bewohner 2. Qualitative Phase

Warum wohnen Sie, wie sie wohnen? In einem Haus. Wie ist es dazu gekommen?

Was spricht für das Haus, im Nachhinein gesehen? Was dagegen.

Was sind die Diskrepanzen, wenn sie daran denken, wie sie es sich vorher vorgestellt haben und wie es jetzt tatsächlich ist.

So ein Haus wird ja in einer bestimmten Weise eingerichtet oder ausgesucht. Da gibt es bestimmte Elemente, die wichtig sind. Wie war denn dieser Prozess, als es darum gegangen ist: welches Haus nehmen wir denn, wie soll denn das ausschauen usw. Haben sie da mit Freunden diskutiert, wie ist das vor sich gegangen, daß es so aussieht, wie es jetzt letztlich aussieht.

Gehen wir einmal in den fiktiven Bereich. Ich sage das Wort „Traumhaus“. Welche Vorstellungen kommen da bei ihnen?

Gibt es ein Detail an ihrem Haus, auf das sie besonders stolz sind?

Es gibt ja verschiedene Argumente pro oder contra Haus. Einerseits bietet es ein Gefühl von Heimat. Andererseits könnte man sagen, ein Einfamilienhaus verhindert, daß man mobil ist, wenn man es sein muß, wenn man z. B. jobmäßig irgend wo anders hin muß.

wie war das damals, als es um die Entscheidung ging, in das Haus zu ziehen. Gab es da Freunde, die so etwas schon hatten, wo sie sich das anschauen konnten, oder waren sie da eher Vorreiter?

Natürlich ist man in einem Haus im Grünen, aber vom Sozialen Leben her ist es doch schlechter als in einer Wohnung in der Stadt. Wie ist denn da der Unterschied.

Zeigen sie ihr Haus gerne her? Laden sie zum Beispiel Freunde ein, und führen sie sie im Haus herum. Ist da etwas damit verbunden, etwas wie ein gewisser Stolz, oder ist das etwas, was eher egal ist?

Gibt es ein Gefühl des Stolzes, wenn sie diese Dinge herzeigen?

Wie ist das mit der „Privatheit“. Wie wichtig ist es ihnen, daß sie in ihrem Haus – wenn sie wollen – auch total ungestört sein können. Wie wichtig ist ihnen Sichtschutz.

Laden sie auch Arbeitskollegen zu sich nach Hause ein, oder wollen sich den Bereich der Arbeit aus dem Privatbereich eher ausgespart haben?

Inwieweit hilft ihnen die Arbeit, die das Haus bereitet dabei, Berufsstress abzubauen.

Wie sehr kümmern sie sich um ihr Haus? Wie wichtig ist es, das Haus heimelig zu machen, es den Bedürfnissen wirklich anzupassen.

Es geht beim Hausbau auch oft um EIGENE Erfahrung. Wie sehr ist das wichtig für sie.

Inwieweit hat die Arbeit und die Organisation, die am Beginn, wenn man in ein Haus einzieht, zu tun ist, dazu geführt, daß sie auch ein wenig vom Alltagsstress und von den Alltagsorgen wegkommen?

Expertenargument:

Frage: Das freistehende Einfamilienhaus fordert ja gesamtwirtschaftlich gesehen einen hohen Preis. Es ist relativ teuer, wegen der Erschließung. Es ist im Grunde unökologisch, weil es eine

relativ hohe Mobilität erfordert. Wenn viele Leute das machen, führt es zur Verhüttelung. Wenn man also ein Haus baut, handelt man der Umwelt gegenüber unverantwortlich. Kennen sie das Argument? Wie stehen sie dazu?

Frage: Von Leuten, die ein Haus wollen hört man oft das Argument: Wenn man das Haus erst hat, ist man unabhängig. In den meisten Fällen muß man aber für seinen Hausbau hohe Schulden machen. Das führt natürlich einerseits zu einer langen Abhängigkeit von Banken. Das kann bis in den finanziellen Ruin gehen. Außerdem ist man ja in seiner Lebensplanung im Grunde nicht mehr sehr mobil. Wenn unvorhergesehenes eintritt: eine Scheidung, ein Wechsel des Arbeitsplatzes, kann sich das Haus schnell als Problem erweisen. Es ist also möglicherweise nicht weit her mit der Unabhängigkeit. Haben diese Gedanken in ihren Überlegungen zum Haus einen Stellenwert gehabt, wie stehen sie dazu?